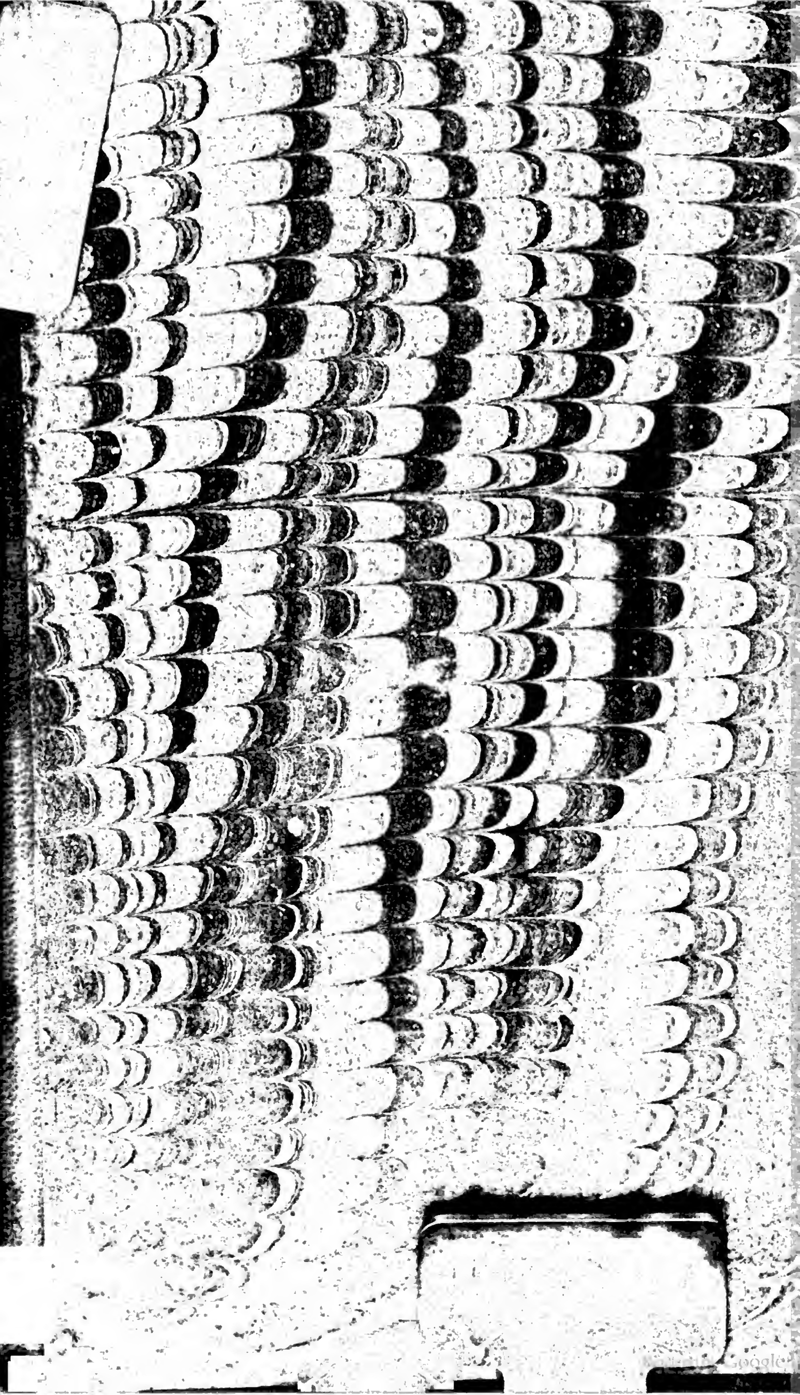





<36601670500017

Praktischer Unterricht
in der
Vieharzneykunst

von
Johann Christian Polykarp
Erxleben
d. Weltweish. D. und Prof. auf der Georg August
Univ. des königl. Instituts der histor. Wiss. zu
Göttingen und der königl. Landwirthschafts-
gesellschaft zu Zelle Mitglied.

R



Göttingen und Gotha
bey Johann Christian Dieterich
1 7 7 1.

Den

Hochgebohrnen

Königlich Großbritannischen
zur Kurfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Landesregierung

hochbetrauten

Herren Premier-Minister

und

Geheimen Räthen:

Dem
Hochgebohrnen Freyherrn
Herrn
Gerlach Adolph
von Münchhausen
Königl. Premier-Minister, Kammerpräsidenten und Curator der Georg Augustuniversität

Dem
Hochgebohrnen Freyherrn
Herrn
Levin Adolph
von Hake
Königl. Geheimen Rath und Consistorialpräsidenten

Dem
Hochgebohrnen Freyherrn
Herrn
Burchard Christian
von Behr
Königl. Geheimen Rathe und
Großvoigte

Dem
Hochgebohrnen Freyherrn
Herrn
Albrecht Friedrich
von Lenthe
Königl. Geheimen Rathe

Dem
Hochgebohrnen Freyherrn
Herrn
Benedix Bremer
Königl. Geheimen Rathe

Dem
Hochgebohrnen Freyherrn
Herrn
Ludewig Eberhard
von Gemmingen
Königl. Geheimen Rathe

Meinen Gnädigst Hochgebietenden Herren

Hochgebohrne Freyherren
Gnädigst Hochgebietende
Herren

Gegenwärtige Schrift, welcher Eu. Hochgebohrnen Excellenzen hohe Namen vorzusetzen in unterthänigster Ehrfurcht ich mich erkühne, betrifft einen Gegenstand, der bisher sehr vernachlässiget worden,

ohne es zu verdienen. **Eu. Hochgebohrne Excellenzen** haben dieses selbst geurtheilt; **Hochdieselben** haben bishero meine Bemühungen mich in dieser wenig gebaueten Wissenschaft nützlich zu machen gnädigst aufgenommen, und durch die gnädigst mir übertragene und von mir im letzten Winter der Vieharzneywissenschaft wegen gethane Reise meinen Eifer unterstützt

und

und belebt. Die allergnädigst mir übertragene Stelle eines öffentlichen Lehrers auf der Georg Augustuniversität giebt mir um soviel mehr Gelegenheit mich zu bestreben, in einer so wichtigen Wissenschaft einigen Nutzen zu stiften. Indem ich nach geendigter Reise den ersten öffentlichen Versuch darin mache, erfordert es meine Pflicht, Eu. Hochgebohrnen Excellenzen

denselben unterthänigst vorzulegen, Hochdenenselben für die häufig mir erwiesene Gnade in tiefster Ehrfurcht zu danken und mich öffentlich zu nennen

Hochgebohrne Freyherren
Gnädigst Hochgebietende
Herren
Eu. Hochgebohrnen
Excellenzen

unterthänigsten Knecht
J. C. P. Erxleben.

Vorrede.

Ich liefere hier das zweyte derer beyden Handbücher, die ich vors erste über die Vieharzneykunst zu schreiben willens war. Es enthält die sogenannte Therapie mit der besondern Pathologie und Semiotik verbunden, und macht mit dem ersten gewisser maassen ein Ganzes aus.

Ich handle zuerst die äusserlichen und dann die innerlichen Krankheiten des Viehes darin ab. Aber mit der Ordnung, in welcher ich die Krankheiten auf einander folgen lasse, bin ich selbst so wenig zufrieden, daß es mich gar nicht befremden wird, sie getadelt zu sehen. Einige Krankheiten wird man vielleicht unter den äusserlichen suchen und unter den innerlichen finden: ich stellte sie an den Ort, wo ich sie nicht ganz unschicklich angebracht zu seyn

glaubte

glaubte. Das beste ist noch, daß eben so sehr nicht viel auf die Ordnung ankömmt in welcher man die Krankheiten auf einander folgen läßt; und darüber wird sich wohl Niemand wundern, daß ich die Krankheiten des Viehes nicht in ein zusammenhangendes System habe bringen können, da wir noch zur Zeit nichts weiter als Fragmente der Therapie in der Vieharzneywissenschaft haben. Und man zeige mir nur erst in der weit vollkommnern menschlichen Arzneykunst ein Lehrbuch über die Therapie, in welchem die Ordnung der Krankheiten ganz natürlich und keinem Tadel ausgesetzt ist.

Aber noch ein Wort von der Ordnung meines Buches. Es betrifft den Umstand, daß ich die Arten der Thiere nicht einzeln betrachtet, sondern sie nach der Aehnlichkeit der Krankheiten neben einander gestellt habe. Ein Recensent hat dieses schon an meiner Einleitung als etwas höchst unbequemes in meinem Plane getadelt, und ohne diesem Tadel würd ich vielleicht nicht ein Mahl daran gedacht haben davon zu reden.

Wenn

Wenn ich nicht einerley Dinge verschiedene Mahle wiederholen, wenn ich meine Leser nicht zu empirischen Viehärzten machen wollte, anstatt sie auf allgemeine Sätze und auf eine vernünftige Theorie zu führen — wenn ich damahls eine Einleitung in die Vieharzneykunst und iezt einen praktischen Unterricht darin schreiben wollte — so mußte ich diesen und keinen andern Plan befolgen. Freylich findet man nicht bey einander was Ein Thier angeht, aber man soll auch nicht Viehartzt für Eine Art Vieh insbesondere aus meinem Buche werden, sondern man soll eine allgemeine Theorie der Vieharzneykunst daraus lernen, man soll das, worin die verschiedenen Arten Vieh übereinkommen und worin sie von einander abweichen, mit Einem Blicke übersehen. Würklich habe ich meinen Plan besser überdacht als der Herr Recensent seine Recension.

Weil ich doch ein Mahl von dieser Recension meiner Einleitung spreche, so wenig ich auch anfänglich willens war, von

so

so einer Recension zu reden, so muß ich noch dem Hn. Verfasser derselben etwas sagen, was ich meinen übrigen Lesern deutlich genug gesagt habe, daß es eine Einleitung in die Vieharzneykunst ist, das heißt mit andern Worten, daß alles Unmedicinische von der Viehzucht nicht hineingehörte. Wenn mein Buch nicht Jemanden, der es als einen Unterricht in der Viehzucht anzusehen ein Mahl beliebt hat, in so fern mager und unvollständig schiene, so würd es monströs seyn. Alles was mein Recensent da von der Zucht des Rindviehes und der Schweine, von der Schaafzucht, u. d. gl. her schwatzt, das geht mich gar nichts an, weil ich keine Viehzucht, sondern medicinische Regeln, die bey der Viehzucht zu beobachten sind, habe schreiben wollen. Daß das nur aus der tiefsten Baurenphilosophie ist, daß man das junge Vieh nicht viel berühren müsse weil es nicht darnach gedeyhet, das einzusehen, dazu bin ich in der That nicht Denkers genug. Ich hielt es für vernünftiger, hier bey der blossen

Erfahrung stehen zu bleiben, daß das iunge Vieh nach zu häufigem Berühren kränklich wird — denn was heißt der Ausdruck anders: es gedeyhet nicht? — als denen für die mein Buch geschrieben ist, Hypothesen darüber vorzulegen. Aber nichts mehr von der Recension, auf die ich gar nichts hätte antworten sollen.

Meine Absicht mit gegenwärtigem Buche wird erreicht seyn, wenn dieienigen die es gebrauchen wollen, in der Kürze einen vollständigern und zuverlässigern Unterricht von dem Verfahren bey den Krankheiten des Viehes daran haben, als an den bisher gedruckten Schriften dieser Art. Daß mein Buch größtentheils compilirt sey, wird mir Niemand vorwerfen, als wer es nicht einsieht wozu ich es geschrieben habe; und das Urtheil solcher Leute interessirt mich die Wahrheit zu sagen nicht. Wundern muß ich mich indessen immer, und herzlich lachen, wenn ein Recensent seinen Lesern mit einer geheimnißvollen Mine die

die wichtige Entdeckung zuflistert die er gemacht hat, daß ich ein Buch compilirt habe, von dem ich in der Vorrede selbst sage daß ich es so gemacht habe.

Ich glaube übrigens selbst, daß mein Buch noch sehr vieler Zusätze und Verbesserungen fähig ist. Sollte es eine zwote Auflage erleben, so werd ich ihm vermuthlich welche geben können, und die Erinnerungen derer, welche mir dazu behülflich seyn wollen, werden mir iederzeit willkommen seyn.

J. C. P. Erxleben.

Ein=



Praktischer Unterricht
in der
Vieharzneykunst.

Einleitung.

Auch die allerbeste Wartung des Viehes ist nicht zureichend, alle Krankheiten von demselben abzuwenden und es beständig in einer ununterbrochenen Gesundheit zu erhalten; Die bisweilen nicht zu vermeidende Abwechselung in der Nahrung, die Veränderung der Luft, und selbst

der Gebrauch des Viehes zu den verschiedenen Absichten, in welchen wir es halten, veranlassen Krankheiten bey demselben, und machen es für uns nothwendig, die Mittel aufzusuchen, die wir denselben entgegen setzen können. Zwar giebt es Krankheiten bey dem Viehe, um deren Heilung wir uns deswegen nicht bekümmern, weil sie uns nicht verhindern, doch den Gebrauch von dem Viehe zu machen, wozu wir es bestimmen; allein die mehresten Krankheiten erfodern doch Heilungsmittel, wenn das davon befallene Vieh nicht gänzlich für uns unbrauchbar werden oder gar verlohren gehen soll. Nur haben wir auf der andern Seite wieder darauf zu sehen, ob uns das Vieh nach der Heilung der Krankheit noch nutzbar bleibt. Verschiedene Krankheiten des Viehes könnten wir unstreitig heilen; allein wenn wir es thäten, so würden wir ihm nur ein Leben retten, das Niemanden weiter nutzen könnte, sondern vielmehr deswegen uns zur Last fallen würde, weil wir die Nahrung und Pflege umsonst

daran wenden müßten. Zwo Ursachen, warum wir nicht alle Krankheiten des Viehes heilen, die wir würklich heilen könnten.

Die Vieharzneykunst muß eben sowohl als die menschliche Arzneykunst, so viel wie möglich ist, auf sichere Gründe gebauet oder als eine Wissenschaft getrieben werden, wenn man nicht allerwärts wie ein Blinder im Finstern herum tappen will. Die Erfahrung muß aber beständig damit verbunden werden; oder um mich besser auszudrucken: richtige Erfahrungen müssen den Grund der ganzen Wissenschaft abgeben, und durch eben so richtige Schlüsse und Folgerungen daraus müssen wir die Erfahrungen zur Heilung der Krankheiten des Viehes anzuwenden suchen. Ich habe in meinem vorhergehenden Werke (*) diejenigen vorläufigen Kenntnisse zu geben gesucht, auf welche ich nun in gegenwärtigem die Regeln zur Heilung der Krankhei-

(*) Einleitung in die Vieharzneykunst.

ten selbst gründen werde. Ich muß daher allerwärts voraus setzen, daß meine Leser sich den Inhalt meines erstern Werkes hinlänglich bekannt gemacht haben werden.

Zuerst werden uns diejenigen Krankheiten beschäftigen, welche äusserlich an dem Körper zum Vorscheine kommen, und die deswegen leichter zu erkennen, und folglich auch mehrentheils leichter zu heilen sind. Hierauf werden die innerlichen folgen.



Erste



Erste Abtheilung.

Von den äusserlichen Krankheiten.

Erster Abschnitt.

Von Verwundungen.

Das Pferd ist unter allem Viehe den Verwundungen am häufigsten ausgesetzt. Der Gebrauch, den wir von demselben machen, so mancherley Arbeiten, die dieses nützliche Thier übernehmen muß, die Gefahr des Krieges, die es mit dem Menschen theilt, setzen es auch am öftesten der Gefahr aus, verwundet zu werden. Aber auch das übrige Vieh kann bisweilen durch mancherley Zufälle dergleichen Verletzungen erleiden, und dann ver-

verfährt man völlig eben so damit, als mit dem verwundeten Pferde.

Wenn eine Verwundung nur das blosse Fleisch betroffen hat, ohne daß grosse Blutgefässe, Nerven, Eingeweide, oder Knochen verlezt sind, so erfordert die Wunde nur geringe Mittel zur Heilung. Man kann sie mit Brantewein auswaschen und alsdann eine Binde oder ein Tuch darüber befestigen, damit sie vor der Luft bewahrt werde, und dem Thiere die völlige Ruhe gönnen, insbesondere muß man zu verhüten suchen, daß es den Theil, welcher verwundet ist, nicht zu viel bewege. Ist die Wunde etwas beträchtlicher, so kann man halb Myrrhen- und halb Aloetinctur hinein giessen, Emplastrum sticticum Crollii auf Leinwand oder Leder gestrichen darüber legen und sie dann verbinden; und so kann man alle vier und zwanzig Stunden bis zur völligen Heilung der Wunde verfahren. Wenn sie etwas groß ist, so ist es auch öfters nöthig, die Lippen der Wunde vermittelst einer krummen Nadel und einiger Fäden zusammen zu heften; nur geht dieses bey dem Viehe nicht so oft als bey dem Menschen an, weil bey den Bewegungen des Körpers, die man doch nicht ganz verhüten kann, die Näthe ausreissen, und die Wunde nur dadurch vergrössert wird.

Scheint

Scheint die Wunde gefährlicher, und sind insbesondere innere Theile verletzt, so hat man vorher, ehe man zur Heilung schreitet, zu untersuchen, ob der Schaden überhaupt an sich heilbar ist; ob z. B. nicht solche Theile zu stark verwundet sind, welche zum Leben unumgänglich erfordert werden; und ob auch nach der Heilung, in dem Falle, da sie möglich ist, das Thier noch zu dem Gebrauche, den wir davon machen, geschickt bleibt. Einer zu besorgenden heftigen Entzündung muß man allenfalls durch wiederholte Aderlässe aus der Lungader zuvor zu kommen suchen, und erweichende und gelind reizende Klystiere, dergleichen das unter N. 1. angeführte ist, können in diesem Falle kaum zu oft gegeben werden. Dabey ist es nöthig, daß man dem Pferde anstatt des Habers nur angefeuchtete Kleye gebe und es fleißig Mehlwasser trinken lasse.

Kugeln, oder andere in der Wunde steckende fremde Dinge, losgerissene Splitter von Knochen und dergl. mehr, müssen vermittelst einer Zange nach und nach, ohne zu grosse Gewalt, völlig losgemacht und herausgenommen werden. Hierbey muß der verwundete Theil völlig in eben die Lage gebracht werden, die er hatte, als das Thier verwundet wurde, wenn man sie anders weiß. Bisweilen

weilen stecken aber diese fremden Körper anfänglich so fest, daß man zu grosse Gewalt anwenden müßte, wenn man sie sogleich heraus bringen wollte. Man würde dadurch den Schaden leicht noch gefährlicher machen können, und es ist also besser, in diesem Falle noch so lange zu warten, bis sich diese Dinge durch die hinzu tretende Verenterung etwas mehr abgelöst haben, damit man sie leichter heraus nehmen könne. Man darf auch bisweilen wohl die Wunde durch einen Schnitt erweitern, um Kugeln oder dergleichen heraus zu schaffen, wenn sonst die Oeffnung dazu zu enge wäre. Bisweilen ist es auch bequemer, die Kugel nicht durch die Wunde, die sie selbst verursacht hat, sondern durch eine neue mit dem Messer gemachte Oeffnung heraus zu nehmen. In der Hölung des Leibes kann man die Kugeln liegen lassen, und die Wunde ohne Bedenken zuheilen.

Wenn grosse Blutgefäße verlezt sind, und man das Blut nicht mit Branteweine stillen kann, so kann man weich geklopften Feuerschwamm darüber legen, oder ohne Umstände die Oeffnung derselben mit einem heissen Eisen zubrennen. Dies erfordert aber Behutsamkeit, damit man nicht etwa in der Nähe liegende Nerven oder Sehnen dabey beschädige. Wenn Sehnen oder Nerven durchschnitten

schnitten sind, so verlieren die Musculn, denen sie zugehören, ihre Thätigkeit, und das Thier bekommt öfters ganz steife Glieder darnach: sind sie nur zum Theil durchschnitten, so ist man genöthigt, sie ganz abzuschneiden; nur untersuche man vorher wohl, ob das Thier noch brauchbar bleibt, wenn das Glied steif wird.

Wunden, die von einiger Beträchtlichkeit oder mit einer Quetschung verbunden sind, müssen erst in eine Verenterung übergehen, ehe sie heilen können, damit dasjenige, was bey der Verwundung verderbt worden, von dem gesunden Fleische abgesondert werde, und sich neues Fleisch, die Wunde zu erfüllen, erzeugen könne. Man verfährt daher mit ihnen eben so, wie mit offnen Enterbeulen, nach denen Regeln, welche der folgende Abschnitt an die Hand geben wird.

Wunden an dem Hinterleibe, aus welchen ein Theil der Gedärme ausfällt, sind bey den Pferden meistens gänzlich unheilbar; die Gedärme können schwerlich wieder in den Leib hinein gebracht und auch nicht wohl darin erhalten werden. Wenn die Verwundung an der Seite des Bauchs wäre, so könnte man noch wohl die Heilung versuchen, und zu dem Ende die Gedärme mit einem Schwamme und laulichter Milch oder Wasser

abwaschen, sie darauf wieder ohne Gewalt in den Bauch hinein schieben, die Wunde heften und durch die gewöhnlichen Mittel zuzuheilen suchen.

Eine allgemeine Warnung muß ich hier noch beybringen, daß Verwundungen, bey welchen sehnichte Theile oder Knochen beschädigt oder entblößt sind, durchaus keine fette Salben und Schmiereregen vertragen können, sondern nur mit trocknenden und balsamischen Mitteln zu heilen sind. Von dieser Art ist der Zufall, wenn ein Pferd am Wiederrüste beschädigt ist; denn an diesem Theile liegen viele und grosse Sehnen und Bänder. Dies geschieht öfters durch einen ungeschickt gemachten oder zu weiten Sattel, oder wenn der Reiter zu viel darauf hin und her wackelt; und der Schaden kann dem Pferde selbst tödtlich werden, wenn er vernachläßigt oder ungeschickt gewartet wird, weil sich die Materie zwischen den Sehnen und Bändern leicht verborgene Gänge macht und entsetzlich um sich frißt. Wenn die Verwundung an diesem Theile noch frisch ist, so ist das beste, was man thun kann, dieses, daß man ein Paar Hände voll frischer oder auch nur getrockneter Erlenblätter in einem halben Quartiere Bier und eben so viel Eßig kocht und warm über den Schaden öfters überschlägt.

schlägt. Auch dann ist dieses Mittel sehr gut, wenn der Widerrüst noch nicht offen und wund, sondern nur angeschwollen ist. Befindet sich aber schon ein ordentliches Geschwür am Wiederrüste, so muß man auf eine andere Weise verfahren, wie nachher gelehrt werden wird.

Wenn sich ein Pferd oder ein Ochse wund gezogen hat, so kann man die Stelle mit Branteweine waschen, oder wenn sie schon eytert und Materie giebt, Digestivsalbe, oder Theer mit ungesalzner Butter vermischt, darauf legen.

Hier muß ich auch einer besondern Beschädigung erwähnen, welche sich die Pferde an den Vorderfüssen selbst geben. Wenn ein Pferd in morastigen Gegenden gebraucht wird, und darin, indem es versinkt, stärker mit den Füssen arbeitet, so hauet es bisweilen mit den Eisen der Hinterfüsse in den so genannten Nerven der vordern. Dieser Theil schwillt alsdann an, und das Pferd geht lahm darnach. Man sagt in diesem Falle, das Pferd habe sich genervt (la nerf-férure). Wenn die Haut nicht dabey aufgerissen und der Nerv folglich nicht entblößt ist, so hat es weniger zu sagen. Man muß alsdann den Umschlag N. 2. warm fleißig überschlagen, bis

bis sich die Hitze und der Geschwulst wieder gelegt hat, wozu auch eine Aderlaß am Halse das ihrige beytragen wird. Allenfalls kann man auch das Klystier N. 1. dabey gebrauchen und innerlich ein Loth Austerschaalen und eben so viel Salpeter täglich zwey Mahl eingeben, weil der mit dieser Verletzung verbundene Schmerz leicht ein Fieber erweckt. Wenn sich das Pferd bessert, so kann man anstatt des Umschlages nur Kampferspiritus nehmen, und den Nerven fleißig damit waschen.

Wäre aber der Nerv selbst entblößt; so muß man ausser dem Gebrauche der eben angezeigten innerlichen Mittel und einer allenfalls wiederhohlten Aderlaß, wie auch eines sparsamen Futters, Myrrhen und Aloetinctur darauf legen, und darneben den vorigen Umschlag N. 2. gebrauchen. Kommt es zu einer ordentlichen Verenterung, so verfährt man, wie bey den Geschwüren an sehnichten Theilen nachher gelehrt werden wird, und hütet sich für allen fetten Salben. Eben so verfährt man, wenn ein Pferd aus andern Ursachen an den Nerven der Hinterfüsse eine ähnliche Beschädigung erlitten hat.

Einige Pferde beschädigen sich auch an den Köthen der Vorderfüsse im Gehen mit dem Eisen des andern Vorderfusses, wenn sie

sie beyde Füsse zu nahe aneinander setzen und mit den Zähen einwärts gehen (le cheval se coupe, s'entretaille, s'atrape). Bisweilen verwundet auch ein Pferd, das gleich hinter einem andern hergeht, das vordere an dem Fusse (l'atteinte). Man muß den Schaden auf eine ähnliche Art heilen, und um den ersten Fall in der Folge zu verhüten, muß man die Eisen so einrichten lassen, daß sie hinten an der Wand nicht über das Horn vortreten.

Die Beschädigungen, die sich ein Pferd bisweilen durch eine Verwickelung in der Halfter zuzieht (l'enchevêtrure), erfodern keine besondere Abhandlung. Sie werden leicht nach den gegebenen Regeln, nach der Verschiedenheit des beschädigten Ortes zu heilen seyn.

Auch auf der Krone verletzt sich zuweilen ein Pferd, indem es sich selbst darauf tritt, oder auch von einem andern darauf getreten wird. Eine einfache und geringere Verwundung an diesem Theile kann man nur gleich mit Brantewein oder mit frischem Harne auswaschen, damit kein Geschwür entstehe, welches sehr böse Folgen haben könnte.

Vernagelt ist ein Pferd (encloué), wenn ein Hufnagel bey dem Beschlage das Leben im Hufe entweder verletzt oder auch nur

drückt.

drückt. Das Pferd hinkt alsdann sogleich nach dem Beschlage ziemlich stark, und man muß den Nagel so bald als möglich heraus ziehen, wenn man nicht ein Geschwür von Wichtigkeit zu befürchten haben will. Um zu finden, welcher Nagel eigentlich das Pferd verletze, klopft man auf einen nach dem andern, und giebt Achtung, bey welchem das Pferd zuckt; denn dieser ist es, der das Pferd beschädigt hat. Man zieht ihn sogleich heraus, und läßt einige Tropfen Myrrhen= und Aloetinctur in die Wunde laufen, worauf man sie mit Wachse zustreicht, damit die Arzney nicht wieder ausfliesse, wenn das Pferd den Fuß niedersetzt. Hat sich ein Pferd einen Nagel oder ein Stück Glas in den Fuß getreten, so verfährt man eben so damit. Bisweilen, zumahl wenn die Verletzung sich auch auf die Nerven, Sehnen und Bänder des Hufs, oder gar auf den Knochen erstreckt, wird die Vernagelung gefährlicher, und kann selbst in ein Horndurchfaulen übergehen.

Bisweilen werden auch die Laden, oder die Zunge, oder auch wohl gar der Gaumen bey einem Pferde durch ein scharfes oder rauhes Mundstück, oder durch die Ungeschicklichkeit des Reiters, oder bey Eingabe einer Arzney verwundet. Das Pferd frißt alsdann mit Beschwerde, es beweist viel Begierde

dazu,

dazu, so wie es aber anfängt zu fressen, so wird es gleich durch die verursachten Schmerzen im Maule davon abgehalten. So bald man also dieses bemerkt, so muß man augenblicklich das ganze Maul sorgfältig untersuchen, wo und auf welche Weise es verletzt sey. Wenn das Mundstück Schuld daran ist, so muß man vor allen Dingen dem Pferde ein anderes geben, das seinem Maule angemessen ist, und die beschädigte Stelle fleissig mit Salz und Eßig waschen, und alsdann mit Rosenhonig bestreichen. Wenn die Verletzung an den Laden beträchtlich ist oder vernachläßiget wird, so können äusserst bösartige Geschwüre darnach entstehen, wobey öfters der Knochen angefressen wird. In diesem Falle entblößt man den Knochen und feilt die angefressene Stelle behutsam weg, brennt auch die harten Ränder aus den fleischichten Theilen des Schadens und legt eine Salbe darauf, die man aus dem Pulver von Fieberrinde, mit Eßig zusammen gerührt, verfertigt. Da das Pferd bey solchen Zufällen nicht wohl fressen kann, so muß man ihm nur Speisen geben, die den Gebrauch der Zähne nicht erfordern. Auch ein scharfes Futter kann das Maul verletzen, und verursachen, daß insbesondere der Gaumen davon aufgeritzt und entzündet wird. Man verfährt eben so damit, so wie auch mit den kleinen

nen Blattern, die bisweilen im Maule oder an der Zunge von selbst hervor kommen (les cirons).

Wenn das Auge durch einen Stoß bey einem Thiere beschädigt ist, so hat man zu besorgen, daß eine Entzündung entstehe, und das Auge gar verlohren gehe. Um dieses zu verhüten, läßt man aus der Lungader eine hinlängliche Menge Blut laufen und gebraucht fleißig das Klystier N. 1. Aeusserlich bringe man ja keine fettigen Salben auf das Auge, nichts ist ihm schädlicher als dergleichen. Man nehme Krausemünze, Fliederblumen, Thymian, Salbey, oder andere dergleichen zertheilende Kräuter, welche man bey der Hand hat, koche sie in halb Wein und halb Wasser, und schlage davon etwas zwischen feiner Leinewand so oft warm über das Auge, wie der erste Umschlag wieder kalt geworden ist. Oder man kann etwas Safran in Milch kochen, alsdann Semmelkrumen darein weichen, und diese über das Auge legen. Ein anderes in diesem Falle ungemein dienliches Mittel ist, wenn man einen Borsdorfer Apfel bratet, das Weiche davon ohne Schaale und Kernhaus mit etwas Rosenwasser und einem kleinen Wenig Bleyzucker zusammen reibt und auf das Auge legt. Im Futter muß man das beschädigte Thier sparsam halten, um die Entzündung und das

das damit verknüpfte Fieber nicht zu vermehren.

Bey starken Verletzungen des Auges wird man nicht allemahl im Stande seyn, durch diese Mittel der Entzündung und Vereyterung zuvor zu kommen, zumahl wenn das Auge selbst mit Blut unterlaufen, oder seine Häute gar zerrissen sind. Es erfolgt in diesen Fällen öfters eine gänzliche Blindheit, doch hilft sich auch bisweilen die Natur selbst, ehe man es vermuthet.

Ich enthalte mich hier mit Fleiß einer weitläufigern Abhandlung von den Wunden und ähnlichen äusserlichen Verletzungen, welche zu viel Raum wegnehmen würde. Die wenigsten meiner Leser würden vermuthlich Gebrauch davon machen können; und im Felde, wo dergleichen am häufigsten vorfallen, hat man selten Zeit an die Heilung der verwundeten Pferde zu denken. Sollte aber ein Pferd, das vorzüglich schätzbar ist, und das man gern retten möchte, etwas stark verwundet seyn, so thäte man immer am besten, wenn man es einem geschickten Wundarzte übergäbe und ihn eben so damit verfahren liesse, wie mit einem Menschen bey einer ähnlichen Verwundung; denn hierin ist unter Menschen und Vieh kein Unterschied zu machen.

Zweyter Abschnitt.

Von Eyterbeulen.

Wenn sich in einem Theile des Körpers das Blut in den kleinern Gefässen ansammlet und stockt, und nicht wieder zertheilet werden kann, so tritt bald darauf, wegen des übrigen darauf stossenden Blutes, eine grössere Wärme in dem Theile hinzu, er schwillt etwas an, und man nennt das alsdann eine Entzündung (Inflammation). Nach und nach löset sich das stockende Blut nebst den Gefässen und dem benachbarten Fette in eine dicke weißlichte Materie oder Eyter auf, und so erzeugt sich die Eyterbeule (l'abscés).

Wenn sich also entweder von selbst, oder nach einem vorhergegangenen Stosse, oder aus andern Ursachen eine Entzündung äusserlich an dem Körper erzeugt hat, so kann man anfänglich versuchen, ob sie sich noch zertheilen läßt, ohne in eine Eyterbeule überzugehen. Ausser dem Aderlassen und dem wiederhohlten Gebrauche des Klystiers N. 1. kann man den Breyumschlag N. 3. kalt überlegen; nur muß es nicht mehr geschehen, wenn die Entzündung

zündung schon zu weit um sich gegriffen hat. Man kann auch anstatt dieses Umschlages N. 3. den N. 2. gebrauchen, und ihn warm, so oft er wieder kalt wird, aufs neue umschlagen, so lange, bis die Entzündung vertrieben ist.

Hat die Entzündung schon zu sehr Ueberhand genommen, so muß man alle diese Mittel weglassen, und vielmehr die Hervorbringung eines guten Eyters selbst zu befördern suchen. Dies geschieht durch den Umschlag N. 4. den man alle zwölf Stunden aufs neue auflegt.

Wenn sich die Materie in der Eyterbeule erzeugt hat, welches man daran erkennt, daß sie weicher und oben auf erhabener wird, als sie vorher war; so ist es am besten, einen Einschnitt darin zu machen und die Materie heraus zu lassen, damit sie sich nicht etwa verborgene Gänge unter der Haut mache und einen bösartigen Schaden verursache. Man hat sich nur hierbey vorzusehen, daß man keine grosse Ader oder einen andern Theil beschädige, dessen Verletzung dem Thiere gefährlich werden könnte; und man thut besser, wenn man dieses zu befürchten hat, daß man lieber die Beule gar nicht aufschneidet, sondern eine halb durchschnittene Zwiebel auf Kohlen bratet und in die Mitte der Beule

legt, worauf sie sich nach einiger Zeit von selbst öffnen wird.

Nach der Oeffnung der Beule drückt man die Materie aus derselben aus, streicht etwas von der Digestivsalbe auf alte Leinwand, und verbindet den Schaden damit. Dieser Verband wird alle vier und zwanzig Stunden wiederholt.

Wenn man sieht, daß sich die Höhlung der geöffneten Eyterbeule wieder mit gesundem Fleische ausgefüllt hat, so ist es Zeit, die völlige Heilung des Schadens zu befördern. Dies geschieht dadurch, daß man nun anstatt der Digestivsalbe die Brandsalbe (unguentum nutritum), auf eben dieselbe Weise gebraucht. Während der ganzen Heilung muß das Thier nicht zu viel noch zu starke Nahrung und keinen Haber bekommen, wenn die Beule etwas beträchtlich ist.

Bisweilen geschieht es, daß sich in der Schwäre, oder in denen Wunden, bey welchen man, wegen der damit verknüpften Quetschung, wie bey Schwären verfahren muß, ein wildes und schwammichtes Fleisch erzeugt, und der Schaden unrein wird. Wenn man dieses bemerkt, so muß man anstatt der vorhin genannten Salben die ägyptische Salbe

auf:

auflegen; denn ehe dieses wilde Fleisch nicht weggeschafft ist, darf man nicht an die Heilung des Schadens gedenken. Hilft aber diese Salbe nicht genug, oder hat das wilde Fleisch schon zu sehr Ueberhand genommen, so streuet man zugleich etwas gepülverten blauen Vitriol, oder Zucker, oder rothen Präcipitát darauf, oder man bedupft es mit dem Höllensteine oder dem gemeinen Aetzsteine, so oft man den Schaden mit der ägyptischen Salbe verbindet.

Wenn die Ränder und der Grund des Geschwüres bisweilen hart werden, und die Heilung desselben ebenfalls dadurch aufgehalten wird, so bedient man sich der nämlichen Mittel, oder man muß auch selbst das Messer oder die Scheere zu Hülfe nehmen, und diese harten Ränder wegschneiden, damit der Schaden einen frischen Grund bekomme.

Wenn der Knochen, der etwa darunter liegt, zugleich mit angefressen ist, so giebt der Schaden mehrentheils einen sehr übeln Geruch von sich, und die herausfliessende Materie ist dünne und wässericht, und färbt das Silber schwarz. Wenn man einen solchen Beinfraß an diesen Merkmaalen erkannt hat, so muß man zu befördern suchen, daß sich der angefressene Theil des Knochens von dem

gesunden Theile los begebe, weil sonst der Schaden nicht zuheilt, oder wenn er ia zum Schlusse gebracht wird, bald darauf wieder aufbricht. Diese Absicht kann man dadurch erreichen, daß man den angefressenen Theil des Knochens mit einem heissen Eisen brennt, oder eins von den Kügelchen N. 5. in das Geschwür hinein bis auf den Knochen bringt. Wenn man nun den Schaden wie sonst verbindet, und den Verband erst nach ein Paar Tagen wieder öffnet, so wird eine schwarze sehr übel riechende Materie heraus fliessen, welche sich aus dem angefressenen und aufgelösten Knochen erzeugt hat. Dieser Mittel bedient man sich so lange, bis der Knochen oben auf wieder gesund ist.

Der Gebrauch, den wir von den Pferden machen, giebt zu einigen bösartigen Gattungen von Geschwüren Gelegenheit, die sich insbesondere an ihren Füssen erzeugen, und eine besondere Heilung und grössere Aufmerksamkeit erfordern. Es soll von ihnen in dem folgenden Abschnitte gehandelt werden.



Dritter

Dritter Abschnitt.

Von einigen besondern Geschwüren, denen die Pferde vornemlich an den Füssen unterworfen sind.

Wie man mit denen Wunden, welche sich am Wiederrüste befinden, verfahren müsse, ist schon vorher gelehrt worden: hier muß noch von der Heilung der Geschwüre an diesem Theile geredet werden. Diese Geschwüre sind deswegen vorzüglich gefährlich, weil an dem Wiederrüste viele starke Sehnen und Bänder zusammen laufen. Wegen der beständigen Würksamkeit und Zusammenziehung dieser Theile bey der Bewegung des Körpers heilen die Schäden daselbst ungern; die Materie macht sich leicht Gänge und tiefe verborgene Röhren dazwischen, und fette öhlichte Arzneyen, wie z. E. die Digestivsalbe oder der Balsam des Arcäus schicken sich so wenig auf dergleichen Theile, daß ein Pferd bey dem Gebrauche derselben auf dem Wiederrüste selbst mit dem Leben bezahlen kann.

Die Geschwüre am Wiederrüste müssen daher nur mit Kalkwasser ausgewaschen, und

alsdenn ein Pulver hinein gestreuet werden, das stark austrocknet, um das Geschwür zum Schlusse zu bringen. Man kann dazu mit dem Herrn von Sind gebrannte Austerschaalen mit etwas grünen Vitriol vermischt gebrauchen, oder dies Pulver mit Ochsengalle zu einer Salbe machen. Wildes Fleisch und Verhärtungen bringt man auf die gewöhnliche vorher gelehrte Weise weg, mit oder ohne ägyptische Salbe. Eben so verfährt man mit Geschwüren an andern stark sehnichten Theilen, wie z. E. das Knie oder die meisten andern Gelenke sind.

In der Mähne derer Pferde, welche einen Speckhals haben, entsteht bisweilen eine Art von flachem Geschwüre, wobey die Haut voller Falten ist und ein scharfes Wasser von sich giebt (le roux vieux). Die Hengste sind diesem Schaden mehr als andere unterworfen. Das ausschwitzende Wasser, welches eine röthlichte Farbe hat, nimmt öfters die ganze Mähne ein, und macht, daß die Haare derselben ausfallen, zumahl da sich das Pferd wegen des beständigen Juckens, das es davon empfindet, gern an seinem Stande reibt. Ein solcher Schaden kann dem Pferde endlich mit der Zeit den ganzen Hals verunstalten. Man kann dagegen die Salbe N. 6. gebrauchen, und täglich ein Paar Mahl

einreiben,

einreiben, nachdem man die Mähne iedesmahl mit gewöhnlicher Lauge ausgewaschen hat.

Es geschieht bisweilen, wenn ein Pferd etwas hart auf einen spitzigen Stein mit der Sohle zwischen dem Eisen auftritt, oder wenn es in einen Nagel, ein Stück Glas, und d. gl. tritt, daß das Blut an dieser Stelle stockt, sich immer mehr und mehr ansammlet, in Materie übergeht und dadurch ein Geschwür im Hufe verursacht. Wenn man bey diesem Zufalle, den man die Querschung der Sohle (la sole battue) nennt, bey Zeiten zu Hülfe kommt, so hat er so sehr viel nicht zu sagen, da er hingegen, wenn er vernachläßigt wird, Gelegenheit geben kann, daß das Pferd den ganzen Huf verliert und völlig unbrauchbar darüber wird.

Indem sich das Pferd an dem Steine verletzt, so zuckt es mit dem Fuße und geht anfänglich etwas lahm, hernach aber merkt man ihm weiter nichts an, als bis sich die Materie unter dem Hufe gesammlet hat. Man muß so bald, wie man die Querschung der Sohle bemerkt, den Fuß stark auswürken lassen, damit man sehe, wo sich das Blut unter der Sohle angesammlet habe, und darauf nimmt man die Sohle selbst aus, entweder nur zur Hälfte, wenn die Verletzung

an einer Seite geschehen ist, oder die ganze Sohle, wenn sich das Blut in der Mitte derselben angesammlet hat. Zu diesem Ende wird die Sohle durch Kuhmist mit Leinöhle oder altem Fette vermischt, den man einen Tag darüber schlägt, etwas erweicht, alsdann rings herum von den Wänden des Hufes abgelößt und los gemacht, so, daß rings herum an dem Horne noch zween Messerrücken breit von der Sohle stehen bleibt, und darauf mit der Zange gefaßt und abgerissen. Der Fuß wird alsdann stark bluten, aber man muß das Blut nicht zu früh stillen; denn mehrentheils wird es von selbst zu rechter Zeit aufhören. Will es aber gar nicht nachlassen, so kan man auch etwas Brantewein darauf legen und eine Schnur um den Fessel bringen und etwas anziehen. Nun legt man von der Digestivsalbe auf ausgezupfte alte Leinwand darüber, heftet das Eisen mit drey Nägeln auf, und bindet unten dünne hölzerne Spähne fest, damit sich das Pferd bey dem Niedertreten nicht an der Sohle beschädige. Man kann sich auch mit grossem Vortheile des von dem Freyherrn von Sind erfundenen Eisens bedienen, welches nicht mit Nägeln aufgeschlagen, sondern mit Schrauben oder Riemen an dem Hufe befestiget wird *). Nach

*) Die Kunst Pferde zu zäumen II. Kupfer.

Nach zweymal vier und zwanzig Stunden wird der Verband wieder geöffnet und der Schaden näher untersucht. Sollte die Materie noch nicht weit um sich gefressen haben, so kann man bey der Digestivsalbe bis zur völligen Ausheilung bleiben, nachdem man iedes Mahl vor dem Verbande von der Myrrhen- und Aloetinctur etwas in den Schaden hinein gegossen hat. Hat aber der Schaden schon weiter um sich gegriffen und die Materie hin und wieder Höhlungen und Gänge gemacht, so sprüzt man diese mit der Myrrhen- und Aloetinctur aus, und legt anstatt der Digestivsalbe die ägyptische, oder auch die von dem Herrn von Sind dazu empfohlene und unter N. 7. beschriebene Salbe auf, wodurch das Geschwür rein erhalten wird. So verfährt man bis zur völligen Heilung.

Bisweilen zeigen sich in dem Geschwüre kleine Splittern von Knochen oder Sehnen, oder manchmahl auch Stücken Glas u. d. gl. was sich das Pferd in den Fuß getreten hat; welches man alles mit einer kleinen Zange sorgfältig aus dem Fusse heraus nehmen muß.

Wenn

Unterricht in den Wissenschaften eines Stallmeisters VIII. Kupfer 2. und 3te Figur.

Wenn der Schaden gereinigt und ausgeheilt ist, so wird die Sohle schon von sich selbst wieder wachsen.

Sollte das Pferd bey dieser Verletzung auch die Zeichen eines Wundfiebers haben, so öffnet man die Lungader und giebt ihm alle Morgen ein Loth Salpeter und eben soviel gepülverte Austerschaalen mit einem Glase Wasser ein.

Wenn nach der Quetschung der Sohle nicht bey Zeiten die gehörigen Mittel gebraucht werden, und sich die Materie in dem Hufe ansammlet, so macht sich dieselbe, da sie unten keinen Ausgang findet, allerley Wege in dem Fleische und dringt endlich, nach dem sie weit genug um sich gefressen hat, oben an der Krone heraus. Man sagt alsdann, das Eyter setze sich ins Haar, (matiére soufflée au poil,) und nennt dieses böse Geschwür das Horndurchfaulen (javart). Es kann auch ausser der Sohlenquetschung aus andern Ursachen entstehen, welche ein Geschwür und Eyter in dem Hufe hervorbringen können; z. E. wenn ein Pferd sich selbst auf den Huf tritt, oder von einem andern darauf getreten wird, oder wenn es vernagelt und dabey verwahrloset wird. Nach der Bösartigkeit dieses Geschwüres theilen es die Franzosen in

das

das javart simple, nerveux und encorné ein.

Man erkennt das Horndurchfaulen daran, daß das Pferd mit dem Fusse lahm geht, und die Krone anschwillt und unnatürlich heiß wird. Man hat eben so dabey zu verfahren, wie bey der Quetschung der Sohle, und nachdem die Sohle ausgenommen worden, den Schaden mit ägyptischer Salbe, oder der Salbe N. 7. zu verbinden, nur muß man auch wohl untersuchen, was für Gänge und Höhlungen die Materie schon gemacht habe, und dieselben bey einem ieden Verbande mit Myrrhen- und Aloetinctur ausspritzen. Oefters muß man die kleinen Oeffnungen des Geschwürs auf der Krone erweitern und aufschneiden, damit man desto besser den verborgenen Höhlungen beykommen kann. Wildes Fleisch, das sich etwa erzeugen sollte, beitzt man durch etwas hinein gestreueten gepülverten Vitriol, gebrannten Alaun oder rothen Präcipitat weg. Bisweilen fangen auch wohl Feigwarzen an heraus zu wachsen, die man gleich bis auf den Grund ausbrennen muß.

Es geschieht auch wohl, daß die Materie den Knochen des kleinen Beines angreift, und dadurch den Schaden um so viel beschwerlicher zu heilen macht. Alsdann gebraucht man eines oder zwey von den Kügelchen N. 5.

die

die man bis auf den angefressenen Knochen hineinsteckt. Die Haut des darüber liegenden angeschwollenen Theiles der Krone ritzt man mit der Spitze eines Messers auf, und verbindet sie mit der Digestivsalbe. Nach zween oder drey Tagen macht man erst den Verband wieder los, und läßt die schwarze stinkende Materie heraus fliessen, worauf man das Geschwür auf die vorbeschriebene Weise ausheilt. Sollte sich aber der angefressene Knochen noch nicht völlig abgelöset haben, so muß man so lange, bis es geschehen, mit dem Gebrauche der Kügelchen N. 5. fortfahren. Diese Heilungsart ist besser, als wenn man den angefressenen Knochen mit dem heissen Eisen ausbrennt, wie einige anrathen.

Wenn den Pferden der Huf nicht rein gehalten wird, und sie zu lange im Miste und Kothe stehen müssen, so wird bisweilen der Strahl des Hufes von einem Geschwüre angefressen, welches man die Fäulung des Strahles nennt. Man muß den Fuß dabey rein und trocken halten, die faulen Stellen behutsam wegschneiden, Myrrhen- und Aloetinctur darauf tröpfeln, und dann den Schaden mit einem trocknenden Pulver, z. E. mit gepülverten Austerschaalen, worunter etwas Alaun gemischt ist, verbinden.

An dem Fessel oder an der Köthe erzeugen sich auch zuweilen Geschwüre, die man mit dem Umschlag N. 4 erweicht, alsdann öffnet und mit der Digestivsalbe oder der ägyptischen Salbe ausheilt. Wenn sie an den Seiten des Fessels entstehen, so verursachen sie gemeiniglich dem Pferde so grosse Schmerzen, daß es ein heftiges Fieber dahey erleidet, und daß selbst der kalte Brand hinzu schlagen kann. Man muß daher alsdann mit dem Futter behutsam verfahren, am Halse genugsam zur Ader lassen, alle Tage ein oder zwey Mahl ein Loth Salpeter und eben so viel gepülverte Austerschaalen mit Wasser eingeben, und das Klystier N. 1. fleißig gebrauchen. Aeusserlich bedient man sich der nämlichen Mittel wie vorher; sollte aber der Theil schon anfangen vom Brande angegriffen zu werden, so muß man mit einem Messer bis auf das gesunde Fleisch ritzen, und zwey Loth Fieberrinde gepülvert in einem Quartiere Wasser kochen, und dieses Wasser mit Tüchern um den Schaden schlagen.

Was bey dem Pferde das Horndurchfaulen heißt, das nennt man bey dem Rindviehe das Fick. Dieser Schaden kann auch bey dem kleinen Viehe entstehen und wird auf eine ähnliche Weise geheilt. Der Fuß ist dabey unten angeschwollen und entzündet, und

das

das Vieh hinkt. Sobald man diese Zeichen wahrnimmt, schneidet man mit einem scharfen Messer die Spitze des Hornes schräge hinweg bis aufs Leben, und läßt die Materie ausfliessen, wenn sich schon welche erzeugt hat, welches man durch einen gelinden Druck auf die Seiten des Hornes befördert. Hierauf kann man etwas Myrrhen und Aloetinctur hinein tröpfeln, und den Schaden mit Digestivsalbe, oder mit Theer und Fett unter einander gerührt verbinden, und das Fick solchergestalt ausheilen.

Etwas über der Krone an den Hinterfüssen erzeugt sich bisweilen bey denen Pferden, welche viel schwere Arbeit im Kothe und Miste zu verrichten haben, ein nicht sehr grosses wenig erhabenes Geschwür, welches eine ungemein scharfe und sehr übel riechende Feuchtigkeit fliessen läßt, die das Haar abfrißt, und das Horn des Hufes aufspringen, oder auch selbst abfallen macht. Dieser Schaden heißt die **Krote** (la crapaudine). Man muß ihn mit dem heissen Eisen hin und wieder, doch nicht zu tief, aufritzen, und alsdann mit der Digestivsalbe, oder lieber mit der ägyptischen, oder auch mit der N. 7. verbinden. Alsdann wird ein Schorf darauf entstehen, der in einigen Tagen abfällt, und wornach das Uebel bisweilen geheilt wird, welches schwer völlig aus dem Grunde zu heben ist.

Es

Es giebt noch einige Arten von Geschwüren, welche sich an den Füssen der Pferde äussern, und sich hauptsächlich nur auf der Oberfläche der Haut durch eine scharfe fressende Feuchtigkeit zu erkennen geben, ohne eben tief in das Fleisch einzufressen. Sie bekommen nach der Verschiedenheit des Ortes, den sie einnehmen, und nach einigen andern Verschiedenheiten, mancherley Namen; und es gehört vornehmlich die so genannte Rappe, die Mauke, die Gräte und der Ratzenschwanz hieher.

Die Rappe (la solandre, rape) hat ihren Sitz hauptsächlich an den Hinterfüssen des Pferdes um dem Knie, iedoch befällt sie auch bisweilen die Vorderfüsse. Der von der Rappe angegriffene Theil ist etwas angeschwollen, die Haut darneben hart und feucht, auch öfters grindicht, und das Haar liegt nicht glatt auf der Haut, sondern ist wie aufgebürstet. Dieses Uebel entsteht aus einer Stockung der Säfte in den Gefässen dieser Gegend, welche durch Unreinigkeit der Ställe, in denen die Pferde immer im Kothe stehen und liegen müssen, durch eine zu grosse Nachlässigkeit die Füsse der Pferde rein zu halten, und nach der Arbeit fleißig vom Kothe zu reinigen, wie auch durch das so schädliche Wasserreiten im Winter, nachdem das Pferd von

der Arbeit erhitzt worden, veranlaßt werden kann. Indem nämlich die Säfte dadurch in diesen Theilen zum Stocken gebracht werden, so kann es nicht anders kommen, als daß sie in kurzer Zeit dadurch eine gewisse Schärfe an sich nehmen, welche immer weiter um sich frißt, und sich nach und nach auch dem übrigen Geblüte mittheilt. Das Uebel nimmt bisweilen so sehr Ueberhand, daß das Pferd völlig unbrauchbar davon werden kann. Einem Pferde, daß man vorzüglich lieb hat, muß man daher, nachdem es seine Arbeit gethan hat, um diese und ähnliche Krankheiten zu verhüten, die Füsse mit wollenen Tüchern oder trocknen Strohe stark reiben, und wenn es dabey kothig ist, vorher erst wohl mit Wasser abwaschen, und dann so lange reiben lassen, bis sie wieder ganz trocken sind.

Man kann gegen die Rappe das solleyselische Nußpflaster (s. dessen vollkommenen Stallmeister 203. S.) gebrauchen, welches man alle acht Tage frisch auflegt, nachdem man die Haare von dem kranken Orte abgeschoren hat. Man kann mit dem Gebrauche desselben so lange fortfahren, bis man Besserung verspürt. Ich habe die Verfertigung dieses Pflasters in dem Verzeichnisse der Arzneyen unter N. 8. beschrieben; man wird aber wohl thun, wenn man sich nicht gar zu viel darauf verläßt.

Der

Der Herr von Sind läßt die Salbe N. 9. auf den von der Rappe befallenen Ort, nachdem die Haare davon abgeschoren sind, so lange auflegen, bis sich ein Schorf darauf setzt, welcher nachher von selbst abfällt. Man kann auch nur die so genannte neapolitanische Salbe, N. 10. gebrauchen, und allenfalls, wenn man sie stärker haben will, unter die N. 10. verordneten acht Loth, ein Loth rothen Präcipitat mischen.

Aber wenn man das Uebel von Grund aus heilen will, so muß man auch durch innerliche blutreinigende Dinge zu Hülfe kommen. Man kann, wenn man es sonst nöthig findet, erst am Halse zur Ader lassen, und dann acht oder vierzehn Tage lang die Lattwerge N.11. des Morgens nüchtern, und des Abends nach dem letzten Futter gebrauchen.

Das Pferd muß während der ganzen Heilung geschont werden, und ein trocknes und reines Streu bekommen, weil sonst alle Mittel nichts anschlagen werden.

Die Mauke oder Struppe (la malandre, peigne, grape) ist ein ähnlicher Schaden, welcher die Pferde im Fessel befällt, und sich ebenfalls durch eine klebrichte, stinkende und scharfe Feuchtigkeit äussert, die im-

mer weiter um sich frißt, und den ganzen Fuß, oben bis unter das Knie, und unten bis an den Huf einnehmen kann, bey welchem das Pferd bisweilen selbst lahm geht, und in Gefahr steht, den ganzen Huf zu verlieren. Bisweilen ist die Mauke trocken und nur blos eine mehlichte Räude oder ein Grind an diesem Theile des Fusses. Die Ursachen davon sind die nämlichen, welche die Rappe veranlassen; dieienigen Pferde aber, welche dicke, fleischichte und mit vielen Haaren bewachsene Füsse haben, und auf einer feuchten Weide gehen, oder viel im Schnee und Kothe arbeiten, sind diesem Schaden vorzüglich unterworfen.

Man kann die neapolitanische Salbe N. 10. täglich ein Paar Mahl auf der Mauke einreiben lassen, und damit sie desto besser eindringe, gleich darauf ein heisses Eisen davor halten. Innerlich gebraucht man die Lattwerge N. 11. wie bey der Rappe. Wenn die Mauke zu hartnäckig ist und diesen Mitteln nicht weicht, so kann man sie vor dem iedesmahligen Gebrauche der erwähnten Salbe mit Kalkwasser wohl abwaschen, oder endlich gar, wenn sonst nichts helfen will, in iedem Quartiere Kalkwasser ein Quentchen Sublimat auflösen und die Mauke täglich zwey Mahl damit waschen, wornach

wornach sich eine Rinde oder ein Schorf dar=auf erzeugen wird. Grünes Futter muß das Pferd bey diesem und ähnlichen Zufällen durchaus nicht bekommen, weil seine Säfte nur dadurch mehr verunreiniget werden.

Die Gräte (arête, queue de rat) kommt darin mit der Mauke überin, daß sie auch in einem flachen Geschwür an den Hinterfüs=sen der Pferde besteht, welches ein klebrich=tes, stinkendes Wasser von sich giebt; sie un=terscheidet sich aber insbesondere von ihr durch den Ort, den sie einnimt; denn die Gräte be=fällt die Sehne, welche hinten am Fusse liegt, so wie die Mauke vorn anzutreffen ist. Die Sehne oder der sogenannte Nerv ist bey der Gräte angeschwollen und der Länge nach erhaben, mit aufgebürsteten Haaren, welches zu der Benennung der Krankheit, Gräte o=der Ratzenschwanz, ein zweyter Name für diesen Zufall, Gelegenheit gegen hat.

Uebrigens ist die Gräte ebenfalls bald tro=cken bald fliessend. Bey der erstern ist die Haut über der Sehne nur mit einer Räude oder einem Grinde überzogen, aus welchem allenfalls bey der Bewegung des Fusses eine stinkende Feuchtigkeit hervordringt; bey der leztern aber fließt ein röthliches, scharfes und stinkendes Wasser aus, welches die Haut zer=

frißt, und sich selbst auf dem ganzen Fusse ausbreiten kann. Sie kann dergestalt Ueberhand nehmen, daß sie so gar unheilbar wird.

So wie die Gräte im Grunde mit der Mauke einerley Krankheit ist, so erfordert sie auch ähnliche Mittel. Innerlich kann man die Lattwerge N. 11. wie vorher, gebrauchen; und äusserlich die Salbe N. 9. oder 10. oder auch nur ägyptische Salbe darauf einreiben.

Die Gräte führt zwar auch den Namen des Ratzenschwanzes (queue de rat), aber man belegt mit diesem letztern Namen ausserdem auch noch einen Zufall, da aus dem Schweife des Pferdes eine scharfe Feuchtigkeit hervor dringt, welche macht, daß die Haare davon ausfallen, oder doch wenigstens, daß das Pferd sich immer am Schweife reibt und so die Haare verliert. Diese Raude des Schweifes ist auch bald trocken, bald fliessend, und man kann eben so mit ihr verfahren wie mit der Gräte.

Die Feigwarzen (fic, crapaud) sind eine Art von wilden speckähnlichen Fleische, welches sich unter der Sohle der Vorderfüsse erzeugt, einen üblen Geruch von sich giebt und das Pferd etwas hinken macht. Sie geben nach und nach Fäden oder Zweige von sich, wel-

che

che nach den Seitenwänden des Hornes und nach dem kleinen Beine zu gehen und sich daselbst festsetzen; die Feigwarzen selbst breiten sich immer weiter und weiter aus, ziehen sich in die Ferse und bis in die Krone, ia sie umgeben selbst endlich den ganzen Fuß und sind alsdann nicht mehr zu heilen. An den Hinterfüssen entstehen die Feigwarzen noch öfter als an den Vorderfüssen, und gehen auch mehr an der Ferse, an dem Fessel und der Köthe und noch höher hinauf. Sie geben eine Feuchtigkeit von sich, welche die Haut zernaget und von Haaren entblößt.

Die Feigwarzen entstehen aus einer Unreinlichkeit, wenn die Füße der Pferde nicht gehörig gewartet werden, sondern immer im Kothe und Miste stehen, indem die Säfte darin anfangen zu stocken und eine Schärfe annehmen; die Verschleimung der Säfte und des Geblütes kann aber auch innerlich zu ihrer Entstehung was beytragen und dieselbe befördern. Deswegen sind auch die grossen und starken Pferde mit dicken fleischichten Beinen, und die auf fetten und feuchten Weiden erzogen worden, vorzüglich den Feigwarzen ausgesetzt.

Wenn die Feigwarzen unter der Sohle hervorgewachsen sind, so muß bey Zeiten die

halbe oder die ganze Sohle nach der vorhin gelehrten Art ausgenommen werden, nachdem man es nöthig findet; damit man zu dem Uebel selbst gelangen könne. Alsdann schneidet man die Feigwarzen nebst allen ihren Zweigen bis auf das gesunde Fleisch ganz rein weg, brennt die Stellen mit dem heissen Eisen, streuet rothen Präcipitat darauf, und verbindet dann den Fuß mit ägyptischer Salbe. Nach zween Tagen macht man den Verband wieder los, und siehet nach, ob noch einige Zweige von den Feigwarzen zurück geblieben sind, die man dann sorgfältig wegnimmt, auf die Stellen wieder Präcipitat streuet, und aufs neue mit ägyptischer Salbe verbindet. So verfährt man alle zween oder drey Tage, bis der Schaden rein ist und die Sohle wieder wächst, welches ungefähr in drey Wochen geschieht. Die Füsse müssen immer dabey im Trocknen stehen, sonst helfen die besten Mittel nichts.

Meistentheils wird das Pferd nach dieser Operation von einem Wundfieber befallen werden. In diesem Falle läßt man am Halse zur Ader, giebt ihm alle Morgen ein Loth Salpeter und eben so viel gepülverte Austerschaalen mit Wasser ein, und gebraucht fleissig das Klystier N. 1. Anstatt des Habers giebt man dem Pferde nur Kleye und wenig

Heu,

Heu, aber dagegen Weitzenstroh, im Wasser aber Gerstenmehl zu trinken, wozu man auch etwas Salpeter setzen kann.

Ausserdem ist es auch sehr dienlich, und öfters unumgänglich nöthig, das Geblüt durch den Gebrauch der Lattwerge N. 11. die man Morgens und Abends eingiebt, zu reinigen, wodurch die Vertreibung der Feigwarzen ungemein befördert werden wird.

Die Feigwarzen, welche sich anderwärts am Fusse, als unter der Sohle erzeugt haben, nimt man ebenfalls durch das Feuer weg, und gebraucht eben dieselben Arznenen daben, nur muß man sich in Acht nehmen, daß man durch das heisse Eisen keine Sehnen oder Bänder verletze.

Die Feigwarzen gehören unter die allerhäßlichsten Krankheiten, die sich nur an den Füssen der Pferde erzeugen können, und sind auch beschwerlich und langwierig aus dem Grunde zu heilen; zumahl wenn man nicht bey Zeiten zu den gehörigen Mitteln greift. Wenn man glaubt, man habe sie völlig geheilt, so kommen sie auf ein Mahl wieder hervor und nehmen sehr schnell zu. Meistentheils bekommt auch der Fuß nachher eine üble Gestalt und wird breiter.

An dem Schlauche sammlet sich bisweilen durch die Nachläßigkeit derer, welche die Pferde warten, eine klebrichte Materie an, welche immer schärfer und schärfer wird, und endlich tiefe Löcher in die Haut fressen, einen starken Geschwulst an dem Schlauche, und böse Geschwüre selbst in den benachbarten Theilen verursachen kann. Wenn nämlich die ausdünstende Materie an diesen Theilen nicht durch fleißiges Waschen weggenommen wird, sondern sich zu sehr ansammlet, so nimmt sie bald eine Schärfe an, welche immer weiter um sich greift und sich auch den Säften in den Gefässen mittheilt, dieselben zum Stocken bringt, und endlich alle die eben erzählten üblen Würkungen veranlaßt. Alles Ungesunde, was sich alsdann im Körper findet, sammlet sich darauf an dieser Stelle an, und verschlimmert solchergestalt den Schaden immer mehr und mehr.

Durch blosse äusserliche Mittel würde man das Uebel nur zurück treiben, nicht aus dem Grunde heilen, und die scharfen Säfte würden an einem andern Orte vielleicht noch grössern Schaden stiften. Man muß daher die unreinen Säfte durch dienliche innerliche Arzneyen zu verbessern suchen, ehe man äusserliche Mittel verordnet, und kann in dieser Absicht die Lattwerge N. 11. Morgens und Abends,

oder auch an ihrer Stelle die N. 12. eben so gebrauchen.

Aeusserlich streicht man die Brandsalbe (Unguent. nutritum) auf die beschädigten Stellen, oder wenn dieses nicht hinlänglich hilft und der Schaden unrein ist, so setzt man etwa die Hälfte ägyptische Salbe zu, oder man wäscht vor dem iedesmahligen Gebrauche der Salbe die Gegenden um den Schlauch mit Kalkwasser.

Sollte sich ein Fieber dabey einfinden, so muß man am Halse an einer oder beyden Seiten zur Ader lassen, das Klystier N. 1. oder N. 13. zu wiederhohlten Mahlen gebrauchen, und täglich ein oder zwey Mahl ein Loth Salpeter und eben so viel gepülverte Auster- oder Eyerschaalen mit einem Glase Wasser eingeben, zugleich aber auch das Pferd im Futter sparsam halten.



Vierter

Vierter Abschnitt.

Von mancherley andern Geschwulsten.

In diesem Abschnitte will ich verschiedene Geschwulste der äussern Theile zusammen fassen, welche von der Art sind, daß sie nicht zu den Geschwüren gerechnet werden können.

Um bey dem Kopfe den Anfang zu machen, so gehört erstlich der sogenannte Frosch (la feve, le lampas) hieher. Dieser Zufall besteht darin, daß der Gaumen um den Vorderzähnen herum stark anschwillt, ia öfters so stark, daß er über die Zähne vortritt. Das Pferd leidet dabey Schmerzen, wenn es das Futter mit diesen Zähnen fassen will, weil der angeschwollene Theil des Gaumens dabey gedruckt wird, und das Fressen wird ihm folglich sehr beschwerlich.

Bey der Heilung dieses Zufalls hat man nicht viel Umstände zu machen nöthig: man öffnet mit einem Messer oder mit einem Laßeisen die Beule, so wird das gestockte Geblüt heraus laufen, welches den Geschwulst verursachte, und die ganze Krankheit gehoben seyn. Den Frosch wegzubrennen, wie einige rathen, ist nicht so gut und unsicherer.

Auch

Auch die Gallen (les barbes oder barbillons) gehören hieher. Es sind kleine häutige Auswachsungen von der Größe einer grossen Bohne, welche in dem Maule der Pferde unter der Zunge hervorkommen und ihnen das Trinken beschwerlich machen. Man sperrt dem Pferde das Maul auf, zieht die Zunge gelinde an sich und schneidet die Gallen mit der Scheere dicht an der Haut weg, worauf man die Stelle mit Salze oder Eßig reibt, so ist das Uebel geheilt.

Eine andere Auswachsung in dem Innern der Nase ist nicht so leicht zu heben, sondern erfordert schon mehrere Weitläufigkeiten, vornehmlich weil man nicht so gut zu der Wurzel derselben gelangen kann. Dieses Gewächs, welches man den Nasenpolypen (le polype, la souris) nennt, besteht in einem schwammichten wilden Fleische, von einer braunen, rothen, gelblichten oder weißlichten Farbe, welches aus der in der Nase befindlichen Haut, durch welche der Schleim abgesondert wird, hervorwächst, und nach und nach so zunimmt, daß es dem Pferde selbst das Othemhohlen benehmen kann.

Die Veranlassung zu einem Polypen kann in einem kleinen Geschwüre bestehen, welches in dem Innern der Nase entsteht und aus dem

das

das wilde Fleisch bald hervorwächst, welches den Polypen ausmacht und um so viel leichter zunimmt, da man ihm, so lange er noch klein ist, und nicht bemerkt wird, gemeiniglich die dienlichen Mittel entgegen zu setzen versäumt. Auch eine durch diesen oder ienen Zufall entstehende Verstopfung in einer der kleinen Drüsen der innern Nasen- oder Schleimhaut kann, wenn sie Ueberhand nimmt, selbst in einen Polypen ausarten.

Wenn man also bemerkt, daß das eine Nasenloch in Vergleichung mit dem andern vorzüglich trocken ist, nach einiger Zeit aber einen eyterartigen dicken Schleim von sich giebt, so steht zu vermuthen, daß die innere Nasenhaut an einer oder der andern Stelle in dieser Hälfte der Nase angefressen sey; und dann ist auch zu befürchten, daß ein Polyp hinterher komme. Man kann daher bey Zeiten, wenn die Nase noch zu trocken ist, durch hineingeblasenen Schnupftoback, den man allenfalls mit etwas Pfeffer schärfen kann, versuchen, den Zufluß der Säfte nach der Nase in so weit zu vermehren, daß die vorhandene Verstopfung dadurch wieder zertheilt werde, wenn es anders noch möglich ist.

Wenn der Polyp selbst schon vorhanden ist, so ist er äusserst beschwerlich zu heilen. Er

Er wächst immer wieder, wenn man ihn abnimt und nicht seinen Grund und alle Wurzeln in der Nasenhaut zugleich gänzlich ausrottet: dies ist aber schwer, weil man nicht anders, als durch eine weitläufige Operation zu denselben gelangen kann. Das Pferd muß in einen Nothstall geführt und daselbst so befestigt werden, daß es den Kopf gar nicht bewegen kann. Alsdann wird ihm die Haut über der Nase an der Seite, wo der Polyp befindlich ist, durch einen kreutzförmigen Schnitt geöffnet und der Nasenknochen so weit, als die Grösse eines Speciesthalers beträgt, gänzlich entblößt. Dann wird der Knochen mit einem besondern Bohrer, den man den Trepan nennt, behutsam durchbohrt und der Polyp zu dem auf solche Weise gemachten Loche mit einer kleinen Zange herausgezogen. Man drehet ihn hierauf so lange gelinde um, bis sich seine Wurzeln von der Nasenhaut los begeben und der Polyp ganz frey ist. Weil aber selbst der geringste Theil der Wurzel, wenn er in der Nase zurück bliebe, wieder die Erzeugung eines neuen Polypen veranlassen würde, so sprützt man die Nasenhöhlung mit Kalkwasser aus und bringt an die Stelle, wo der Polyp anhing, eine aus ausgerupfter Leinwand verfertigte Wieke, die mit ägyptischer Salbe bestrichen ist, an der aber vorher ein Faden gebunden worden, der zu der gebohr-

ten

ten Oeffnung heraushängt, damit man die Wieke immer wieder dadurch herausziehen könne. Uebrigens muß man sich bey der ganzen Operation so viel, wie möglich, in Acht nehmen, die Knochen und Knorpel, woraus die Nase gebauet ist, nicht zu beschädigen.

Aeusserlich legt man auf den entblößten Knochen und die Oeffnung in demselben ein wenig trockne ausgerupfte Leinwand, deckt die vier Lappen der Haut wieder darüber, und bedeckt die Wunde äusserlich mit einem Stücke Leinewand, das mit Kampferspiritus angefeuchtet ist, welches man durch einen geschickten Verband darauf befestigt.

Auf diese Weise verbindet man den Schaden alle Tage, bis man sieht, daß die Oeffnung des durchbohrten Knochens sich wieder zu verschliessen anfängt. Alsdann läßt man die Wieke mit der ägyptischen Salbe weg, uud sprüzt nur noch die Nasenhöhlung mit Kalkwasser aus, ohne iedoch durch die Sprütze den sich aufs neue erzeugenden und noch ganz weichen Knochen zu beschädigen, und verfährt im Uebrigen wie vorher.

Endlich unterläßt man auch das Einsprützen des Kalkwassers, und wenn die durch den Bohrer in dem Knochen gemachte Oeffnung

ganz

ganz wieder mit neuen Knochen ausgefüllt ist, so heftet man die Lippen der durchschnittenen Haut mit einem Faden zusammen, legt Myrrhen- und Aloetinctur darauf, und darüber das Emplastr. sticticum Crollii: oder das Emplastr. Andreae a Cruce, auf Leinwand oder Leder gestrichen, um den Schnitt äusserlich zuzuheilen.

Weil eines Theils der Fall, wo diese Operation nöthig oder anzubringen ist, nicht sehr oft vorfällt, andern Theils aber nicht eben von einem ieden, sondern nur von einem, der sonst in der Wundarzney erfahren ist, angestellt werden kann, so enthalte ich mich mit Fleiß verschiedener Regeln, welche dem letzteren ohnedem bekannt seyn müssen; z. E. die Verfertigung der Nath in den Fleischlappen betreffend.

Uebrigens ist dies vielleicht die einzige Art, den Nasenpolypen zu heilen, die der Herr von Sind einige Mahle mit gutem Erfolge versucht hat. Andere Mittel dagegen, die man hin und wieder empfohlen findet, möchten wohl nichts ausrichten das Nasengewächs völlig wegzuschaffen und aus dem Grunde zu heilen, so, daß es nicht wieder wächst. Durch eines der Nasenlöcher kann man nicht leicht zu den Wurzeln des Poly-

pen kommen, und dann hilft es nichts, wenn man es dadurch heraus zöge; denn wenn die Wurzeln zurück bleiben, so erzeugt sich in kurzer Zeit wieder ein neues Gewächs.

An dem Schlauche und Hodenbeutel entsteht bisweilen ein Geschwulst nebst einer Hitze in diesen Theilen. Diesen Zufall muß man wohl von einem Bruche oder auch von einem kalten Geschwulste derselben Theile unterscheiden. Wenn der Geschwulst nicht sehr beträchtlich ist, so darf man nur das Thier in der Arbeit schonen, und die angeschwollenen Theile mit Brantewein und Eßig waschen worauf sich der Geschwulst bald legen wird.

Wenn aber der Geschwulst und die Hitze beträchtlicher wären und die Hoden selbst mit betrafen, wozu insbesondere eine äussere Verletzung durch einen Schlag oder Stoß auf diese Theile Gelegenheit geben kann; so muß man auch zu andern Mittel greifen. Man kann am Halse ein oder mehrere Mahle zur Ader lassen, das Klystier N. 1. oder N. 13. zu wiederhohlten Mahlen gebrauchen, und die Salbe N. 14. auf den Geschwulst streichen, bis er sich legt.

Wenn die Entzündung Ueberhand nehmen und Eyter geben sollte, so muß man die

bey

bey den Eyterbeulen gewöhnlichen Mittel gebrauchen.

Wenn aber der Geschwulst in dem Hodensacke ein kalter Geschwulst wäre, das heißt, wenn er von einem sich darin ansammlenden Wasser herrührte, so bemerkt man alsdann keine Hitze darin und die Gruben, die man mit dem Finger hinein drückt, bleiben eine Zeitlang sichtbar. Man nennt diesen Zufall auch wohl einen **Wasserbruch**, und gebraucht innerlich dagegen die Lattwerge N. 12. täglich ein oder zwey Mahl, wovon man iedes Mahl so viel, als ein kleines Hünerey beträgt, eingiebt; und äusserlich braucht man nur den Gewulst mit kaltem Wasser oder mit Weine, oder mit Eßig zu waschen. Wenn sich der Geschwulst gelegt hat, so kann man, um den Körper wieder zu stärken, vierzehn Tage hintereinander täglich ein Mahl ein Loth fein geriebene Stahlfeil mit Wasser eingeben, oder auch in dem Wasser zum Trinken öfters glühendes Eisen ablöschen.

Die Brüche (les hernies) sind bey dem Menschen gewöhnlicher als bey dem Pferde, allein sie können doch bey diesem Thiere durch eine sehr übertriebene Arbeit oder durch einen Stoß oder Schlag an verschiedenen Stellen des Hinterleibes — am Nabel, am Hodensacke

sacke — veranlaßt werden. Es besteht diese Krankheit darin, daß vornehmlich ein Theil der Gedärme durch eine Oeffnung in der Haut, welche inwendig den Hinterleib bekleidet und überzieht, hervorfällt und einen Geschwulst oder einen Sack äusserlich am Hinterleibe bildet. Fallen die Gedärme in den Hodensack, so heißt das ein Hodensackbruch, und diesen Zufall muß man sorgfältig von dem vorigen unterscheiden. Am öftesten wird er bey Hengsten beobachtet.

Zur Heilung dieser Krankheit ist die Operation erforderlich, die man mit Behutsamkeit anzustellen hat. Nachdem das Pferd so niedergeworfen, daß es mit dem Kopfe und dem Vorderleibe niedriger als mit dem Hinterleibe liegt, so wird der Geschwulst oder Hodenbeutel eröffnet. Man wird dann die Oeffnung in dem Darmfelle finden, wodurch die Gedärme hervorgeschossen sind, die man meistentheils vorsichtig erweitern muß, damit man die hervorgefallenen Theile desto besser wieder zurückbringen kann. Dieses leztere geschieht nach und nach mit ein Paar Fingern, das Darmfell wird dann eingekerbt und geheftet, damit die Oeffnung verwachse — bey dem Hodensackbruche wird man um soviel sicherer verfahren, wenn man den Hengst zugleich wallacht, — und dann die Heilung durch

auf-

aufgelegte Digestivsalbe und die in der Folge dienlichen Mittel befördert.

Nach der Operation stellt man gleich eine Aderlaß an, hält das Pferd behutsam im Futter, bis es gänzlich geheilt ist, und giebt ihm hinlängliche Ruhe.

Ein geschickter Wundarzt kann auch den Hodensackbruch heilen, ohne das Pferd zu wallachen; aber sicherer und leichter ist die Heilung, wenn das Pferd zugleich geschnitten wird.

Unter den Geschwulsten an den Füssen gehört erstlich der Stollenschwamm oder die Stollenbeule (l'éponge, la loupe) hieher. Er entsteht an dem Ellenbogen der Vorderfüsse bey einigen Pferden öfters und in einer Nacht, ehe man es sich versieht. Einige Pferde haben nämlich die Gewohnheit, wenn sie sich niederlegen, den Huf gerade unter den Ellenbogen zu ziehen, wie das Rindvieh sonst zu thun pflegt, und weil alsdann dieser Theil auf die Stollen des Eisens zu liegen kommt, so werden die Gefässe daselbst durch die Stollen dergestalt gedrückt, daß sie ihre natürliche Stärke verlieren, daß die Säfte darin stocken und sich ansammlen, und solchergestalt diesen Geschwulst verursachen.

Der Stollenschwamm ist zwar an sich ohne Gefahr, aber weil er öfters ziemlich groß und ganz hart wird, so verunstaltet er das Pferd.

Den Stollenschwamm auszuschneiden oder auszubrennen, ist unnöthig und zu bedenklich; und eben so wenig muß man Zugsalben darauf legen. Man wird ihn schon vertreiben können, wenn man in Kampferspiritus etwas venedische Seife auflöst und die Beule täglich einige Mahl damit wäscht. Um aber zu verhüten, daß sich nicht in der Folge ein neuer Stollenschwamm erzeuge; — denn die Pferde, welche ein Mahl die Gewohnheit haben, sich gerade auf den Bauch niederzulegen, sind diesem Zufalle öfters ausgesetzt — so kann man die Vordereisen nach hinten zu und die Stollen daran so weit verkürzen, als es sonst angeht.

Wunderbares Zeug spricht Robertson von den Stollenbeulen und ihrer Heilung in seiner Pferdearzneykunst S. 253.

Die **Piephaken** (le capelet, le passe-campane) sind ähnliche Geschwulste auf dem Ellenbogen der Hinterfüsse bey dem Pferde. Sie entstehen ebenfalls von einem Drucke oder Stosse an diesem Theile und wohl schwerlich von einer übermäßigen Arbeit allein.

Wenn

Wenn sie Ueberhand nehmen, so können sie das Gelenk selbst steif machen. Man darf die Piephaken eben so wenig als die Stollenbeulen durch das Feuer zu vertreiben suchen; denn man könnte das Pferd leichtlich dadurch gänzlich lahm machen. Man wird sie vielmehr durch den Gebrauch eben desselben Mittels sicher und gut vertreiben können, welches eben gegen die Stollenbeulen verordnet worden.

Einen gewissen wässerichten Geschwulst über dem Knie der Hinterfüsse bey dem Pferde nennt man die Flußgalle. Sie verursacht zwar dem Pferde keine Schmerzen, aber sie kann doch durch einen Druck auf die Sehnen und Bänder die Bewegung des Fusses mehr oder weniger hindern, und das Pferd auch wohl hinken machen. Ihr eigentlicher Sitz ist hinten zwischen dem Röhrenbeine und der daran herunterlaufenden grossen Sehne; woselbst sie insbesondere sichtbar wird, wenn das Pferd auf dem Fusse steht, an dem die Flußgalle vorhanden ist. Wenn sie an beyden Seiten der Sehne, inwendig und auswendig, zu sehen ist, so heißt sie eine durchgehende Flußgalle.

Die Ursachen der Flußgalle sind wässerichte Säfte, welche sich in dieser Gegend ansammlen, und nach und nach immer weiter

verdicken. Sie kann durch übermäßige Arbeit veranlaßt werden, zumahl bey iungen und schwachen Pferden. Selten wird sie aus dem Grunde geheilt, gemeiniglich kommt sie bald wieder zum Vorscheine, wenn sie sich auch ein Mahl hat vertreiben lassen.

Man kann gegen die Flußgallen sowohl Zugsalben als auch das heisse Eisen gebrauchen. Durch das letztere richtet man zwar das mehreste aus, nur erfordert es Behutsamkeit, daß man keine Sehnen oder Bänder dadurch verletze, und es ist auch noch die Unbequemlichkeit damit verknüpft, daß die Narbe davon zurück bleibt. Schwache zertheilende Mittel würden gar nichts ausrichten.

Will man die erste Art versuchen, so kann man die Salbe N. 15. auf Leder gestrichen, so lange auf die Flußgalle auflegen, bis sich ein Schorf darüber setzt, welches in drey bis vier Tagen geschehen wird. Hierauf bestreicht man den Schorf mit Butter oder Oele, und läßt ihn von selbst abfallen. Vor dem Gebrauche der Salbe muß man die Haare über der Flußgalle abscheeren, und so lange die Salbe auf den Schaden liegt, das Pferd so hoch anhangen, daß es nicht mit dem Maule zur Salbe gelangen könne, welches ihm innerlich sehr schädlich seyn würde.

Wenn

Wenn man sich aber lieber des Feuers bedienen will, so sticht man einige Mahle mit einem spitzigen heissen Eisen in die Flußgalle behutsam hinein, bis das Wasser heraus läuft, worauf man diese Stellen mit Digestivsalbe verbindet. Nach vier und zwanzig Stunden kann man alsdann ein zusammenziehendes Pflaster, z. Ex. das Emplastr. de lapide calaminari darüber legen, und damit die Brandstellen wieder zuheilen.

Bisweilen geschieht es, daß eine Bluader, welche inwendig an dem Knie der Hinterfüsse herunter läuft, durch einen zu starken Gebrauch dieser Füsse bey unmäßiger Arbeit zu sehr ausgedehnt wird, und daher auf der Haut eine weiche Erhabenheit verursacht. Diesen Beutel der sich an der Ader erzeugt, und nichts als Blut enthält, nennen wir einen **Blutadergeschwulst** (la varice). Diejenigen, welche diesen Zufall mit dem Namen des **Blutspattes** belegen, geben ihm einen sehr unschicklichen Namen, denn mit dem Spatte hat er gar nichts ähnliches, als die Stelle, wo er sich erzeugt.

An sich ist der Blutadergeschwulst nichts gefährliches; er verursacht auch dem Pferde weder Schmerzen noch eine Hinderniß in der Arbeit; nur bemühet man sich ihn zu vertrei-

ben, weil er doch immer einen Uebelstand verursacht.

Eine Art, den Blutadergeschwulst zu heilen ist die, daß man die Ader entblößt und sie unter und über dem Geschwulste unterbindet, worauf man den Geschwulst selbst öffnet, das Blut heraus laufen und die Ader alsdann gänzlich verwachsen läßt. Da diese Operation aber eine ziemlich große Aufmerksamkeit erfordert, und das Pferd lange Zeit nicht dabey gebraucht werden kann, so ist es beynahe rathsamer zu versuchen, ob man durch den Gebrauch eines stark zusammenziehenden Pflasters den Geschwulst vertreiben könne. Herr von Sind hat das unter N. 16. beschriebene einige Mahle mit gutem Erfolge gebraucht.

Man scheert nämlich von dem Blutadergeschwulste die Haare herunter, bestreicht den Ort mit etwas Nußöhl, und legt dann dieses Pflaster, auf dünnes Leder gestrichen, darauf, darüber aber eine plattgeschlagene Bleykugel von der Grösse des Geschwulstes, die man darauf, vermittelst eines darum geschlagenen Tuches, und der Anlegung einer guten Binde, so stark darauf befestigt, daß sie nicht davon abweichen kann. Dabey läßt man dem Pferde zur Ader, und läßt das Pflaster alle Mahl

acht

acht und vierzig Stunden auf dem Schaden liegen, da man dann wieder ein neues auf eben die Art auflegt. Die ersten acht Tage darf sich das Pferd gar nicht legen, damit es bey dem Aufstehen keine Gewalt anwende, nachher kann man es, nur ganz gelinde, spazieren führen und im Stalle wohl ruhen lassen. Solchergestalt wird man wenigstens öfters den fälschlich so genannten Blutspatt ohne Operation heilen können.

Um dem Knie der Hinterfüsse entstehen bisweilen bey dem Pferde gewisse erhabene Ringe oder Reifen, welche die Bewegung dieses Gelenkes verhindern und den Fuß steif machen (Jarret cerclé). Sie entstehen, wenn sich in den Gelenkbändern des Knies das Gliedwasser, oder auch eine andere Feuchtigkeit zu sehr ergießt und ansammlet. Dieses Wasser kann sogar, wenn es zu lange daselbst stockt, das Gelenk ganz unbeweglich machen, indem es verhärtet und beyde Knochen mit einander verbindet. Eine äussere Verletzung der Gelenkbänder oder eine übertriebene gewaltsame Arbeit kann dazu Gelegenheit geben.

Man muß hier nicht nur darauf sehen, das stockende Wasser fortzuschaffen, sondern es ist auch eben so nöthig, dafür zu sorgen, daß die Gefässe, welche dieses Wasser natürlicher

licher Weise wieder aufnehmen und mit dem Geblüte vermischen, die bey diesem Zufalle verstopft oder geschwächt sind, wieder eröffnet und gestärkt werden. Zu dem Ende kann man den Umschlag N. 17. gebrauchen, welchen der Herr von Sind verordnet.

Man wäscht nämlich das Knie erst mit gutem Weingeiste und schlägt dann diese Salbe um, die man mit einem Tuche und einer Binde darauf befestigt. Nach zween Tagen öffnet man den Verband, und verfährt wieder eben so aufs Neue, so wird man gewiß in acht oder vierzehn Tagen Hülfe verspüren. Durch Feuer würde man die Verstopfung und den Schaden nur noch immer vermehren.

Der sogenannte Nerv, welcher hinten an dem Röhrenbeine herunter läuft, und eigentlich aus zwo Sehnen und einem starkeu Bande besteht, schwillt bisweilen bey den Pferden nach einer ausserordentlichen Arbeit, einer weiten Reise oder einem zu starken Laufe, zumahl in morastigen Boden, stark an. Man bemerkt alsdann bey dem Pferde ausser dem Geschwulste am Nerven und einer Rauhigkeit der Haare darauf, daß das Pferd ziemlich lahm geht und furchtsam niedertritt; wenn man den Nerven befühlt, so zeigt das Pferd,

daß

daß es Schmerzen davon empfindet, und er ist hart und steif anzufühlen.

Es besteht dieses Uebel in einer Ansammlung eines Wassers in der Scheide, welche den fälschlich sogenannten Nerven umgiebt, die einer Schwächung der Gefässe zuzuschreiben ist. Dieses Wasser wird immer schärfer und schärfer und das Pferd kann gänzlich unbrauchbar werden, wenn man ihm nicht bey Zeiten zu Hülfe kommt.

Man muß dabey bald am Halse die Ader öffnen und äusserlich öfters Kampferspiritus, worin etwas venedische Seife aufgelößt worden, zum Waschen des angelaufenen Nervens gebrauchen. Hierdurch werden die Gefässe wieder gestärkt und auch die etwanigen Verstopfungen gehoben. Dabey muß das Pferd zugleich bis zur völligen Heilung auf einem gutem Streue ruhen.

Ein Pferd steht gerade auf den Köthen (cheval bouté, bouleté), wenn die Köthe nicht, wie sichs eigentlich gehört, einige Finger breit hinter der Krone, sondern gerade darüber steht. Dieser Fehler findet sich hauptsächlich bey den feinern Pferden, welche durch zu schwere Arbeiten übertrieben worden. Hierdurch werden die Bänder des Kö-

then-

thengelenkes und der Musculn, welche die Köthe ausstrecken sollen, geschwächt; die Musculn also, welche sie biegen, bekommen die Oberhand und ziehen den untersten Theil des Fusses rückwärts, daher der Fuß die eben beschriebene unnatürliche Gestalt annimt,

Diesem Fehler abzuhelfen ist eine Sache die selten gelingt, ausser etwa bey jungen Pferden und wenn das Uebel noch nicht zu sehr Ueberhand genommen hat. Man muß das Pferd lange ruhen lassen, und die Köthe öfters mit spirituösen Arznenen, insbesondere aber mit Ameisenspiritus waschen, um die Sehnen und Bänder wieder zu stärken.

Steingallen (des molletes) heissen Beulen in der Grösse von kleinen Haselnüssen, die sich in oder auswendig an der Köthe und zwar mehrentheils oberwärts finden. Anfänglich sind sie weich und ohne Empfindung; nach und nach aber werden sie härter und verursachen dem Pferde Schmerzen. Sie sind nichts anders als Auswüchse an den Sehnen, und sie entstehen vornehmlich nach übermäßiger Arbeit, und wenn junge und feine Pferde zu früh und zu stark gebraucht werden. Im Sommer kommen sie leichter hervor als im Winter, zu der letztern Zeit pflegen sie aber am schmerzhaftesten zu seyn. Bisweilen vergehen

gehen sie wieder von selbst, wenn das Pferd Ruhe hat; bisweilen aber öffnen sie sich nach einwärts und geben eine rothbraune Materie von sich, die sich unter der Sohle ansammlet, woselbst man sie heraus lassen muß. Diejenigen, die nach hinten zu entstehen, sind die schlimmsten, und machen das Pferd leicht ganz lahm; überhaupt werden die Pferde, die mit den Steingallen befallen werden, mit der Zeit unbrauchbar davon. Will man etwas dagegen gebrauchen, so kann man sie aufschneiden, und stark ätzende Sachen darauf legen; sie sind aber sehr schwer gänzlich aus dem Grunde zu heilen.

Unter dem Leiste (la forme) versteht man eine Geschwulst, welche sich am Fessel der Vorder- und Hinterfüsse bey den Pferden erzeugt. Anfänglich ist er gar nicht schmerzhaft, so wie er sich aber weiter nach der Krone heruntergiebt und dieselbe auftreibt, so wird das Pferd immer mehr und mehr lahm danach.

Der Leist entsteht, indem die Bänder und Sehnen um dem Fesselbeine zu gewaltsam ausgedehnt werden, so daß die Säfte darin stocken, und sich immer mehr und mehr ansammlen, bis sie endlich über der Krone die Erhabenheit ausmachen, welche das Pferd

lähmt

lähmt. Der übermäßige Gebrauch der Pferde, insbesondere der zu iungen, kann diese Ausdehnung verursachen und den Leist hervorbringen. An den Vorderfüssen ist der Leist gewöhnlicher, aber an den Hinterfüssen schwerer zu heilen.

Wenn man den Leist heilen will, so muß man vor allem erst die Sohle ausnehmen, um der Materie, welche in dem Fusse stockt, unten Luft zu machen. Dies geschieht nach der vorher gelehrten Art. Nach zween oder drey Tagen werden mit dem heissen Eisen Striche über den Leist bis auf die Krone herab, und in die Verhärtung des Leistes selbst hinein, immer einen Finger breit von einander gemacht, und dann ein Verband mit Digestivsalbe darüber gelegt. Nach ein Paar Tagen öffnet man den Verband wieder, und verbindet den Schaden darauf täglich mit ägyptischer Salbe, zu der man auch noch etwas rothen Präcipitat setzt, um den Leist ganz zur Verenterung zu bringen und zu verzehren, worauf man den Schaden wieder zuheilt, und eine neue Sohle durch die Natur erzeugen läßt. Hierauf wird es auch gut seyn, den Fessel fleißig mit Weingeist, worin Bernstein aufgelößt worden, zu waschen, um ihn zu stärken.

Bey

Bey einem hinzuschlagenden Fieber gebraucht man, wie schon einige Mahle erinnert worden, ausser der Aderlaß und den Klystieren täglich ein oder zwey Mahl Salpeter und Austerschaalen, von iedem ein Loth.

Unter dem sonderbaren Namen der Huferschütterung (l'ongle deseché) versteht man einen gewissen Zufall, welcher fast immer nur die Vorderfüsse eines Pferdes befällt und darin besteht, daß der Knochen des kleinen Fusses sich von dem Horne des Hufs vorn losbegiebt, so daß der Huf daselbst hohl wird.

Bey der Huferschütterung geht das Pferd furchtsam und tritt nur mit der Ferse nieder, insbesondere auf einem harten Boden. Die Sohle zieht sich nach vorne zu einwärts und der Strahl wird deswegen gegen die Mitte erhaben; dabey klingt es hohl, wenn man mit dem Hammer vorn auf den Huf klopft.

Die Huferschütterung ist gemeiniglich eine Folge der nachher zu beschreibenden Rähekrankheit, oder sie entsteht wenigstens aus ähnlichen Ursachen, nach einer starken Erhitzung des Pferdes. Hiedurch werden die Säfte in dem Zähen des Fusses zum Stocken gebracht, der Kern oder der Knochen des kleinen Fusses giebt sich vorn los, und die Sohle muß sich

alsdann natürlicher Weise am Zähen in die Höhe begeben, der Huf vorn schmal und unförmlich werden, an den Fersen aber der Kern stärker hervorragen und das Pferd damit eher als mit dem Zähen zu Boden treten.

Wenn die Huferschütterung schon würklich soweit Ueberhand genommen hat, so ist vielleicht alles, was man dagegen gebraucht, überflüßig oder unwürksam. Wenn man hingegen im Anfange dieser Krankheit verspürt, daß das Pferd furchtsam und mit den Fersen zuerst niedertritt, so muß man den Umschlag N. 18. siedendheiß in den Fuß einschlagen, und alsdann auch mässig warm um die Krone binden. Dieses wiederhohlt man vier bis fünf Tage lang alle Morgen, und versucht, ob man noch etwas ausrichten könne zu verhüten, daß die Huferschütterung nicht im höchsten Grade die Füsse befalle. Man könnte allenfalls versuchen, die Sohle vorn zu öffnen und am Zähen eine Verenterung durch dienliche Mittel hervorzubringen.



Fünfter

Fünfter Abschnitt.

Von einigen Krankheiten der Knochen und des Hornes.

Bisweilen wachsen die Zähne, insbesondere die Backenzähne des Pferdes oder anderer Arten von Vieh unförmlich aus, so daß scharfe Ecken davon gegen das Fleisch, daß die Backen bildet, drücken, und dem Thiere das Fressen schwer machen, zu welchem es übrigens Lust genug bezeigt. Dergleichen Zähne nennt man Ueberzähne, auch Schieferzähne (surdents). Wenn der ganze Zahn eine unnatürliche und hinderliche Lage hat, so muß er behutsam ausgestossen werden; einzelne kleine Splittern, die hervorstehen, kann man mit der Feile wegbringen.

An dem Röhrenbeine der Vorderfüsse entstehen bisweilen bey dem Pferde harte Knoten oder Erhabenheiten, welche man Ueberbeine (suros, osselets, fusées) nennt. Sie sind nichts anders als Auswüchse aus dem Knochen selbst von verschiedener Grösse, und an sich ohne Gefahr; denn wenn sie nicht etwa zu nahe an einem Gelenke oder dicht an der grossen Sehne liegen, so thun sie gar keinen Schaden; in den genannten Fällen aber wür-

den sie die Bewegung in etwas verhindern. Sonst liegen sie bald vorn, bald seitwärts, bald hinten an dem Röhrenbeine, und bisweilen solchergestalt an der Sehne, daß sie an ieder Seite derselben hervorstehen.

Gemeiniglich sind die Ueberbeine die Folgen von einer äusserlichen Verletzung oder einem Stosse auf das Röhrenbein. Die Knochen sind allemahl mit einer stark daran befestigten Knochenhaut überzogen, welche den Knochen ihre Nahrung zuführt; und wenn diese nach einer äussern Verletzung sich an einer Stelle vom Knochen losbegiebt, so ergießt sich derienige Nahrungssaft, welcher durch die nun gequetschten Gefässe der Knochenhaut dem Knochen aus dem Geblüte hätte zugeführt werden sollen, zwischen der Knochenhaut und dem Knochen selbst, nnd indem er allmählig daselbst verhärtet, und zu Knochen wird, so erzeugt sich solchergestalt das Ueberbein. Ausserdem ist es aber auch nichts unmögliches, daß ein Ueberbein aus innerlichen Ursachen entstehen könne, z. Ex. wenn das Geblüt eine ausserordentliche Schärfe angenommen hat und an einer oder der andern Stelle die Knochenhaut davon angefressen wird; wiewohl sich dieses vielleicht nur äusserst selten zuträgt. Auch andere Stockungen der Säfte in den Gefässen der Knochenhaut

chenhaut an einer gewissen Stelle können Ueberbeine veranlassen.

Gut ist es, daß die Ueberbeine an sich eben nicht schädlich sind, denn sie sind äusserst schwer zu heilen. Einige wollen sie durch Klopfen oder starkes Reiben mit dem Hammerstiele oder einem andern harten Körper vertreiben, allein es steht zu befürchten, daß durch dergleichen gewaltsame Mittel die Knochenhaut und der Knochen selbst nur noch mehr beschädiget werde. Die scharfen Salben schaden vielleicht auch mehr als sie helfen, so wie auch das Brennen. Herr von **Sind** gebraucht dagegen starken Weingeist, unter welchem zu ieder Unze ein Quentchen Vitriolspiritus gemischt worden. Die Stelle auf dem Ueberbeine wird von Haaren entblößt und alsdann dieser Spiritus mit einem Pinsel den ganzen Tag über ohne Unterlaß darauf gestrichen, des Nachts aber eine durchschnittene Zwiebel darauf fest gebunden. Wenn man verspürt, daß das Ueberbein nach dem Gebrauche dieser Mittel weicher wird, so kann man es gelinde, ia nicht zu hart, reiben, bis es flächer wird, und alsdann ein Stück Bley darüber fest binden; nur muß man auch fleißig nachsehen, ob auch der Fuß darunter nicht von dem festen Verband auf-

schwillt, denn alsdann müßte man die Binde etwas nachlassen.

Auch an den Sehnen entstehen dergleichen Auswüchse und Verhärtungen auf eine ähnliche Weise, und sie sind ebenfalls beschwerlich zu heilen.

Der Spatt (l'éparvin) ist ein Uebel, welches mit dem Ueberbeine einige Aehnlichkeit hat. Er entstehet an dem Knie der Hinterfüsse bey den Pferden und Ochsen nach zu vieler und unmässiger Arbeit, und ist ein sehr gemeiner Schaden.

Wenn man an den Hinterfüssen des Thieres gleich unter dem Knie hinten eine Erhabenheit bemerkt, welche sich ziemlich hart angreifen läßt, und dem Thiere einige Empfindlichkeit zu verursachen scheint, wenn man darauf drückt; und wenn das Thier, zumahl anfänglich, steif und lahm danach geht, und den Fuß geschwinder als natürlich zu Boden setzt; so urtheilt man, daß es den Spatt habe.

Vermuthlich ist der Spatt nichts anders, als eine Verhärtung des Gliedwassers aus dem Gelenke in Knochen. Wenn bey einer übermässigen und gewaltsamen Arbeit die Gefässe, welche das Gliedwasser wieder aufnehmen

nehmen, und mit dem Blute vermischen, gedruckt oder zu sehr ausgedehnt, und dadurch geschwächt werden, so verlieren sie ihre natürliche Fähigkeit das Gliedwasser gleichsam an sich zu saugen; dieses muß sich daher nothwendig übermässig ansammlen, und vermöge seiner Schwere nach dem tiefsten Orte zu senken. Tiefer aber, als der Spatt an den Füssen gesehen wird, kann es sich nicht senken, weil sich gleich darunter die Bänder und Sehnen an den Knochen festsetzen, und das Gliedwasser daselbst aufhalten. Da aber diese Feuchtigkeit schon an sich zähe und klebricht ist, so wird sie an dem Orte, wo sie stockt, immer zäher und zäher, und geht endlich zu einer solchen Verhärtung über, die man zuletzt nicht mehr von einem Knochen unterscheiden kann.

Diese Erklärung der Entstehungsart des Spattes wird durch die anatomische Untersuchung an einem spattichten Schenkel gerechtfertiget. Man wird daran die harte Erhabenheit, welche den Spatt ausmacht, iederzeit von den Sehnen und Bändern, welche das Kniegelenk umgeben, bedeckt, unmittelbar auf dem Knochen antreffen: daß aber diese Erhabenheit nicht als etwas aus dem Knochen selbst herausgewachsenes oder als ein Ueberbein anzusehen sey, erhellet daraus,

daß sich der Spatt durch das Kochen im Wasser ganz von dem Knochen los begiebt und das der Knochen darunter ganz gesund und ordentlich aussieht, so daß man nicht ein Mahl die Stelle an ihm bemerken kann, wo der Spatt gesessen hat (*). Ich habe auch selbst an einem bey einem Pferde untersuchten Spatte gesehen, wie er allmählich aus dem verhärteten Gliedwasser entstanden war: in der Mitte war er ganz hart und ein wahrer Knochen, nach oben zu hingegen immer weicher und beynahe knorpelartig; ja hin und wieder traf ich in kleinen Höhlungen würklich noch verdicktes gelbes Wasser an, das wie zähes Gliedwasser aussahe, und mit der Zeit gänzlich verhärtet seyn würde.

Warum der Spatt eine gewisse Lähmigkeit an dem damit befallenen Fusse verursache, das ist nicht schwer zu errathen. Die Bänder und Sehnen werden dadurch zu stark ausgedehnt und die darüber weglaufenden Nerven zu sehr gespannt, wodurch diese Theile nothwendig bey der Bewegung leiden und ein Schmerz verursacht werden muß. Wenn aber ein Pferd, das den Spatt hat, erst ei-
eine

(*) Nachrichten der Königl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Zelle II. Band 17. S.

ne Zeitlang das Knie bewegt hat, und warm geritten worden, so geht es besser als vorher, und man merkt ihm den Spatt weniger an, denn nach und nach dehnen sich die durch den Spatt gespannten Theile hinlänglich aus.

Der Spatt ist bisweilen ziemlich groß und erhaben, bisweilen klein und äusserlich wenig oder auch gar nicht zu bemerken; er verhindert die Bewegung des Knies auch bald mehr bald weniger. Dies hat Gelegenheit gegeben, ihn in unterschiedene Arten einzutheilen, und ins besondere bey dem Pferde mit diesem oder ienem Namen zu belegen. Der Ochsenspatt liegt bey dem Pferde hinten am Knie, der sogenannte Beinspatt an dem Innern des Schenkels. Sonst trift man auch noch bey den Schriftstellern die Benennungen des dürren Spattes, des Hahnenspattes, u. s. f. an, und Herr Zehentner spricht gar von sieben Arten des Spattes (*). In der That kann es wenig helfen, diese Arten des Spattes durch besondere Namen von einander zu unterscheiden, da sie im Wesentlichen völlig miteinander übereinkommen; wenn man nur die Zufälle davon unterscheidet, die

(*) die Kunst Pferde zu kennen, 26. S.

die den Namen des Spattes fälschlich führen, wie z. Ex. der vorhin erwähnte sogenannte Blutspatt.

Wer den Spatt heilen zu können verspricht, der verspricht mehr als er halten kann: denn aus dem, was ich von seiner Natur gesagt habe, wird man leicht die Folge ziehen können, daß er eine unheilbare Krankheit sey. Zertheilende Arzneyen sind viel zu schwach, als daß sie diesen Knochen auflösen könnten, und schärfe Mittel, ins besondere aber das Feuer, können nicht eher auf den Spatt würken, ehe sie nicht die darüber liegenden Bänder und Sehnen zerstört und unbrauchbar gemacht haben. Eben so wenig ist es anzurathen, wie die Engländer sonderlich zur Gewohnheit haben, das Knie der Pferde zu brennen, um zu verhüten, daß sie den Spatt nicht bekommen. Diese Operation kann gar nichts dazu beytragen, sie kann aber wohl das Pferd schon verderben und es wenigstens durch die davon zurückbleibenden Narben verschänden.

Das einzige, was man dabey thun kann, ist etwa den Versuch zu machen, ob man einen angehenden Spatt, der noch nicht verhärtet ist, heilen könne. Zu dem Ende kann man solche Salben gebrauchen, welche stark

genug

genug zertheilen. Der Herr von Sind versichert, daß er einige Mahle von der Salbe N. 19. gute Würkung gegen einen frischen Spatt verspürt habe. Man streicht etwas davon auf den Spatt, und reibt es mit den gewärmten Fingern ein; den andern Tag wäscht man die Stelle mit Branteweine und Seife, und reibt sie mit einem wollenen Tuche warm und trocken, und gebraucht alsdann die Salbe wieder eben so. Solchergestalt fährt man acht Tage hinter einander fort, wenn auch schon das Knie etwas davon aufschwillt.

Robertson spricht von dem Spatte als von einer leicht zu heilenden Krankheit; er verordnet eine scharfe Salbe dagegen, und will ihn in drey Tagen heilen, woran ich aber sehr zweifle.

Ungeachtet der Spatt keine Erbkrankheit noch ansteckend seyn kann, so hält man doch dafür, daß die Neigung dazu sich fortpflanze, oder daß die Füllen, welche von Pferden erzeugt worden, die den Spatt haben, ebenfalls leichter als andere diesem Schaden ausgesetzt wären; und deswegen schließt man die mit dem Spatte behafteten Pferde von den Gestütten aus. Es kann auch wohl diese Furcht nicht ganz ungegründet seyn.

Die

Die von den Franzosen so genannte Courbe ist ein Uebel, das mit dem Spatte eine grosse Aehnlichkeit hat. Sie besteht in einem ähnlichen Geschwulste nach innen zu an dem Knie, aber etwas über dem Orte, wo sich der Spatt äussert, welcher die Gestalt einer halben Birne hat und das Pferd zuweilen hinken macht. In allen übrigen kommt die Courbe mit dem Spatte völlig überein.

Eine Verrenkung (une luxation) der Knochen besteht darin, daß der Knochen, der in dem Gelenke mit einem andern verbunden ist, sich aus diesem Gelenke heraus begiebt. Sie ist an verschiedenen Gelenken möglich, nur an dem einen immer leichter als an dem andern; denn wenn an einem Gelenke der Kopf des einen Knochens in einer tiefen Hölung oder Pfanne des andern liegt und überdem durch starke Bänder in seiner Lage befestigt ist, so kann die Verrenkung daselbst nicht so leicht Statt finden, als wenn die Pfanne flächer ist und der Knopf des andern Knochens durch schwächere Bänder in derselben erhalten wird.

Die Ursache der Verrenkungen besteht meistentheils in einer äussern Gewalt an dem Gelenke. Ein starker Stoß oder Schlag auf das Gelenke, eine ausserordentliche Arbeit mit

mit dem Gliede, wenn insbesondere eine unnatürliche Verdrehung damit verknüpft ist, zumahl bey einer Schwäche der Bänder; schnelles Umwenden oder Ausglitschen, können Anlaß dazu geben. Daß mit einer Verrenkung, ausser andern Umständen, auch allemahl eine Unbrauchbarkeit des verrenkten Gliedes verknüpft seyn müsse, das fließt ganz natürlich aus der Erklärung derselben; und die damit verbundenen Schmerzen lassen sich ebenfalls ganz leicht aus der gewaltsamen Ausdehnung der benachbarten Theile erklären, die allemahl dabey vorhanden seyn muß.

Dasienige, was der Arzt zur Hebung einer Verrenkung überhaupt zu bewerkstelligen hat, läuft darauf hinaus, daß er erstlich die Knochen des beschädigten Gelenkes wieder in die natürliche Lage bringe, zweytens die durch die Ausdehnung geschwächten Bänder und Sehnen wiederum stärke, damit die Knochen in ihrer natürlichen Lage erhalten werden, und daß er endlich auch die Folgen der Verrenkung, Anhäufung der Säfte in den gespannten und gedrückten Theilen, Entzündungen, u. d. gl. m. hebe und den davon zu befürchtenden Zufällen bey Zeiten zuvorkomme. Das erstere muß durch eine Operation, die beyden letzten Stücke aber durch

den Gebrauch äusserlicher und innerlicher Arzneyen bewerkstelliget werden.

Das Pferd ist buglahm oder in der Schulter verrenkt (l'effort de l'épaule, cheval entr'ouvert, faux écart), sagt der Schmied ohne weitere Untersuchung, wenn ein Pferd lahm geht und äusserlich doch keine Verletzung an dem Fuße zu sehen ist. Dann werden Haarseile gesetzt, ätzende Salben auf die Schulter gestrichen, und wohl gar durch ein heisses Eisen eingebrannt, das Pferd muß auf dem kranken Fusse stehen oder wird wohl gar gezwungen, darauf zu gehen oder zu springen, solange, bis es endlich dem Schinder zu Theile wird. Diejenigen, welche so erstannend unwissend sind, daß sie glauben, es könne ein Pferd da die Schulter verrenken, wo sie an dem Stamme des Körpers befestigt ist, könnten sich durch eine leicht anzustellende und nur grobe Zergliederung an einem Pferde oder an einem jeden andern vierfüssigen Thiere von ihrem Irrthume überzeugen. Sie würden finden, daß das Schulterblatt keinesweges durch ein Gelenk mit irgend einem Knochen des Stammes am Körper verbunden ist, sondern daß nur Bänder und Musculn diesen Knochen an der Seite der Brust befestigen, insbesondere aber ein starkes weisses Band, welches an dem sogenannten Wiederrüste fest

sitzt

sitzt. Wie kann da eine Verrenkung vorgehen, wo kein Gelenk ist?

Aber freylich wäre es an sich nichts Unmögliches, daß das Armbein, welches in der Pfanne des Schulterblattes durch ein ordentliches Gelenk befestigt ist, durch eine Gewalt aus dieser Pfanne herausgebracht würde; und das könnte man wohl gewisser maassen eine Verrenkung in der Schulter nennen. Nur ist dieses Gelenk mit so starken Bändern verwahrt, daß eine ausserordentliche Gewalt dazu erforderlich seyn würde, das Armbein aus seiner Pfanne herauszubringen; eine Gewalt, welche so groß seyn müßte, daß sie viel eher auf andern benachbarten Theilen Schaden thun, oder vielleicht gar einen Knochen zerbrechen würde, ehe sie das Armbein auf der Pfanne der Schulter heraus bringen könnte. Deswegen wird es vielleicht nie geschehen, daß eine würkliche Verrenkung in dem Gelenke des Armbeines mit der Schulter wahrgenommen wird.

Es ist wahr, ein Pferd kann buglahm werden, das heißt, eine Beschädigung an der Schulter kann die freye Bewegung der Vorderfüsse verhindern und dem Pferde Schmerzen verursachen. Ein starker Schlag auf die Schulter, ein Fall auf die Seite, eine Sto-

ckung

ckung der Säfte und des Geblütes in den Theilen der Schulter aus einer auf ein Mahl unterdrückten Ausdünstung, können dieses bewerkstelligen; allein eines Theiles heißt das keine Verrenkung, und andern Theils müssen die gewaltsamen und grausamen Mittel, welche unwissende Pfuscher dagegen gebrauchen, das Uebel nur noch vermehren, anstatt es zu heilen. Sie sagen ein Blutstropfen hat sich un er die Schulter gesetzt; und den wollen sie durch ihre scharfen Salben und Haarseile herausziehen. Aber der Blutstropfen ist in der That nur eingebildet, und ihre Arzneyen schwächen und reitzen den kranken Theil nur immer mehr; und wenn die Beschädigung durch dienliche Arzneyen leicht hätte geheilt werden können, so bringen diese scharfen Mittel endlich das Pferd in den Zustand, daß es gar nicht wieder hergestellt werden kann, sondern auf immer lahm und gänzlich unbrauchbar ist.

Wenn ein Pferd äusserlich an der Schulter eine Beschädigung durch einen Stoß oder Fall erlitten hat, so kann es den Fuß nicht gerade vor sich setzen, sondern bewegt ihn im Gehen in einem halben Kreise nach aussen zu. Das Rückwärtsgehen wird ihm noch beschwerlicher, und wenn man es dazu nöthiget, so ziehet es den beschädigten Fuß ganz steif zurück. Im übrigen kann es die untern

Gelenke

Gelenke des Fusses ordentlich bewegen und gebrauchen, es kann die übrigen Glieder desselben natürlich biegen und ausstrecken, und tritt auch nicht etwan auf die Zähen nieder, wie es alsdann thut, wenn der untere Theil des Fusses leidet. Ausserdem wird man auch an dem beschädigten Orte der Schulter eine ausserordentliche Hitze, Schmerzen und einigen Geschwulst wahrnehmen können.

Alsdann muß man sobald als möglich der Entzündung durch die Oeffnung der Lung- oder Sporader Einhalt zu thun bemüht seyn, und zertheilende Kräuter, z. Ex. Salbey, Thymian, Odermennig u. d. gl. in Weine kochen, und den Wein warm mit Tüchern so oft überschlagen, als er wieder kalt wird. Wenn hierauf der Geschwulst und die Hitze nachläßt, so kann man auch anstatt des Weines Kampferspiritus gebrauchen, und die beschädigte Schulter täglich zwey bis drey Mahl damit waschen, bis das Pferd die Schulter wiederum ordentlich gebrauchen kann. Dies wird immer mehr würken, als wenn man nach der gewöhnlichen Vorschrift Bolus mit Blute des Pferdes vermischt, oder andere ähnliche Mittel auf die lahme Schulter streicht.

Wenn das Uebel schon veraltet ist und insbesondere scharfe und schädliche Mittel dagegen

gegen gebraucht worden sind, so schwindet die Schulter mehrentheils, weil die Bewegung der Säfte dadurch unterbrochen wird, und folglich den Theilen die Nahrung abgeht. Diesen Zufall, der sehr schwer zu heilen ist, erkennt man alsdann an der ausserordentlichen Magerkeit der kranken Schulter. Das einzige, wovon man noch Hülfe erwarten darf, sind stärkende Dinge, insbesondere Kampferspiritus oder Ameisenspiritus, womit man die lahme Schulter täglich einige Mahle waschen kann. Dies wird aber wenig helfen, wenn die Krankheit schon zu sehr Ueberhand genommen hat und die ernährenden Gefässe gleichsam schon verwachsen sind.

Eben der Irrthum, der bey der sogenannten Buglähmung der Pferde vorgeht, wird auch bey den Hanken begangen. Wenn ein Pferd am Hintergestell oder an der Nachhand lahm geht, ohne daß man äusserlich die Ursache davon wahrnimmt, so heißt es gleich, es sey hüftenlahm oder kreuzlahm (cheval épointé oder éhanché), und man glaubt, es sey eine Verrenkung in den Hanken vorgegangen. Wenn man aber behauptet, daß diese Verenkung in den Beinen des Beckens geschehen seyn, so sagt man etwas unmögliches; und auch der Hankenknochen kann nicht aus der Pfanne der ungenannten Beine oder

des

des Beckens, worin er natürlicher Weise liegt, austreten, weil er durch gar zu starke Bänder darin erhalten wird. Vielleicht ist in diesem Gelenke Niemahls eine Verrenkung geschehen, so lange die Welt steht.

Wenn daher ein Pferd hinten lahm geht, so lasse man sich von Niemanden überreden, daß dieses von einer Verrenkung in der Hüfte herrühren könne; man fliehe eben so den Gebrauch der Zugsalben und der Haarseile oder Leder auf dem kranken Theile und untersuche hingegen den ganzen Fuß von unten an bis oben hinauf, um den wahren Sitz des Uebels zu entdecken.

Hier wird es nicht unrecht gehandelt seyn, wenn ich lehre, wie man ein Pferd, das lahm geht, überhaupt untersuchen soll, um die Ursache davon zu entdecken. Mit welchem Fusse das Pferd lahm gehe, das ist bald zu bemerken, wenn man nur darauf Achtung giebt, auf welchem Fusse das Pferd im Gehen sich am wenigsten stützt, und welchen es am schwächsten gebraucht; in diesem steckt der Fehler. Und nun untersuche man diesen lahmen Fuß ganz an allen seinen Theilen wohl, um den besondern Sitz des Uebels zu entdecken, man sehe nach, ob man hier oder da diese oder iene Art von Geschwulsten finde,

die das Pferd lahm zu machen im Stande sind, man untersuche insbesondere mit den Augen sowohl als mit der Hand die sämtlichen Gelenke des Fusses und den grossen Nerven. Findet man hier nichts, was das Pferd lahm machen könnte, so untersuche man den obern Theil des Fusses insbesondere, die Schulter oder die Hanke, man sehe nach, ob sich etwa eine Hitze an einer oder der andern Stelle nebst einem Geschwulste entdecken lasse, man drücke darauf um zu sehen, ob das Thier Empfindlichkeit oder Schmerzen zu erkennen gebe, denn in diesen Fällen wäre es mehr als wahrscheinlich, daß ein Stoß oder Fall auf diese Theile das Lahmgehen verursacht habe. Man wird auch iederzeit bemerken, daß ein in der Schulter verleztes und deswegen lahm gehendes Pferd den kranken Vorderfuß nicht soweit im Gehen vorsezt als den gesunden. Endlich, wenn man bey allen diesen Untersuchungen die Ursache des Lahmgehens nicht entdeckt hat, so wird es Zeit seyn, den Huf vorzunehmen. Man klopft mit dem Hammer auf die Hufnägel und giebt Achtung, ob das Pferd bey dem einen oder andern mit dem Fusse zuckt; dies wäre ein Beweis, daß dieser Nagel das Pferd verleze. Geschieht dieses aber nicht, so reißt man das Eisen ab, und klemmet mit der Zange den Huf nach und nach ringsherum an den Stellen wo die Nä-

gel

gel fassen und giebt dabey Acht, ob das Pferd nun zucke und solchergestalt die verletzte Stelle zu erkennen gebe. Zuletzt wenn man auch hier nichts gefunden hat, so wird der Huf ausgewürckt und genau untersucht, um die Ursache des Lahmgehens endlich zu entdecken.

Wenn man am Hinterfusse nirgends eine andere Ursache der Lähmung finden kann, und wenn man dagegen Grund hat, eine Erschlaffung und Beschädigung der Musculn und Sehnen der Hinterbacken zu vermuthen, so kann man bey einem solchen hüftenlahmen Pferde hinten eben so verfahren, wie bey einem buglahmen vorn.

In dem vollkommenen Pferdekenner II. Theil, 153. Seite wird eine sonderbare Art gelehrt, eine verrenkte Hüfte wieder einzusetzen.

Eine wahre Verrenkung geschieht nicht leicht in einem andern Gelenke als an der Köthe der Vorderfüsse sowohl als der Hinterfüsse. Man nennt diese Verrenkung eine **Ausköthung** (la luxation du boulet). Sie kann geschehen, wenn ein Pferd in eine Wagengleise oder sonst auf einen unebenen Boden tritt und fällt, in dem der Fuß stecken bleibt; oder auch beym Ausglitschen im schnellen Umwenden.

Nach geschehener Ausköthung tritt das Pferd nicht auf den beschädigten Fuß nieder, sondern setzt nur die Spitze des Zähens zu Boden; der ausgewichene Knochen steht an der einen oder der andern Seite hervor und macht eine Erhabenheit am Gelenke, und wenn man den Fuß aufhebt und die Köthe bewegt, so kann man sie nicht vor und hinterwärts, aber wohl seitwärts bewegen.

Die Ausköthung ist immer ein gefährlicher Zufall, insbesondere aber an den Hinterfüssen, wo ihre Heilung schwerer von Statten geht und eine längere Zeit erfordert als bey den Vorderfüssen.

Man muß, sobald es angeht, den Knochen ihre natürliche Lage wieder zu geben suchen. Zu dem Ende muß ein starker Mann den Fuß gleich über der Köthe, und ein anderer bey dem Horne des Hufes fest fassen, und so müssen sie das verrenkte Gelenk allmählig und gelinde auseinander ziehen, da unterdessen ein dritter den Knochen wieder einrückt, welches unter einem Knacken geschehen wird. Wenn die Einrichtung gehörig geschehen ist, so wird das Pferd gleich wieder auf den Fuß treten können. Bisweilen kann aber diese Einrichtung nicht wohl eher geschehen, ehe man nicht den zu grossen Geschwulst

und

und die Entzündung um dem Geleuke durch zertheilende Mittel vertrieben hat.

Weil aber die Bänder des Gelenkes bey der Verrenkung eine gewaltsame Ausdehnung erlitten haben und das Gelenk öfters stark geschwollen ist, so muß es nach der Einrichtung fleissig mit Branteweine oder Kampferspiritus gewaschen werden, welches man einige Tage lang fortsetzt, bis der Fuß gänzlich wieder gesund ist: dabey muß das Pferd auch ein gutes Streu haben und ruhen. Wenn der Spiritus nicht merklich hilft, so kann man auch Umschläge von warmen Weine, worin zertheilende Kräuter gekocht worden, gebrauchen. Es ist auch gut, wenn gleich anfänglich dem Thiere zur Ader gelassen wird.

Bisweilen erfolgt in den angezeigten Fällen die Ausköthung nicht würklich, sondern die Bänder werden nur stark ausgedehnt und das Gelenk schwillt an, ohne daß der Knochen selbst aus seinem Gewerbe tritt. Eben dasselbe geschieht auch bisweilen am Knie nach einem heftigen Stosse oder Schlage an diesem Theile, oder wenn das Pferd zu stark in das Knie fällt. Dieser Fall heißt eine **Verstauchung** (une entorse, mémarchûre), und muß eben so geheilt werden wie die Ausköthung, nur wird der Knochen nicht dabey ein-

 gesetzt

gesetzt, weil er von selbst seine natürliche Lage behalten hatte. Bey einer Verstauchung in der Köthe steht die Köthe vorn über die Krone heraus, ungefähr als wenn das Pferd gerade auf der Köthe stünde.

Eben so, wie man mit den Verrenkungen und Verstauchungen bey dem Pferde umgeht, so verfährt man auch bey anderm Viehe in ähnlichen Fällen.

Das Pferd ist das einzige unter dem Viehe, das man in den Haushaltungen zu halten pflegt, bey dem man den Beinbruch zu heilen unternimmt. Weil nämlich diese Heilung an sich iederzeit eine langwührige und mit vielen Weitläufigkeiten verbundene Sache ist, so schlachtet man lieber das übrige Vieh gleich in dem Falle, daß es ein Bein sollte gebrochen haben: und auch selbst nicht bey allen Pferden versucht man die Heilung, sondern nur bey den besten, weil die schlechtern und gemeinern der Sorgfalt nicht werth seyn möchten, die man während der Zeit darauf wenden müßte, da sie ein Viertheliahr und drüber ohne alle Nutzung im Stalle stehen müßten.

Es ist sehr zu verwundern, daß man sich hat überreden können, ein Beinbruch könne bey

bey einem Pferde gar nicht geheilet werden. Man führte, ich weiß nicht was für thörichte Gründe an, warum es nicht möglich sey; ohne mich aber darauf einzulassen, diese Possen zu widerlegen, will ich mich nur auf die Erfahrung berufen, daß unter denen Pferden, welche hin und wieder in der Wildniß gehen, einige gefunden werden, welche durch einen Zufall ein Bein gebrochen haben, den die Natur selbst ohne menschliche Hülfe geheilt hat, obgleich nicht so gerade, daß wir diese Pferde gebrauchen könnten.

Wenn ein zerbrochenes Bein wieder geheilt werden soll, so hat der Arzt beynahe weiter nichts dabey zu thun, als die Stücken wieder in die natürliche Lage zu bringen und darin zu erhalten, damit sie durch den von selbst hinzufliessenden Nahrungssaft nicht in einer ungeschickten Lage zusammen wachsen. Indessen kommt bey dem Pferde eine Unbequemlichkeit hinzu, welche eben die Heilung des Beinbruchs bey demselben schwer macht. Das Pferd bleibt nicht so wie etwa der Mensch still liegen sondern es springt auf und legt sich wieder nieder, und dabey müssen die Knochen nothwendig wieder auseinander gehen und die Zusammenheilung derselben also beständig verhindert, ia das Uebel selbst noch immer vielmehr vergrössert werden.

Zwar gerieth man auch auf den Gedanken, das Pferd vermittelst einer Maschine in Gurten aufzuhangen und es in dieser Stellung bis zum Ende der Heilung zu unterhalten: allein so viel Schein dieser Vorschlag hatte, so zeigte doch die Erfahrung, daß er sich durchaus nicht ins Werk stellen liesse, denn die Pferde, welche mit ihrem ganzen Gewichte in den Gurten hingen, wurden dadurch an der Brust und dem Bauche dergestalt gedrückt, daß Geschwulst, Entzündungen und selbst der Brand an diesen Theilen entstanden, und die Pferde, die man auf diese Weise herzustellen gedachte, starben, ehe der Beinbruch geheilt war.

Unter diesen Umständen, da man beynahe daran verzweifeln mußte, den Beinbruch bey einem Pferde heilen zu können, hatte der Herr von Sind einen glücklichen Einfall, wodurch er diese Heilung möglich machte und selbst verschiedene Mahle ins Werk richtete. Er erfand eine Maschine, die beynahe wie ein Nothstall gebauet ist, und die an ieder Seite eine starke hölzerne Walze in der Höhe von der Mitte des Leibes des Pferdes hat. An diesen Walzen wird eine viereckigt geschnittene Kuhhaut in Ringen eingehangen und die Walzen mit einem Rade und einem darein tretenden Sperrkegel versehen, so daß man

man vermittelst eines Schlüssels die Walzen umdrehen und die Kuhhaut dadurch stärker anspannen kann, ohne daß eine auf der Haut liegende Last die Haut wieder von den Walzen abwinden könne. In diese Maschine wird nun das Pferd gestellt, so daß ihm die Haut unter dem ganzen Leibe weg von den Vorderfüssen bis zu den Hinterfüssen geht; iedoch muß sie in der Gegend des Schlauches etwas ausgeschnitten seyn, damit sich das Pferd daselbst nicht beschädige und zugleich auch stallen könne. Man darf aber die Haut nicht so stark anziehen, daß das Pferd davon getragen werde, sondern sie muß nur dazu dienen, daß das Pferd, wenn es des Stehens müde wird, sich darein legen und solchergestalt ruhen könne. Auf diese Weise wird es sich sehr bald in diese ihm verschaffte Gemächlichkeit zu finden wissen und das gebrochene Bein schonen; übrigens aber wird nicht der geringste Schaden davon zu befürchten seyn. Man muß, wenn das Pferd steht, immer noch zwischen dem Körper desselben und der Haut einen Finger ganz gemächlich allerwärts durchziehen können, wenn die Haut so wie es sich gehört, gespannt seyn soll. Wenn man die Abbildung dieser Maschine sehen will, so findet man sie in des Herrn von Sind Pferdearzte auf dem zur 240. S. gehörigen Kupfer, und auch in

dem

dem vollständigen Unterrichte in den Wissenschaften eines Stallmeisters, auf der zum vierten Theile gehörigen VII. Platte, 246. S.

Ehe man sich zur würklichen Heilung des Beinbruches in dieser Materie anschickt, so untersucht man die Art des Bruches selbst. Wenn der Knochen nur die Queer durchgebrochen ist ohne zerschmettert zu seyn, so ist der Bruch am leichtesten zu heilen, schlimmer ist es, wenn er schräge und sehr ungleich gebrochen ist und wenn hervorragende Splittern die benachbarten weichen Theile reitzen und stechen; und noch schlimmer, wenn der Knochen würklich zerschmettert ist, ia öfters ist der Beinbruch alsdann gar nicht zu heilen. Uebrigens lassen sich die Beinbrüche unter dem Knie leichter heilen als über diesem Gelenke, wo der Knochen von zu vielen Fleische umgeben wird.

Nachdem das Pferd in die Sindische Maschine gestellt woedrn, so fassen zween starke Leute das Bein fest an, der eine über, der andere unter dem Bruche; der erstere hebt das Bein in die Höhe und hält es fest, der letztere aber zieht es stark an, und dann sucht der Arzt die Stücken wieder in die natürliche Lage zu bringen. Er sucht zugleich durch das Gefühl

Gefühl zu entdecken, ob hervorragende Splittern vorhanden sind, und ob sie los und beweglich sind; alsdann müßten sie mit schicklichen Werkzeugen herausgenommen werden, und wenn keine äussere Wunde mit dem Beinbruche vergesellschaftet wäre, oder wenn sie nicht groß genug wäre, so müßte selbst ein Einschnitt dazu gemacht werden. Wenn dieses alles geschehen ist, so werden Tücher, die mit halb Wein und halb Branteweine, oder auch nur mit schwachen Branteweine angefeuchtet sind, glatt, iedoch fest darum gelegt und mit einer langen Binde darauf befestigt, darüber aber hölzerne Schindeln gelegt und mit einer zwoten Binde befestigt.

Wenn aber der beschädigte Theil stark entzündet wäre, so feuchtet man die Tücher anstatt des Branteweines mit warmen Weine an, worin zertheilende Kräuter gekocht worden, und gebraucht diese Umschläge öfters, bis sich die Entzündung gelegt hat, worauf man den ersten ordentlichen Verband mit Schindeln anlegt. Bisweilen kann man sogar die Knochen nicht wohl eher wieder in ihre natürliche Lage bringen, ehe man nicht diese Entzündung durch dienliche Mittel gehoben hat. Um also die Entzündung zu vertreiben, läßt man auch am Halse zur Ader, gebraucht fleissig das Klystier N. 1. oder N. 13., und

und giebt innerlich täglich zwey oder drey Mahl ein Loth Salpeter und eben so viel gepülverte Austerschaalen mit einem Glase Wasser ein.

Der erste Verband bleibt zween bis drey Tage liegen, ohne daß man ihn eröffnet, ausser wenn der Fuß etwa stark anschwellen sollte. Bisweilen geschieht dieses nur, wenn der Verband zu fest und ungleich angelegt worden, und dann muß man ihn ändern; aber es kann auch daher rühren, daß inwendig Splittern vom Knochen los liegen und die weichen Theile des Beines stechen. In diesem Falle wird man nach los gemachten Verbande eine sehr vermehrte Entzündung wahrnehmen und das Pferd wird matt und entkräftet und mit einem stärkern Fieber befallen seyn. Alsdann muß man den Schaden näher untersuchen und diese Splittern herausnehmen, auch wenn es nöthig ist, sie vorher ablösen, und das Fieber und die Entzündung durch die vorher angegebenen Mittel zu heben suchen.

Wenn sich aber von alle dem nichts einfindet, so wird der Verband am dritten Tage wieder geöffnet und ein neuer auf eben die Weise angelegt. Sollte eine äussere Verwundung bey dem Beinbruche vorhanden seyn, so wird diese mit Myrrhen-

und

und Aloetinctur gereinigt und auf die gewöhnliche Weise dabey verfahren, die etwan entstehende Vereyterung aber durch Digestivsalbe unterhalten.

Nach drey Wochen können die Knochen schon wieder zusammen geheilt seyn, nur sind sie noch nicht fest wieder vereinigt. Man kann daher etwa noch vierzehn Tage lang oder drey Wochen bey dem vorigen Verbande mit Schindeln bleiben, alsdann aber die letztern weglassen, und ein zusammenziehendes Pflaster, z. Ex. Emplastrum grisenm oder emplastr. opodeldoch mit einem Oele zusammen schmelzen, damit eine Salbe daraus werde, die man täglich zwey Mahl aufstreicht.

Nach der achten oder zehnten Woche kann man die Kuhhaut etwas mehr nachlassen und das Pferd nach und nach wieder auf den geheilten Fuß treten lassen; in einiger Zeit kann es auch auf weichen und ebenen Boden langsam spatzieren geführt werden, bis man es etwa in der zwölften Woche ganz aus der Maschine herausnimmt.

Die ganze Zeit der Cur aber muß das Pferd ein weiches und mässiges Futter bekommen, insbesondere die ersten Wochen. Man giebt ihm wenig Haber und Heu und dagegen

gen angefeuchtete Kleye mit etwas Gerstenschrot und Weitzenstrohe; unter das Wasser zum Trinken kann man ein wenig Gerstenmehl und Honig rühren. Damit auch der Mist gehörig abgehe und sich nicht etwa wegen Mangel der Bewegung und weil das Pferd auf dem Bauche ruhet, ansammle, so ist es gut, dem Pferde alle Tage ein Klystier zu geben.

Wenn eine Rippe zerbrochen ist, welches bey einem Falle auf die Seite, oder bey einem Stosse oder Schusse geschehen kann, so erkennt man den Bruch durch das Gefühl ohne grosse Mühe. Das Thier wird dabey beschwerlich Othem holen und wohl gar mit den Flanken schlagen. Man muß den Stücken ihre natürliche Lage wieder zu geben suchen und sie unter hinlänglicher Ruhe wieder zusammen heilen lassen, wozu man verschiedene der vorigen Regeln wird anwenden können.

Wenn zwey Beine zugleich gebrochen seyn sollten, so liesse sich die Heilung noch wohl bewerkstelligen, wenn es ein Vorderfuß und ein Hinterfuß von verschiedenen Seiten wären; wenn aber beyde Vorderfüsse, oder beyde Hinterfüsse oder auch beyde Füsse an einer Seite gebrochen wären, so müßte man das

Pferd

Pferd sterben lassen oder abstechen, weil es während der Heilung gar nicht stehen könnte sondern immer hangen müßte und dieses nicht angeht.

Hornklüfte oder Hornspalten (seyme, seyme quarte) nennt man Ritzen die sich in dem Horne des Hufes bey den Pferden erzeugen. Mehrentheils kommen sie an der inwendigen Wand der Vorderfüsse zum Vorscheine. Die Pferde gehen öfters sehr lahm daran, und können sogar den Huf darüber verlieren. Wenn das Pferd auf den Fuß tritt, so wird die Hornspalte am meisten sichtbar. Bey dem Rindviehe trift man etwas ähnliches an.

Diese Hornspalten können mehrere ganz verschiedene Ursachen haben. Bey der Rähkrankheit, die wir in der Folge näher zu betrachten haben werden, senken sich die scharfen Feuchtigkeiten aus dem Körper in die Füsse nieder, und wenn dieser Zufall nicht recht geheilt wird, so bleiben diese Säfte in den Füssen zurück und sprengen endlich das Horn auf. Auf eine ähnliche Weise kann ein Geschwür oder Fäulung des Strahles die Hornspalte verursachen, indem sich die Materie in dem Fusse ansammlet und das Horn auseinander treibt; und dies ist die schlimmste Gat-

tung von Hornspalten, wegen des damit verbundenen bösen Geschwüres. Endlich können aber auch die Hornspalten aus einer Austrocknung des Hufes entstehen. Wenn sich die Füsse an den Fersen zusammenziehen und den innern Theilen derselben die nöthige Nahrung mangelt, wie alsdann leicht geschiehet, wenn die Füsse an den Fersen nicht genugsam ausgewürkt werden, so wird das Horn ebenfalls trocken und spröde, und springt auf. Eben das geschieht nach der üblen Gewohnheit der Schmiede, wenn sie anstatt den Fuß eben zu raspeln, das Eisen heiß auflegen.

Man würde sich sehr betrügen, wenn man erwarten wollte, daß die Hornspalte wieder zusammenheilte. Das Horn ist gleichsam als ein todter Theil des Körpers anzusehen, der nicht so viel Nahrung erhält, daß die Ritzen darin untereinander wieder verwachsen könnten: es wächst nur an der Krone, und verlängert sich daselbst nach und nach eben so, wie die Nägel an den Händen und Füssen des menschlichen Körpers, welche auch nur da wachsen, wo sie aus der Haut herauskommen. Diese Betrachtungen beweisen, daß es ein ganz überflüssiges, ia vielmehr schädliches Verfahren ist, wenn die Schmiede die Hornspalten dadurch zuheilen wollen, daß sie mit einem heissen Eisen ein liegendes S dar-

auf

auf brennen. Ueberflüssig ist es, weil das einmahl aufgesprungene Horn nicht wieder zusammen heilen kann; schädlich, weil durch die Hitze des Eisens das Horn nur noch mehr ausgetrocknet und folglich zu neuen Hornspalten desto geneigter gemacht wird. Ueberhaupt aber sind auch die Hornspalten sehr schwer zu heilen, und kommen leicht wieder zum Vorscheine.

Das einzige, was man also zur Vertreibung der Hornspalten thun kann, besteht darin, daß man das natürliche Wachsthum des Hornes befördere, damit neues und gesündes Horn an die Stelle des aufgespaltenen trete. Solange aber die Ursache, welche die Hornspalten veranlaßte, nicht aus dem Wege geräumet wird, so muß nothwendig auch das neue Horn eben so fehlerhaft werden; und es ist also natürlich, daß man bey der Heilung der Hornspalten diese Ursachen zu heben vornehmlich bedacht seyn müsse; woraus man auch leicht die Folgen ziehen kann, daß eine iede Art von Hornspalten auch ein besonderes und eigenes Verfahren erfordere.

Von denen Hornspalten, welche aus der übel geheilten Rähkrankheit entstehen, wird sich besser bey Gelegenheit dieser Krankheit selbst reden lassen. Rührt die Hornspalte von

einer Fäulung des Strahls her, so muß dieses Geschwür im Fusse nothwendig erst geheilt werden, ehe man einen gesunden Huf erwarten kann. Die Sohle muß zu dem Ende auf die gewöhnliche Weise ausgenommen, und das Geschwür nach dem dritten Abschnitte ordentlich ausgeheilt werden. Hernach muß bey einem solchen Pferde bey dem Beschlage der Strahl in der Mitte wohl ausgeschnitten, die Wände an den Fersen aber weniger ausgewürkt werden. Damit auch die Wände des Hufes desto besser wachsen können; so müssen die Eisen daselbst immer enger als der Huf seyn.

Wenn aber die Hornspalten aus einer Austrocknung des Hufes entstanden sind, so muß der Huf bis aufs Leben ausgewürkt werden, und dann läßt man kurze Eisen ohne Stollen aufschlagen, welche an den Wänden etwas schmäler sind als der Huf, damit das Horn daselbst vor die Eisen vortreten. Um den Huf zu erweichen, gebraucht man einen Einschlag von frischem Menschenkothe, und damit der Huf stark genug wachse, so bestreicht man die Krone mit einer guten Hufsalbe, dergleichen die N. 20. ist. Wenn aber die innere Wand des Hufes eingezogen und schwach ist, so darf der Fuß an den Ecken gar nicht ausgewürkt werden, man braucht auch den Einschlag nicht, sondern bedient sich nur der Huf-

salbe

salbe; dabey werden auch die sogenannten Pantoffeleisen aufgeschlagen.

Die Hornspalte selbst wird dabey von der Krone an bis an den Rand des Hufes mit Wachs bedeckt und dann dieses Wachs auf der Spalte selbst mit einem spitzigen Eisen oder einen Messer aufgeritzt. Hierauf bringt man vermittelst einer Feder einige Tropfen Vitriolspiritus, worin nach des Herrn von Sind Rath in einer Unze ein halbes Quentchen Opium aufgelöst worden, in die Hornspalte; nimt alsdann das Wachs ganz weg, und verschließt die Spalte mit Baumwachse. Das zuerst aufgelegte Wachs dient nur dazu, daß der Vitriolspiritus nicht das Horn an den Seiten der Spalte anfressen könne.

Vollhufig nennt man ein Pferd, wenn die untere Fläche des Hufes ganz eben ist, und die Wände desselben nicht genug über die Sohle hervorragen. Ein Pferd mit einem solchen Hufe ist der Quetschung der Sohle vorzüglich leicht ausgesetzt; es hinkt gleich, wenn es nur auf einen kleinen Stein auftritt und ist schwer zu beschlagen. Bey dem Auswürken kommt man ihm gleich auf das Leben. Grosse und schwere Kutschpferde und solche, welche auf feuchten Weiden erzogen worden, sind zu vollen Füssen mehr als andere geneigt.

Wenn man den vollhufigen Pferden hohle Eisen giebt, wie die Schmiede gemeiniglich thun, damit sie die Sohle nicht so leicht beschädigen, so vergrössert man das Uebel nur immer mehr. Die Sohle giebt sich immer weiter hervor und die Wände des Hornes nutzen sich immer stärker ab; das Pferd wird immer vollhufiger.

Dergleichen Pferde müssen vielmehr mit platten Eisen beschlagen werden, welche enger sind als der Huf, damit das Horn an den Seiten wachsen kann; diese Eisen müssen zugleich stark und breit seyn, damit sich die Pferde auf steinichten Wegen nicht so leicht verletzen können. Ausgewürkt muß der Huf nur sehr wenig werden.

Zwanghufig (encastelé) heißt ein Pferd, wenn ihm die Fersen zu sehr zusammen gehen. Bisweilen geschieht dieses nur an der einen Seite des Hufes, und zwar an der innern, welche die schwächste ist. Die innern Theile des Hufes werden dabey so gedrückt, daß das Pferd selbst mit Beschwerde geht, ia davon hinken kann. Einige Pferde sind von Natur zwanghufig, noch mehrere werden durch einen übeln Beschlag dazu gemacht. Die Pferde aus warmen Ländern sind diesem Fehler vorzüglich unterworfen.

Der

Der Beschlag ist es auch hier, der diesem Uebel abhelfen muß. An den Fersen muß der Huf stark, an den Strahlen aber nur wenig ausgewürkt werden, sonst kann die Sohle daselbst den sich zusammenziehenden Fersen nicht genug widerstehen. Dabey können Pantoffeleisen aufgeschlagen werden, welche hinten an der Ferse enger als der Huf sind, damit die Fersen dadurch auseinander gehalten werden.

Die Schmiede ziehen die eingezwungenen Wände auch mit der Zange auseinander, aber das kann im Grunde zu nichts helfen.

Wenn der Huf bey einem Pferde vorn am Zähen nach der Länge gerade aufspringt, so heißt dieser Zufall der Aehnlichkeit wegen ein Ochsenhuf (soie, pied de boeuf); jedoch ist er bey den Pferden nicht so gewöhnlich als bey den Maulthieren. Da das Horn sonst am Zähen am stärksten ist, so ist es sonderbar, daß es hier eben aufspringt; vielleicht aber ist das die Veranlassung dazu, daß sich das Thier mit dem einen Fuße auf die Krone des andern tritt und dadurch eine Art von Entzündung hervorbringt, welche das Horn auseinander treibt, zumahl da iederzeit bey dem Ochsenhufe eine Hitze an dem vordern Theile der Krone bemerkt wird. Die Hinterfüsse

sind diesem Uebel eben sowohl und noch öfter als die Vorderfüsse, unterworfen.

Einige bohren mit einer glühenden Ahle durch das aufgesprungene Horn durch und ziehen die Spalte durch Messingdraht zusammen; andere gebrauchen Klammern dazu, die sie unten über den Riß schlagen. Weil aber das Horn, das ein Mahl aufgesprungen ist, doch nicht wieder zusammen wachsen kann, so kann dies Verfahren wohl nichts helfen. Am besten ist es, wenn man mit dem Ochsenhufe eben so verfährt als mit den übrigen Hornspalten; das Eisen braucht übrigens nicht geändert zu werden. Dabey kann man die Hornsalbe N. 20. zur Beförderung des Wachsthumes des Hufes gebrauchen.

Bisweilen löst sich die Sohle von den Wänden des Hufes ab und das Pferd pflegt alsdann stark darauf zu hinken. Am gewöhnlichsten geschieht es an den Vorderfüssen, und zwar vornehmlich bey denen Pferden, welche viel auf trocknen Boden oder im heissen Sande arbeiten; andere Zufälle aber, z. Ex. eine Quetschnng der Sohle, ein Hufgeschwür, u. d. gl. können ebenfalls Gelegenheit dazu geben, so wie auch die böse Gewohnheit der Schmiede, anstatt den Huf eben zu raspeln, das Eisen heiß aufzulegen und ihn dadurch eben

zu

zu brennen. Man muß bey diesem Zufalle die Heilung nach der Verschiedenheit der Ursach einrichten, und allenfalls selbst die Sohle dabey ausnehmen, damit eine neue wachse.

Endlich gehören auch noch die blauen **Mähler** auf dem Hufe (Bleymes) hieher. Sie bestehen aus geronnenem Blute, welches sich unter dem Horne oder auch über der Sohle ansammlet, wenn diese Theile durch einen Tritt auf einen spitzigen Stein oder einen andern ähnlichen Körper verletzt worden sind, oder wenn sich ein Pferd mit dem einen Fusse auf das Horn des andern tritt. Dies geronnene Blut scheint schwarzblau durch das Horn durch und geht endlich in Eyter über, so daß also diese blauen Mähler als Vorboten des Horngeschwüres anzusehen sind. Was man folglich zur Heilung derselben zu thun habe, ist leicht zu errathen; die Sohle muß bey Zeiten ausgenommen und im Uebrigen wie bey der Sohlenquetschung und dem Horngeschwüre verfahren worden, damit die Materie nicht etwa zu weit um sich fresse und Gänge in der Krone mache. Die blauen Mähler an den Seiten des Hufes sind weit beschwerlicher zu heilen, als die unter der Sohle, und gehen gemeiniglich in eine Horndurchfäule über.

Ausserdem entstehen die blauen Mähler auch bisweilen aus einer Austrocknung des Hufes, bey Pferden, welche viel auf heissen Boden arbeiten müssen und deren Huf nicht durch dienliche Mittel weich erhalten wird. Die Sohle muß ebenfalls dabey ausgenommen werden, und im Uebrigen muß man sich eines guten Einschlages aus Lehm mit Leinöl angemacht bedienen, um den Huf weich zu erhalten.



Zwote

Zwote Abtheilung.

von

den innerlichen Krankheiten.

Erster Abschnitt.

vom Fieber.

Das Fieber, die allergewöhnlichste unter allen Krankheiten, ist vielleicht eine der allerschwersten zu erklären. Ich will versuchen, ohne Hypothesen vorzutragen, nur so viel davon zu sagen, als ich meinen Lesern nützlich zu seyn glaube; und wenn ich solchergestalt weniger als andere davon sage, so hoff ich sollen iene doch nicht dabey verlieren.

Man beobachtet bey dem Fieber vier Zeiten, seinen Anfang, sein Wachsthum, seine Stärke und seine Abnahme. Der Anfang besteht in einem Schauder und Frost der mehr oder weniger stark ist; Ohren, Nase, Füsse und überhaupt die äussern Theile des Körpers werden kalt und die Lippen bleich, der ganze Körper scheint matt und schwach und das Thier beängstigt zu seyn; es zittert und schaudert, und bisweilen klappern ihm die Zähne.

Die

Die Haare hören auf glatt an der Haut anzuliegen und richten sich in die Höhe. Der Kopf ist schwer und hängt nieder, der Appetit verliert oder vermindert sich wenigstens. Untersucht man den Puls, so findet man ihn hart und krampfhaft. Bisweilen übersieht man diesen ersten Anfang des Fiebers bey dem Vieh aus Unachtsamkeit ganz und gar.

Während des Wachsthumes des Fiebers wird der Puls immer erhabener, stärker und geschwinder; die Kälte und der Schauder verliert sich allmählich und es erfolgt dagegen eine Hitze, wobey die Mattigkeit immer zunimt. Aus den traurigen Augen schließt man, daß der Kopf des Thieres vorzüglich leide, und das Maul nebst der Nase wird trocken, und heiß. Ist das Fieber stark, so tritt ein äusserlich deutlich zu bemerkendes Herzklopfen und ein Bauchschlagen hinzu, die man aber nicht erst abwarten muß, um auf das Daseyn eines Fiebers zu schliessen.

Wenn die Heftigkeit dieser Zufälle weiter nicht zunimt, so sagt man das Fieber sey in seiner Stärke, und darin bleibt es bald eine längere bald eine kürzere Zeit.

Die Abnahme des Fiebers besteht in einer allmähligen Verminderung und endlich gänzlichen

gänzlichen Nachlassung der eben beschriebenen Zufälle. Oft ereignet sich zuletzt ein Schweiß, oder ein stärkerer Harnfluß, oder ein Durchlauf, oder ein Bluten, oder ein Abfluß eines Schleimes aus Maul und Nase, durch welche kritische Ausführung (S. die Einleitung in die Vieharzneykunst, 116. S.) die Krankheit gehoben wird; bisweilen ist der Uebergang der Krankheit in die Gesundheit nicht so sichtbar. Bisweilen endigt sich das Fieber nicht unmittelbar in die Gesundheit, sondern es folgt eine Verenterung eines Eingeweides, ein äusseres Geschwür, oder eine andere Krankheit darauf. Einige Fieber werden tödtlich, und zwar stirbt das Thier alsdann gemeiniglich während des Wachsthumes oder in der Stärke des Fiebers.

Einige Fieber dauren nur etwas über vier und zwanzig Stunden, andere einige Tage hintereinander, manche verschiedene Wochen. Zu dieser leztern gehören insbesondere die phthisischen Fieber, das heißt solche, welche mit der Verryterung eines Eingeweides, z. Er. der Lunge oder der Leber verbunden sind; und andere hektische oder auszehrende Fieber. Einfache Fieber heissen die welche ganz allein ein Thier befallen; verwickelte, wenn sie mit andern Krankheiten verbunden sind. Man macht auch danach einen Unterschied unter

den

den Fiebern, ob sie die Hauptkrankheit oder vielmehr nur als ein Zufall einer andern Krankheit anzusehen sind; wie z. Ex. das aus dem vorhergehenden schon bekannte Wundfieber, daß sich bey Verwundungen oder andern ähnlichen Verletzungen des Körpers einfindet. Ueberhaupt sind die Fieber weit gewöhnlichere Krankheiten als man gemeiniglich glaubt, und nur wenige Thiere sterben ohne Fieber.

Aussetzende oder intermittirende Fieber, das heißt solche, bey welchen der Anfall allemahl zu gewissen Zeiten kommt und dann wieder nachläßt und aufhört, so daß das Thier in der Zwischenzeit beynahe völlig gesund scheint, bis der folgende Anfall nach einiger Zeit wiederkommt, sind bey dem Viehe nicht so gewöhnlich als bey dem Menschen. Indessen sind sie doch bey dem Pferde wenigstens beobachtet worden. Die übrigen Fieber heissen anhaltende.

Das Fieber scheint aus einer krampfhaften Zusammenziehung in den kleinern Gefässen des Körpers zu entstehen, durch welche das Herz in der Forttreibung des Blutes gehindert wird. Hieraus entsteht anfänglich der Frost und der Schauder nebst der Beängstigung von dem nach einwärts getriebenen

Geblüte,

Geblüte, wie auch der zusammengezogene und geschwinde Puls; nach und nach überwindet die Kraft des Herzens diesen Widerstand, das Blut wird wegen der durch den Widerstand verstärkten Bewegung des Herzens nun mit desto grösserer Gewalt nach den äussern Theilen des Körpers zugetrieben, und so entsteht die Hitze und die immer grössere und grössere Geschwindigkeit des Pulses, bis zur Abnahme des Fiebers, während welcher die Bewegung des Geblütes allmählich wieder natürlich wird.

Bey den meisten Fiebern befindet sich etwas Unreines und Widernatürliches in dem Geblüte, wodurch die erste krampfhafte Bewegung im Körper, oder der Anfang des Fiebers, verursacht wird. Dies nennt man die Fiebermaterie, und eigentlich ist das Fieber an sich nichts anders, als ein gewissermaaßen heilsames Bestreben der Natur, das in dem Geblüte und den übrigen Säften befindliche Unreine oder Schädliche abzuändern und aus dem Körper fortzuschaffen. Während dem Fieber selbst nämlich erleidet diese Fiebermaterie durch die zunehmende Kraft des Herzens und der Gefässe eine solche Abänderung, daß sie zur Ausführung aus dem Körper geschickter wird; daß heißt in der gelehrten Sprache der Aerzte, die Fiebermaterie

rie

rie wird durch die Natur ausgekocht; und die nach dem Fieber oder bey dem Ende desselben erfolgende kritische Ausleerung schafft nun das Schädliche ganz fort und die Gesundheit erfolgt wieder. Bisweilen sammlet sich die Fiebermaterie an einem Orte des Körpers an und bringt eine neue Krankheit daselbst hervor, ohne daß vors erste eine kritische Ausleerung erfolgt.

Diese Fiebermaterie, und mit ihr also auch das Fieber, als die Würkung davon, kann sich auf mancherley Weise in dem Körper erzeugen. Ueberhaupt sind einige Thiere dem Fieber weit leichter unterworfen als andere; worin aber diese grössere Neigung zum Fieber eigentlich bestehe, das ist uns meistens unbekannt. Auch die Ursachen, welche in den dazu geneigten Körpern ein Fieber selbst veranlassen können, sind öfters sehr schwer zu entdecken, da sie manchmahl lange vor dem Ausbruche des Fiebers selbst vorhergegangen sind, ohne daß man Achtung darauf gegeben hat. Es gehört z. Ex. eine verdorbene Luft, die eine Zeitlang auf die Haut und die Lungen des Thieres würkt, und folglich auch das Blut und die Säfte desselben verdirbt; Erhitzungen des Körpers, schlechte und ungesunde Nahrungsmittel, u. d. gl. dahin. Gewisse Fieber werden auch durch ein

feines

feines in der Luft verbreitetes und seiner eigentlichen Natur nach uns unbekanntes ansteckendes Gift hervorgebracht, und das sind gemeiniglich die schlimmsten.

Die ganz einfachen Wundfieber scheinen es wahrscheinlich zu machen, daß auch Fieber ohne eine im Blute vorhandene eigentliche Fiebermaterie entstehen können; denn bey diesen Fiebern ist vielleicht anfänglich zumahl gar nichts davon vorhanden.

Die Bemühungen des Arztes bey den Fiebern müssen nicht darin bestehen, die fieberhaften Bewegungen zu unterdrücken, sondern vielmehr nur der Natur zu helfen, die Auskochung und Ausführung des Schädlichen, welches das Fieber erzeugte, zu befördern, und solchergestalt das Fieber aus dem Grunde zu heilen; das heißt, die Ursachen wegzuschaffen, welche das Fieber hervorbrachten; denn alsdann hört das Fieber von selbst auf. Bisweilen ist es auch wohl nöthig, die fieberhaften Bewegungen zu mässigen, wenn sie so stark sind, daß heftige Entzündungen oder gar der Brand davon zu befürchten ist; oder wenn die fieberhafte Materie in einem edlern und zum Leben vorzüglich nöthigen Eingeweide sich anzusammlen und daselbst eine neue gefährlichere Krankheit hervorzu-

scheint, muß der Arzt die Natur wieder auf den rechten Weg zu bringen und die ordentliche Ausführung der Fiebermaterie zu befördern suchen. Auch der entgegengesetzte Fall kann vorkommen, der Körper kann zu schwach seyn, als daß die ordentliche Auskochung und Ausleerung der Fiebermaterie geschehen könnte; und dann müssen stärkende Mittel gebraucht werden, um das Fieber gewissermaassen zu unterhalten und zu einem heilsamen Ende zu bringen.

In Ansehung der Wartung des Viehes, welches an einem Fieber danieder liegt, muß vorzüglich dafür gesorgt werden, daß es in einer reinen Luft, die weder zu warm noch zu kalt, am allerwenigsten aber mit unreinen Ausdünstungen angefüllt ist, gehalten werde. Zugluft schadet bisweilen weniger als eine unreine und faule Luft. Bey strenger Kälte kann man das Vieh mit guten Decken behangen. Im Futter muß das Vieh bey dem Fieber sparsam gehalten werden: dem Pferde kann man anstatt des Heues gutes Stroh, anstatt des Habers aber Kleye; dem übrigen Viehe kann man, so wie auch selbst den Pferden, allerhand kühlende Kräuter, Lattich, Cichorien, Sauerampfer, gestampftes Obst, u. d. gl. geben. Der Trank, der im Winter nicht ganz kalt seyn darf, kann aus Wasser

ser bestehen worunter etwas Mehl gerührt worden, oder man kann auch Gerstengraupen mit dem Wasser abkochen. Dergleichen Getränk verdünnt das Geblüt besser und geht nicht so geschwind durch den Harn wieder ab, als blosses Wasser. Wenn säuerliche Dinge, insbesondere etwas Essig mit Honig, oder auch Vitriolspiritus, unter den Trank gemischt werden; so wird er um soviel heilsamer seyn.

Was das besondere Verfahren des Arztes bey dem Fieber betrift, so kann davon wenig im Allgemeinen zu beobachtendes gesagt werden, sondern die Fieber erfordern verschiedene Mittel nach der Verschiedenheit der Ursachen, durch welche sie veranlaßt worden. Vornehmlich haben wir hier viererley Fieber zu betrachten.

Die erstere Art der Fieber können wir hitzige oder Entzündungsfieber nennen. Sie entstehen aus einer gewissen Zähigkeit und Neigung des Geblütes zu Entzündungen; und obschon nicht alle diese Fieber würklich mit Entzündungen verbunden sind, so ist doch die Neigung dazu da, und die Entzündungen kommen bisweilen erst mitten im Fieber, bisweilen bleiben sie auch gar aussen. Die stärksten und gesundesten Thiere sind dieser

Art von Fiebern allemahl weit mehr als die schwächern ausgesetzt, und starke Erhitzungen des Körpers oder schleunige Abwechselungen von Hitze und Kälte, zu strenge Arbeit zumahl im Sommer, können sie am leichtesten veranlassen. Der Puls ist vorzüglich groß und hart und verräth die Vollblütigkeit oder die gar zu starke Wallung des Geblütes deutlich. Läßt man bey diesem Fieber dem Thiere zur Ader, so wie dieses würklich ein Hauptstück der Heilung ausmacht, so entsteht nachher auf dem Blute, wenn es kalt geworden, eine weisse und sehr zähe Rinde, die man kaum mit einem scharfen Messer zerschneiden kann und die den rothen Theil des Geblütes bedeckt. Uebrigens wird das Othemhohlen bey diesem Fieber gemeiniglich beschwerlich. Der Kopf ist schwer und eingenommen, und die Augen angelaufen und roth.

Man muß sorgfältig Achtung geben, ob nicht die Zufälle, welche dieses Fieber zu erkennen geben, vielleicht einem faulen Verderben der Säfte oder andern Ursachen zuzuschreiben sind; das heißt, man untersuche ob sich z. Ex. auch die nachher zu erzählenden Kennzeichen eines faulen Fiebers bey dem Thiere einfinden: denn in diesem Falle würde man mit den gegen die blossen Entzündungsfieber dienlichen Arzneymittel mehr schaden

den als nutzen. Und ein faules Verderben der Säfte kann beynahe alle die Zufälle hervorbringen, welche sonst einem blossen hitzigen Fieber zukommen; starke Hitze, den harten und grossen Puls, aufgelaufene Augen, u. s. w.

Das Aderlassen ist in dieser Art von Fiebern äusserst nothwendig, und bey dem Viehe noch viel nothwendiger als bey dem Menschen, weil die festen Theile des erstern aus stärkern und härtern Fasern gebrauchet und das Geblüt bey demselben weit dicker und zäher ist als bey dem Menschen; und weil folglich diese Krankheiten bey dem Viehe weit gefährlichere Folgen nach sich ziehen können. Die Menge des zu lassenden Blutes muß nach der Natur des Viehes und der Heftigkeit der Krankheit selbst bestimmt werden, und öfters muß man sogar das Aderlassen wiederholen. Bey verschiedenen Arten des Viehes räth der größte Haufen der Vieharzte gemeiniglich an, im Fieber ihnen in die Ohren zu schneiden, damit sie bluten; allein eine ordentliche Aderlaß hilft immer mehr.

Ausser der Aderlaß ist hauptsächlich der öftere Gebrauch des Salpeters bey diesen Fiebern zu empfehlen, an dessen Stelle einige das Schießpulver gebrauchen. Besser

aber ist es den Salpeter selbst zu gebrauchen, wovon man alle drey bis vier Stunden ein Loth geben kann, um die heftigen Wallungen des Geblütes zu mässigen und den etwa zu befürchtenden Entzündungen vorzubeugen. Dabey sind Klystiere, z. Ex. das N. 1. oder N. 13 äusserst nützlich, und sehr vieles Trinken von dem vorher verordnete Getränke, um das dicke Geblüt zu verdünnen.

Man sieht, daß das Verfahren bey diesen Fiebern mit denen Regeln übereinstimmt, welche vorher verschiedene Mahle in Absicht auf die Wundfieber gegeben worden sind; und in der That gehören auch diese letztern meistens zu dieser Classe.

Die zwote Art von Fiebern hat ihre Quelle in den Verschleimungen und Unreinigkeiten, welche sich in den Gedärmen ansammlen. Hiervon geht nach und nach immer mehr in das Geblüt über und macht die Fiebermaterie aus, durch welche das Fieber hervorgebracht wird. Meistens sind diese Unreinigkeiten gallicht, und diese Art von Fiebern entsteht leichter und öfter bey den schwächern Körpern. Bey dem Menschen besteht ein wichtiges Kennzeichen derselben in dem bittern und unnatürlichen Geschmacke, den alle Dinge, die man genießt, und selbst

der

der Speichel, zu haben scheinen; aber bey dem Viehe können wir dieses Merkmahl nicht gebrauchen, weil es nicht reden kann. Wir müssen vielmehr aus den übrigen Kennzeichen, aus Unreinigkeiten die sich auf der Wurzel der Zunge ansammlen, aus einem stärkern Mangel an Appetite, aus der vorzüglichen Angst die das Thier zu empfinden scheint, aus dem stärkern Gestanke des Mistes und aus dem stinkenden Othem schliessen, daß ein Thier von dieser Art Fieber befallen sey. Der Kopf des Thieres leidet ebenfalls stark dabey.

Die Aderlaß ist in diesen Fiebern nur bey grosser Vollblütigkeit nöthig. Brechmittel, die bey dem Menschen in diesen Fiebern von so vortrefflicher Würkung sind, fallen bey dem Viehe weg, und wir müssen daher nur zu Purgirmitteln unsere Zuflucht nehmen. Einige Tage lang kann man alle vier Stunden ein Loth englisch Salz in Wasser aufgelöst geben, um die vorhandenen Unreinigkeiten in den Gedärmen lös zu weichen, und alsdann ein Purgirmittel, das keine Hitze macht, verordnen. Manna, Sennesblätter, Salze, u. d. gl. schicken sich vorzüglich dazu, harzichte Purgirmittel machen zu viel Wallung und führen zu viel Säfte ab. Man kann sich z. Ex. der Vorschrift N. 21 bedienen. Dieses Mittel ist so gelinde, daß es einige Tage hin-

tereinander gegeben werden kann, und dann wird es bey einem schicklichen Futter und bey dem Gebrauche einiger Klystiere gewiß gute Würkung thun.

Wenn man merkt, daß die Unreinigkeiten ziemlich aus dem Körper ausgeführt sind und das Fieber noch nicht nachlassen oder aufhören will, so kann man einige Tage darauf die Lattwerge N. 22. Morgens und Abends gebrauchen, und iedes Mahl soviel als eine grosse Wallnuß beträgt, davon eingeben, bis sich das Fieber verliert; allenfalls kann man sie täglich drey Mahl geben. Diese Art von Fiebern ist gemeiniglich von etwas längerer Dauer als die erste, aber dagegen auch nicht so leicht tödtlich als iene.

Die dritte Art von Fiebern ist das faule Fieber, das gefährlichste von allen. Man bemerkt bey diesem eine sehr starke Hitze, ohne daß iedoch der Puls so ausserordentlich heftig wäre. Das Vieh schwitzt stärker als sonst oder erleidet einen starken Durchlauf; vornehmlich aber ist dieses Fieber durch den faulen und übeln Gestank kenntlich, den Mist, Schweiß, Othem und beynahe das ganze Thier hat. Der Hinterleib wird bisweilen von Luft entsetzlich aufgetrieben. Bey diesem Fieber haben die Säfte einen Grad von

faulen

faulen Verderben angenommen, und dadurch unterscheidet es sich von den übrigen. Die eigentliche wahre Hornviehseuche gehört mit zu dieser Classe von Fiebern.

Das Aderlassen würde bey einem faulen Fieber sehr schaden, ausser wenn zugleich eine ausserordentliche Vollblütigkeit, oder eine wahre, nicht bloß scheinbare Aehnlichkeit mit der ersten Art von Fiebern damit verknüpft wäre; aber auch dann muß es mit Behutsamkeit geschehen. In den Ställen, wo das kranke Vieh steht, kann man zur Vertreibung und Verbesserung der faulen Dünste mit Schießpulver oder mit Essig, den man auf heisse Steine oder glühendes Eisen sprützt, räuchern.

Wenn bey den faulen Fiebern die ersten Wege des Körpers, das heißt Magen und Gedärme nicht mit Unreinigkeiten angefüllt sind, welches man aus den Zeichen derselben zu beurtheilen hat, so ist der Gebrauch der Säuren, insbesondere des Vitriolspiritus in Menge unter das Trinken gemischt, beynahe allein schon zureichend das Fieber zu überwinden oder die Neigung der Säfte zur Fäulniß zu verbessern. Der Salpeter ist bey diesen Fiebern nicht so nützlich als vielmehr der Salmiak, den man also an ienes Stelle

gebrauchen kann. Die Fieberrinde würde von vortrefflicher Würkung seyn, wenn sie nicht so theuer wäre; man kann an Statt ihrer versuchen, was man durch Alaun, etwa zu einem Quentchen mit dem Salmiake vermischt, ausrichten kann. Auch der Kampfer zu einem halben Quentchen und drüber kann zu den übrigen Arzneyen bey diesem Fieber mit Nutzen zugesetzt werden.

Wäre das faule Fieber zugleich mit Unreinigkeiten der ersten Wege vergesellschaftet, so müßte man diese erst durch salzichte Mittel zur Ausführung vorbereiten und losmachen, und dann wie bey der zwoten Art von Fiebern fortzuschaffen suchen, dabey aber auch immer gegen die Fäulniß der Säfte durch die eben erwähnten Arzneyen kämpfen.

Die vierte Art von Fiebern nennen einige Nervenfieber. Sie sind mit einer grössern Schwäche des Körpers verknüpft, und insbesondere leidet die Empfindung und das ganze Nervensystem des Körpers vorzüglich. Der Kopf ist meistens sehr angegriffen und die Füsse kalt. Die Ursachen dieser besondern Zufälle sind uns meistentheils unbekannt, sie können in Würmern, Steinen die irgendwo im Körper stecken, starkem Zuflusse der Säfte nach einem oder dem andern wichtigen Eingeweide

geweide, innern Geschwüren. u. d. gl. bestehen; und eben deswegen sind diese Fieber schwer zu heilen, weil wir die Ursache der Abweichung derselben von dem gewöhnlichen Laufe nicht allemahl einzusehen vermögend sind. Die bey dem Herrn von Sind sogenannte Stirnkrankheit der Pferde scheint auch hieher zu gehören.

Man kann versuchen, ob man durch gelinde ausführende Mittel, insbesondere durch salzichte, und durch Klystiere, die man öfters geben läßt, etwas dagegen ausrichten kann: Brechmittel würden noch vortheilhafter seyn, wenn wir uns nur ihrer bedienen könnten. Oefters entstehen alle diese Nervenzufälle nur von einem schleimichten oder gallichten Unrathe in den Gedärmen, und dann gehört das Fieber vielmehr zur zwoten Classe.

Bey starker Vollblütigkeit oder wenn der Kopf ausserordentlich leidet, dienen auch Aderlaß nud kühlende Mittel, z. Ex. Salpeter, und Säuren unter dem Trank gemischt. Oefters richtet man auch durch Haarseile und Zugsalben viel aus. Uebrigens sind diese Nervenfieber bisweilen heftiger und kurzdaurend, bisweilen aber gelinder und eine Art vom langsamen auszehrenden Fieber.

Nach den gewöhnlichen Beschreibungen, die man von der sogenannten Sterzseuche oder dem Sterzwurme des Rindviehes macht, muß ich diese Krankheit als eine Art von einem solchen Nervenfieber ansehen. Das davon befallene Rindvieh soll eine starke Unempfindlichkeit zu erkennen geben, und das Hauptkennzeichen der Krankheit, sagt man, besteht darin, daß der Schwanz ganz weich und welk ist, so daß man ihn herum drehen kann. Lange dauert die Krankheit nicht, sondern das Vieh stirbt ziemlich geschwinde daran. Die Mittel, die man gemeiniglich dagegen empfielt, sind bittere und gewürzhafte Sachen, z. Ex. Wermuth, Lorbeerblätter, Meisterwurz, Liebstöckel, u. d. gl. Man kann klein geriebene Pomeranzenblätter zu zwey Loth mit Honig zu Pillen gemacht täglich einige Mahl dagegen eingegen, und dabey die Klystiere fleissig gebrauchen: die Fieberrinde möchte wohl zu theuer fallen.

Man bedient sich bisweilen des Namens eines bösartigen Fiebers, um ein Fieber dadurch anzuzeigen, das sich durch besonders schwere Zufälle und grössere Todesgefahr von andern unterscheidet. Sehr vortheilhaft ist diese Benennung eben nicht, weil sie mancherley ganz von einander verschiedene Fieber begreifen kann. Die in dem folgenden Abschnitte

schnitte zu beschreibenden Viehseuchen und andere grassirende oder epidemische Krankheiten des Viehes, faule und Nervenfieber, sind die vornehmsten der bösartigen Fieber. Der Arzt muß jederzeit bey der Heilung derselben das zu entdecken suchen, worin eigentlich ihre Bösartigkeit besteht, und die Quellen davon zu verstopfen bemüht seyn.

Es frägt sich, ob der Name der Nervenfieber im Grunde viel bedeutender und brauchbarer ist, als der Name der bösartigen.

Die hier vorgetragene Eintheilung der Fieber ist im Grunde schicklicher und zum Gebrauche nützlicher, als die gewöhnliche, in kalte und hitzige Fieber.

Exanthematische Fieber nennt man bey dem Menschen die, welche mit einem gewissen Ausschlage oder mit kleinen Geschwüren und andern Flecken auf der Haut verbunden sind, wie z. Ex. Friesel, Blattern, Masern, u. d. gl. m. Vielleicht ist theils in der ordentlichen Lebensart des Viehes, theils in der Dicke der Haut bey demselben die Ursache zu suchen, warum dergleichen exanthematische Fieber bey dem Viehe weit seltner vorkommen. Da öfters diese Blattern auf der Haut als etwas kritisches anzusehen sind, wodurch das

Böse

Böse aus dem Körper fortgeschafft wird, so muß man ihren Ausbruch alsdann durchaus nicht verhindern oder durch unzeitige Aderlässe u. d. gl. aufhalten, sondern ihn selbst allenfalls, wenn es nöthig scheint, zu befördern suchen. Die sogenannten Schaafpocken sind eines der gewöhnlichsten exanthematischen Fieber des Viehes; man sehe darüber nach, was in dem folgenden Abschnitte von der Natur und der Heilung dieser Krankheit gesagt werden wird.

Eine gewisse Krankheit des Rindviehes, die sogenannte Piarre oder Blatter, ist auch hieher zu rechnen. Diese in der Grafschaft Burgund sehr gewöhnliche Krankheit ist ungemein gefährlich für das Rindvieh, insbesondere wenn es schwer und fett ist; da sie aber nicht ansteckt, so kann man sie nicht unter die Seuchen rechnen. Sie befällt das junge und zarte Vieh vor allem andern, vornehmlich im Anfange des Sommers, und insbesondere, wenn man ihm bey grosser Hitze nicht genug zu trinken giebt. Das Vieh hört auf zu fressen und wieder zu käuen; an oder unter der Zunge bemerkt man eine Blatter von einer fahlen Bleyfarbe in der Grösse einer Haselnuß; bisweilen erscheint diese Blatter an der Oeffnung des Mastdarmes, bisweilen auch wohl an beyden Stellen zugleich.

Nimt

Nimt die Krankheit überhand, so werden die genannten Gegenden schnell vom Brande befallen, der Bauch läuft auf, das Othemholen wird schwer, und das Thier stirbt bald darauf. Man muß augenblicklich die Blatter ganz ausschneiden nnd das darin enthaltene verdorbene Geblüt heraus lassen, die Wunde mit Essig auswaschen oder auch wenigstens nur mit frischer Erde reiben, und dem Viehe einen säuerlichen Trank, etweder Wasser mit Vitriolspiritus, oder auch einen abgekochten Trank von Sauerklee, Sauerampfer, Lattich, u. d. gl. geben, wobey man auch Salpeter eingeben kann. Solche gewaltsame Mittel, wie einige anrathen, z. Ex. das kranke Vieh stark auf der Erde zu wälzen, oder mit ledernen Riemen auf den Bauch zu schlagen kann ich nicht wohl billigen, sondern rathe vielmehr aufs äusserste davon ab.

Unter dem Namen des Aufwallens des Geblütes verstehen einige Pferdeärzte eine Krankheit des Pferdes, wo bey einem eben nicht sehr heftigen Fieber kleine Blattern auf der Haut desselben hervorkommen, die man also auch hieher rechnen kann. Diese Blattern scheinen von einer Schärfe der Säfte herzurühren. Vielleicht haben sie Aehnlichkeit mit dem Nesselfriesel der Menschen: sie entstehen plötzlich und vergehen bisweilen unvermerkt,

vermerkt, bisweilen aber brechen sie auf, geben ein röthliches Wasser von sich und vertrocknen darauf. Man kann bey diesem Zufalle eine mässige Aderlaß, Futter und Wartung wie im Fieber überhaupt und Salpeter mit einigen Klystieren gebrauchen.

Mit den Vereyterungen der Eingeweide sind langsame Fieber vergesellschaftet, die man phthisische nennt. In der Folge wird weiter von ihnen geredet werden.

Nach geheiltem Fieber kann man die davon zurückbleibende Schwäche im Körper durch einen allmähligen Uebergang zum gewöhnlichen Futter und durch gelinde Bewegung zu heben suchen. Findet man, daß auch Arzneyen dazu nöthig sind, so kann man die Lattwerge N. 22. täglich ein Paar Mahl geben.



Zweyter

Zweyter Abschnitt.
von den Landseuchen.

Die Krankheiten des Viehes, von welchen ich in gegenwärtigen Abschnitte zu reden habe, verdienen vor allen andern die gröszte Aufmerksamkeit. Sie bringen nicht allein einzelne Menschen an den Bettelstab, sondern sie können selbst in ansehnlichen und reichen Ländern Armuth und Hungersnoth zu wege bringen. Die geschicktesten Männer haben sich schon mit der Untersuchung dieser Krankheiten beschäftigt und Mittel gesucht, die man der Wuth derselben entgegen setzen könnte; die Obrigkeit hat ihren Fleiß auf alle mögliche Weise unterstützt und durch ansehnliche Belohnungen aufgemuntert; aber wie wenig hat man leider noch zur Zeit ausgerichtet, um diesen anglücklichen Krankheiten erwünschten Einhalt thun zu können.

Ich verstehe hier unter den gemeinschaftlichen Namen der Landseuchen dieienigen Krankheiten des Viehes, welche zu gewissen Zeiten in diesem oder in ienem Lande eine grosse Menge Vieh auf ein Mahl befallen und ihrer Bösartigkeit wegen vieles davon hinwegreissen. Sie stecken zugleich an; hierdurch un-

unterscheiden sie sich von andern epidemischen, oder wenn man lieber will, epizootischen Krankheiten, das heißt von solchen, welche bisweilen in gewissen Ländern oder Strichen das Vieh befallen ohne ansteckend zu seyn.

Ansteckend ist eine Krankheit, wenn sie sich gesundem Viehe, das sich dem kranken nähert, mittheilt, und so von einem Stalle zum andern fortgeht. Denn selbst ohne eine unmittelbare Berührung kann das Vieh, das in einem Stalle steht, in welchem sich kein krankes Stück befindet, angesteckt werden: Menschen und andere Thiere können das feine ansteckende Gift einer Seuche in so weit fassen, daß sie gesundes Vieh mit derselben anstecken können, ohne daß das Gift auf ieне eine merkliche Würkung hat; leblose Körper, Kleider, allerley Geräthe das man in den Ställen gebraucht, Sattel, Zaum, Geschirr, Decken, Futter das in den angesteckten Ställen eine Zeitlang gewesen ist, oder wovon das kranke Vieh genossen hat, und selbst die Luft, pflanzen die Seuche fort. Die eigentliche Natur dieses ansteckenden Giftes, welches das Wesentliche der Seuchen ausmacht, ist uns beynahe gänzlich unbekannt. Man merke auch, daß nicht alle ansteckenden Krankheiten des Viehes den Namen der Seuchen verdienen.

Viele

Viele Leute lassen sich es kaum einfallen, daß das Wort Seuche ein allgemeines Wort ist, worunter man mehrere und ganz verschiedene Krankheiten des Viehes versteht. Dies ist die Ursache, warum sich viele Schriftsteller, die von diesen Krankheiten gehandelt haben, öfters zu widersprechen scheinen, ohne sich würklich zu widersprechen. Allein so gewiß es ist, daß die Seuchen ihrer Natur und ihrem Wesen nach öfters ganz untereinander verschieden sind, eben so sicher ist es auch, daß man hierauf in der Heilung derselben vorzüglich sein Augenmerk zu richten habe. Ohne die Beobachtung dieser Regel wird man nie in dem Verfahren bey dem Ausbruche einer Seuche unter dem Viehe glücklich seyn, wenn man nicht etwa von ungefähr auf die eben in dem vorhandenen Falle dienlichen Mittel geräth.

Vielleicht ist keine Art Vieh von den Seuchen gänzlich befreyet: unter dem Hornviehe und den Schaafen sind sie am gewöhnlichsten; und es frägt sich, ob unter dem übrigen Viehe, den Pferden, Ziegen, Schweinen, iemahls eine wahre Seuche beobachtet worden? Sonderbar ist es, daß eine iede von den Seuchen Einer Art Vieh insbesondere und allein eigen ist: die Pferde oder Schaafe werden auch selbst alsdann, wenn die Hornviehseuche am heftigsten wüthet, nie davon angesteckt;

nicht ein Mahl, wenn sie mit dem daran kranken Hornviehe in Einem Stalle stehen. Indessen hat man doch bisweilen bemerkt, nachdem eine Seuche unter einer Art Vieh eine Zeitlang heftig gewüthet hat, daß sich das Sterben auch unter den übrigen Arten nach und nach äusserte, wie z. Ex. im Jahre 1712. Es frägt sich aber noch, ob diese sogenannte Seuche unter dem übrigen Viehe eine wahre Seuche, oder vielleicht nur eine allgemeine, eine epizootische Krankheit gewesen ist?

Ein anderer merkwürdiger Umstand bey den Seuchen ist das, daß ein Stück Vieh, das ein Mahl die Seuche überstanden hat, nie zum zweyten Mahle von der nämlichen Seuche befallen wird.

Was uns die ältern Schriftsteller von denen Seuchen unter dem Viehe sagen, die zu ihrer Zeit das Vieh befallen haben, das dient fast zu nichts weiter, als daß wir wissen, daß die Seuchen nicht erst in den neuern Zeiten angefangen haben zu wüthen. Diejenige Viehseuche, von welcher Columella und Vegetius unter dem Namen Cruditas reden, scheint indessen mit der eigentlichen Hornviehseuche in Ansehung der Zufälle ziemlich übereinzukommen; allein ihre Entwickelung der Ur-

sachen

sachen des Uebels, und die Mittel die sie dagegen angeben, sind wenig werth. So kommt auch die Krankheit des Hornviehes, welche **Severus Sanctus** im dritten oder fünften Jahrhunderte nach Christi Geburt besungen hat, beynahe mit der wahren Hornviehseuche überein, nur scheint sie damahls noch heftiger gewesen zu seyn, als wie iezt zur Zeit diese Seuche selbst in denen Ländern ist, wo sie am heftigsten wüthet. **Livius** redet von einigen ansteckenden Krankheiten unter dem Viehe, die zu Rom zu verschiedenen Zeiten sehr stark gewüthet haben, allein übrigens wissen wir nichts von der Natur dieser Seuchen.

Im Anfange des neunten Jahrhunderts nach Christi Geburth wüthete die Seuche unter dem Rindviehe ganz entsetzlich. Im Jahr 1272. nahm sie wiederum eine grosse Menge Vieh weg, so wie auch in dem Jahre 1682. wo sie in einem grossen Theile von Europa bis zum Jahre 1693., in welchem sie sich verlohren zu haben scheint, unter dem Horn- und Schaafviehe beträchtlichen Schaden that. 1710. bemerkte man wiederum eine Seuche in Ungarn, Italien und Deutschland unter dem Hornviehe, bis zum Jahr 1719., und 1730., 1731. und 1732. eine andere. Endlich brach die Seuche 1740. unter dem Hornviehe wie-

derum aufs Neue aus, sie that fast in ganz Europa großen Schaden; und obschon der Eifer, mit welchem Verschiedene in den vorigen Zeiten die Natur dieser Krankheit zu ergründen und Hülfsmittel dagegen an die Hand zu geben gesucht haben, mit dem neuen Ausbruche der Seuche wiederum aufwachte, ia selbst zunahm, so wüthet dennoch diese fürchterliche und unbezwingbare Krankheit noch immer fort; ia vielleicht kann man sagen, daß sie in einigen Ländern an Heftigkeit würklich zunimmt. Zwar hat sie bisweilen hin und wieder etwas nachgelassen, allein weit davon entfernt gänzlich aufzuhören, so hat sie vielmehr immer noch einige unter der Asche gleichsam glimmende Funken zurück gelassen, welche öfters auf ein Mahl, ehe man es sich versahe, desto stärker in neue Flammen ausbrachen.

Die sonderbaren Zufälle, die sich bey den verschiedenen Seuchen des Viehes finden, und der Umstand, daß das Vieh nicht öfter als Ein Mahl davon befallen wird, machen es mehr als wahrscheinlich, daß sie durch ein feines und seiner Natur nach uns noch unbekanntes Gift hervorgebracht werden, welches sich in den Körper einschleicht und in den festen und flüssigen Theilen die Unordnungen anrichtet, welche die Krankheit ausmachen.

Dieses Gift scheint sich in dem kranken Körper dergestalt zu vervielfältigen, daß hernach beynahe alle festen und flüssigen Theile des Thieres ein anderes noch gesundes Thier anzustecken im Stande sind.

Die Ansteckung scheint vornehmlich durch das Othemholen und den Speichel zu geschehen. Die Werkzeuge des Othemholens und der Verdauung leiden deswegen vorzüglich bey den meisten Seuchen, und die Krankheit äussert sich auch gewöhnlicher Weise zuerst in ihnen. Die Schweißlöcher und die Gefässe der Haut scheinen das Gift nicht so stark oder nicht so leicht zu fassen.

Sehr viele Fragen dieses Gift der Seuchen betreffend bleiben noch übrig, die wir nicht im Stande sind zu beantworten. Ist dieses Gift vielleicht alkalisch, wie es seinen Würkungen nach das Ansehen haben könnte? oder besteht es gar in kleinen Gewürmen, wie einige geglaubt haben? Wie ist es zuerst entstanden?

Man hat beobachtet, daß die Seuchen unter dem Viehe bisweilen nach harten Wintern, z. Ex. nach denen von 1709. und 1740. ausgebrochen sind; allein die Beobachtung ist nicht allgemein; es ist nicht vor allen Seu-

chen ein harter Winter vorher gegangen und nicht auf alle harte Winter eine Seuche unter dem Viehe erfolgt. Ausserdem ist es auch nicht wohl begreiflich, wie ein harter Winter das Gift der Seuchen erzeugen könne. Nasse und feuchte Jahre mit grossen Abwechselungen in Hitze und Kälte müssen freylich auf den Körper aller Thiere einen grossen Einfluß haben und ihn sehr schwächen; allein vielleicht reichen sie eben so wenig, als verdorbene Nahrungsmittel, Mehlthau, faule und stehende Wasser von denen das Vieh trinkt, zu, das Gift der Seuchen hervorzubringen. Eben das gilt von allerley ungesunden Dünsten, die einige für die Ursache der Seuche gehalten haben: alle diese Dinge können grassirende Krankheiten unter Menschen und Viehe veranlassen, aber vielleicht keine ansteckende Seuchen. In den Niederlanden ist man auf die Gedanken gerathen, ob die Gewohnheit das Vieh Tag und Nacht auf der Weide zu lassen, die iezt daselbst herrschende Seuche verursacht habe: allein man hat die Seuche auch in Gegenden, wo das Vieh auf den Ställen gehalten oder nur ausgetrieben wird; und wiederum in andern Gegenden, wo das Vieh ebenfalls die ganze Zeit durch, da es die Witterung erlaubt, auf der Weide bleibt, weiß man nichts von der Seuche.

Aber

Aber man muß deswegen nicht die Viehseuchen als übernatürliche und gleichsam wunderthätige Strafen Gottes ansehen, weil man ihre Entstehung nicht ganz genau erklären kann; wie viele Landleute leider thun, die deswegen auch in ihrer Einfalt soweit gehen, daß sie Bedenken tragen, etwas dagegen von Hülfsmitteln zu versuchen und sich gleichsam, wie sie sagen, der strafenden Hand Gottes zu widersetzen und seiner Ruthe entgegen zu kämpfen. Freylich sind die Landseuchen Werkzeuge, wodurch Gott die Sünden derer Menschen straft die er damit heimsucht; allein Gott hat natürliche Mittel genug die Sünder zu züchtigen und ist nicht genöthigt, übernatürliche Wege dazu zu erwählen.

Warum würkt das Gift der Seuchen nur auf eine Art Vieh insbesondere? Und warum wird ein Stück Vieh nur Ein Mahl und nicht öfter davon angesteckt? Warum geht die Pest unter den Menschen nicht auch zum Viehe über, oder warum sind die Viehseuchen nicht auch immer mit einem starken Sterben unter den Menschen vergesellschaftet? Am besten thu ich vielleicht, wenn ich gestehe, daß ich diese und mehrere solche Fragen nicht beantworten kann.

Man kann alle bekannten Seuchen des Viehes theils unter die Classe der hitzigen oder der inflammatorischen, theils der faulen Fieber bringen; allein eine iede von ihnen hat ausserdem ihr Besonderes und Eigenes, welches verursacht, daß man die Seuchen in der Heilung nicht völlig wie einfache inflammatorische oder faule Fieber ansehen darf. Ein specifikes Mittel gegen diese oder iene Seuche würde dasienige seyn, was diesem Besondern und Eigenen der Seuche entgegen würkte und es zerstörte, und es würde alsdann nur noch das inflammatorische oder faule Fieber durch die bekannten Mittel zu heilen übrig bleiben. Allein leider haben wir keine dergleichen specifike Mittel gegen die Seuchen.

Und eben deswegen, weil wir das Gift, das die Seuchen hervorbringt, seinem Wesen nach nicht kennen, ist es auch unmöglich, allgemeine Regeln anzugeben, die auf alle Seuchen paßten, wodurch man den Ausbruch derselben unter dem Viehe gänzlich verhüten könnte. Wenn aber eine sorgfältige Behutsamkeit, das Vieh beständig so viel als möglich in einer reinen und gesunden Luft zu halten, ihm nur zuträgliche und nicht verdorbene Nahrungsmittel und frisches nicht faules oder stehendes Wasser zu geben, und die Beobachtung anderer dergleichen diätetischen Regeln,

geln, die man im dritten Abschnitte meiner Einleitung in die Vieharzneykunst finden kann, nicht im Stande sind, dem Ausbruche der Seuchen unter dem Viehe gänzlich zuvorzukommen, so wird man doch dadurch nicht allein viele andere Krankheiten desselben abwenden können, sondern auch die Gesundheit des Viehes vielleicht so befestigen und dauerhaft machen können, daß es im Fall die Seuche ausbrechen sollte, weniger Gefahr dabey läuft, als anderes nicht so gut gewartetes Vieh.

Noch nöthiger sind die Regeln die weitere Ausbreitung der Seuchen in einem Lande, wo sie schon würklich ausgebrochen sind, oder wenn sie in der Nachbarschaft wüthen zu verhüten. Ich werde in der Folge davon reden.

Die Landseuchen, von welchen ich hier besonders zu handeln habe, sind die eigentliche und wahre Hornviehseuche, zwo andere von der vorigen wohl zu unterscheidende Seuchen des Hornviehes, die in den Jahren 1682. und 1732. herrschten, und die Seuche der Schaafe, die man mit dem Namen der Schaafpocken belegt.

Die Schriftsteller, welche von den Seuchen am besten geschrieben haben, sind Ramazzini,

mazzini, Lancisi, Manchart, die vier haagischen Aerzte de Haen, Westerhof, Ouwens und Velse; Engelmann, Berger, Barberet, Clerc, Bruand, der Marquis de Courtivron, Alta, Veerman und Camper. Die Abhandlung über die Viehseuche, welche 1744. die medicinische Facultät zu Leyden herausgegeben hat, habe ich nicht auftreiben können. Herr Dr. Krünitz hat ein ziemlich vollständiges Verzeichniß derer Schriftsteller gegeben, welche von den Viehseuchen geschrieben haben.

Von der wahren Hornviehseuche.

Ich verstehe unter diesem Namen dieienige äusserst bösartige und ansteckende Krankheit des Hornviehes, welche von 1710. bis 1719. wüthete und im Jahre 1740. aufs neue ausbrach. Von diesem leztern Jahre bis zu unsern Zeiten hat sie nie völlig aufgehört, bald hier bald da unter dem Hornviehe fast in ganz Europa grossen Schaden anzurichten.

Ich habe während der auf Befehl und Kosten Sr. Königl. Großbritannischen Maiestät der Vieharznenkunst wegen verrichteten Reise Gelegenheit gehabt, in verschiedenen Provinzen der vereinigten Niederlande

lande, wo diese Seuche vielleicht iezt am heftigsten wüthet, selbst Beobachtungen darüber anzustellen und mich bey den vortrefflichen Gelehrten dieser Länder — van Doeveren, Camper, Münniks, Coopmans, Sandifort, Bicker, Schouten — mündlich darüber zu unterrichten, welchen ich hier öffentlich für ihre Bereitwilligkeit, den Zweck meiner Reise zu befördern, den verpflichtesten Dank abstatten muß: und ich hoffe deswegen verschiedenes, zumahl in Deutschland, uoch wenig Bekanntes über diese unglückliche Krankheit des Hornviehes sagen zu können.

Man bemerkt zuerst an dem Viehe, das davon befallen worden, eine gewisse Traurigkeit und Abneigung vom Essen und Trinken; es knirscht öfters mit den Zähnen, und hört endlich ganz auf wiederzukäuen. Dabey schaudert es bisweilen über dem ganzen Leibe, und steht auf den Hinterfüssen nicht auf die gewöhnliche Weise, sondern nur auf den Spitzen der Zähen oder Klauen. Bisweilen steht das Vieh die ganze Krankheit durch, ohne sich niederzulegen. Die Hinterfüsse und die Gegend nm den Nieren scheinen ausserordentlich empfindlich zu seyn, wenn man die Hand daran bringt. Die Hörner und Ohren verlieren ihre natürliche Wärme und werden ganz kalt; iedoch

iedoch öfters nur abwechselnd, so daß sie bisweilen wiederum warm werden, ia daß öfters Ein Horn oder Ein Ohr warm, und das andere kalt ist.

Der Harn ist gewöhnlicher Weise stärker als natürlich gefärbt, und bleibt die ganze Krankheit durch helle. Der Abgang des Mistes bleibt öfters die ersten Tage der Krankheit natürlich; bisweilen verfärbt sich der Mist und riecht sehr stark nach Bisam; bald ist er dick, bald wieder ganz dünn, bisweilen bemerkt man selbst eine starke Verstopfung bey dem kranken Viehe. Meistentheils stellt sich am vierten, fünften oder sechsten Tage der Krankheit ein Durchlauf ein, wobey das Vieh den äusserst übelriechenden und ganz flüssigen Koth ziemlich weit von sich sprützt, ia bisweilen ist dieser Koth auch mit Blute oder mit Eyter vermischt. Bey andern bemerkt man von diesem Durchlaufe nichts, sondern der Mist bleibt in dem Mastdarme, der seine natürliche Stärke verliert und offen steht, bis das Thier stirbt. Das Harnen unterbleibt bey den meisten kranken Thieren gänzlich.

Bey den Kühen verliert sich gleich anfänglich die Milch iu den Eutern, sie wird dick und verdirbt gänzlich. Herr Clerc und Kaauw Boerhaave sind vielleicht die einzigen

einzigen Beobachter, die die Milch bey dem kranken Viehe unverändert und natürlich gesehen haben. Das Geburtsglied der Kühe schwillt auf und steht offen. Bey den trächtigen Kühen sind überhaupt alle Zufälle der Krankheit viel heftiger als bey anderm Viehe, und insbesondere, ie weiter sie in der Trächtigkeit sind. Kommen sie ia durch die Seuche, so verkalben sie meistentheils nachher.

Untersucht man den Puls, so findet man ihn fieberartig, und zählt in einer Minute siebenzig, achtzig bis neunzig Schläge; er ist indessen nicht stark, sondern öfters so schwach, daß man ihn gar nicht bemerken kann, und dabey sehr unordentlich. Diese Schwäche im ganzen Körper, die mit der Krankheit vergesellschaftet ist, wird auch dadurch kenntlich, daß das Thier den Kopf und die Ohren sinken läßt und gänzlich aufhört zu bölken und den Schwanz zu bewegen.

Nicht lange nach dem ersten Anfalle der Krankheit fängt das Vieh auch an bisweilen zu husten, und dieser Husten nimt öfters ungemein zu; das Othemhohlen wird sehr beschwerlich; so daß das Thier unter grossen Stöhnen wohl gar niederfällt und in mancherley Lagen, die es annimt, Othem zu holen sucht. Eine gar zu grosse Schwäche des

Körpers

Körpers kann aber machen, daß der Husten endlich gar aufhört.

Aus dem Maule, vornehmlich aber aus der Nase, fängt anfänglich ein dünner Schleim zu fliessen an, welcher den dritten Tag ziemlich dick wie Eyter wird und in Menge abfließt. Ungeachtet das Rindvieh sonst die Nase sehr reinlich hält und mit der Zunge ableckt, so bekümmert es sich doch in dieser Krankheit nicht darum, sondern läßt den Schleim immer fort fliessen. Bisweilen scheint das Maul noch stärker angegriffen zu seyn, und die Zähne fangen an los zu werden oder zu wackeln.

Die Augen erscheinen auch bald nach dem Anfalle der Krankheit entzündet und geschwollen und sehen nicht heiter und natürlich, sondern ganz trübe und traurig aus. Die innere Augendecke (membrana nictitans) schwillt an und kommt zum Vorscheine, das Weisse im Auge wird roth, und es fließt aus den Augen eine dicke Materie wie Eyter, öfters in grosser Menge. Herr Clerc versichert verschiedene Mahle angemerkt zu haben, daß die Augen öfters nicht roth sondern gelblicht werden und dabey einfallen erscheinen.

Bis-

Bisweilen bricht bey dem kranken Viehe ein Ausschlag auf der Haut ans. Einige haben dieses für ein Kennzeichen von anfangender Besserung gehalten, allein die Erfahrung lehrt wenigstens, daß selbst viele Stücke, die diesen Ausschlag sehr stark bekommen, dennoch an der Krankheit sterben. Die Viehseuche, welche am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts wüthete, bey welcher Pocken und Blattern in grosser Menge auf der Haut des Viehes ausbrachen, ist indessen von ganz anderer Natur gewesen.

Man bemerkt bisweilen bey dem kranken Viehe, insbesondere bey dem, wo das Uebel nicht so sehr die Brust befällt, daß der Hinterleib, vornehmlich an der linken Seite, wo der Panzen liegt, gewaltig aufgeblasen wird. Daß dieses von Luft, welche darin eingeschlossen ist, herrühre, beweist der Schall, wenn man mit der Hand darauf schlägt. Vielleicht dringt die Luft bisweilen selbst unter das Fell, wenigstens klingt es bisweilen so, wenn man auf den Rücken drückt.

Die Zeichen, woraus man schliessen kann, daß das kranke Vieh wieder werde hergestellt werden, sind ziemlich unsicher. Es gehört dahin, daß die Ohren und Hörner wiederum anfangen natürlich warm zu werden, und daß

das Vieh den Schwanz und die Ohren allmählig wieder bewegt. Die Lust zum Futter, insbesondere aber die Wiederherstellung des Wiederkäuens, sind die sichersten Zeichen der Genesung von dieser Krankheit, so wie auch die Erleichterung auf der Brust nebst der Verminderung des Hustens. Der Ausbruch einer Räude oder gewisser Blattern auf der Haut ist, wie ich schon erinnert habe, nicht allemahl ein sicheres Zeichen der bevorstehenden Besserung.

Zeichen von Gefahr sind, wenn das Vieh den Kopf stark hangen läßt und stark keucht oder mit grosser Beschwerde Othem holt; und wenn aus Nase und Maul ein zäher Schaum dringt, oder wenn der Bauch stark aufschwillt, so ist meistens der Tod nicht weit.

Die Dauer der Krankheit ist nicht jederzeit gleich lang. Bisweilen stirbt das Vieh nach vier und zwanzig Stunden daran, bisweilen den dritten, vierten, fünften, auch wohl erst den sechsten oder siebenten, und selten den eilften Tag. Bisweilen zeigt es die Pfoten im Tode eingezogen, bisweilen ausgestreckt, und liegt dabey, so wie auch während der ganzen Krankheit, bald auf dieser, bald auf jener Seite.

Die

Die Wuth der Krankheit ist ausserordentlich. In dem Jahre 1769. rechnete man in der Provinz Holland sowohl als in Westfriesland, daß von neun davon befallenen Stücken Vieh nur zwey daran durchkamen.

Kein Stück Vieh wird zwar öfter als Ein Mahl von dieser Seuche befallen, allein man hat keine Zeichen, woraus man sehen könnte, ob ein Thier die Seuche überstanden habe oder nicht. Bisweilen verliert das Vieh den Haarbusch an dem Schwanze nach der Herstellung, iedoch nicht immer; und man kann also den Mangel desselben nicht für ein zuverlässiges Merkmaal des durchgeseuchten Viehes ansehen, wie einige geglaubt haben.

Die Natur dieser unglücklichen Krankheit des Hornviehes wird sich nicht besser untersuchen lassen, als wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf das richten, was man bey den Zergliederungen des an der Seuche verstorbenen Viehes beobachtet hat, und dieses mit den äusserlichen Zufällen der Krankheit selbst vergleichen.

Was also die Beschaffenheit der innern Theile bey dem an der Seuche umgefallenen Viehe betrift, so bemerkt man die Spuren einer starken Entzündung und des kalten Bran-

des an verschiedenen Eingeweiden desselben. Das Netz, der Panzen, der Salter, und die Gedärme, insbesondere die dünnen, werden insbesondere davon befallen angetroffen und sind öfters ganz roth, blau, purpurfarbicht oder schwarz; bisweilen auch nur häufig mit dergleichen Flecken besetzt. Der Panzen ist stark von Luft aufgeblasen. Die Leber ist blaß und öfters ganz verdorben; bisweilen enthält sie auch Luft in sich: die Gallenblase ist ungemein groß, und enthält sehr viel übelriechende Galle. Es scheint indessen nicht, als wenn man das Wesen der Krankheit in einem Fehler der Leber oder in dem Verderben der Galle zu suchen habe: vermuthlich sammlet sich nur die Galle so stark an und geht bisweilen selbst ins Geblüt über, weil die Entzündung der Gedärme und des Gallenganges nebst dem aufhörenden Geschäfte der Verdauung ihre ordentliche Ergiessung in die Gedärme verhindert.

Die Milz ist meistentheils blaß und verdorben. Wenn man den Panzen öffnet, so findet man die genossene Speise und Trank unverdauet darin, aber von selbst in eine Fäulniß und Verderben übergegangen, und von einem unerträglichen Geruche; wodurch auch die innere Haut des Panzen sowohl als der Haube angefressen und gleichsam verbrannt erscheint.

erscheint. Der Salter ist mit harter und ganz dicht zusammen gebackener Speise angefüllt; die innere Haut dieses Magens ist los, und hängt an der verhärteten Speise fest; so wie auch die Blätter desselben bisweilen ganz verdorben angetroffen werden: das erstere aber fällt bey den Milchkälbern von selbst weg. Der Rohm ist mehrentheils von Speise ledig, aber von Luft aufgetrieben, hin und wieder mit Brandflecken besetzt, und die innere Haut davon abgelöst. Die Gedärme enthalten bisweilen verdorbenes und geronnenes Blut, bisweilen andere sonderbar gefärbte verdorbene Säfte; der Mastdarm ist insbesondere sehr entzündet und enthält ausgetretenes Geblüt. Die Nieren sind öfters bleich, iedoch bisweilen ganz gesund und natürlich. Die Harnblase ist bey den allermehresten sehr stark mit Harne angefüllt; das Gegentheil davon ist sehr selten. Bey den an der Seuche gestorbenen trächtigen Kühen ist die Gebährmutter ebenfalls stark entzündet und mit Brandflecken besetzt, das Kalb aber ohne Zeichen der Verletzung: Herr Clerc hat iedoch auch das Kalb von der Seuche angegriffen gesehen. Die Euter sind sehr entzündet und mit verdickter Milch angefüllt.

Was den Vorderleib anbelangt, so trifft man die Lungen meistentheils stark entzündet

und vom kalten Brande angegriffen an; bisweilen findet sich auch Luft in dem Wesen der Lunge selbst. Meistentheils ist die Luftröhre inwendig ebenfalls stark entzündet und brandicht, bey einigen auch mit einer eyterartigen Materie überzogen, gemeiniglich aber, und zwar selbst in ihren kleinen Zweigen bis in die Lunge hinein, mit einem weissen und sehr zähen Schaume angefüllt. Der Schlund und die Wurzel der Zunge sind ebenfalls meistens entzündet, das Uebrige im Maule aber gesund. Bisweilen sind auch die Halsmusculn, so wie auch bey den Kälbern die Brustdrüse entzündet. Das Herz scheint äusserlich gesund, innerlich enthält es bisweilen geronnenes, bisweilen aufgelöstes, bisweilen gar kein Blut; sonst trift man in den Adern das Blut immer aufgelöst an.

Einige haben die Nerven im Kopfe entzündet, ia gar verfault angetroffen, andere natürlich und gesund. Herr Clerc fand die Hirnhäute entzündet und roth.

Das Talg der an der Seuche verstorbenen Thiere stinkt nach der Beobachtung einiger glaubwürdiger Schriftsteller, wenn es gebrannt wird.

Wenn

Wenn man diese Umstände sorgfältig erwägt, und zugleich auf das sieht, wodurch sich die Seuche bey dem davon befallenen Vieh zu erkennen giebt, so muß man daraus die wahrscheinliche Folge ziehen, daß die Krankheit ein inflammatorisches Fieber sey, welches nachher in ein faules übergeht. Hieraus läßt sich die Entzündung der verschiedenen innern Theile des Körpers erklären, welche man bey dem gestorbenen Viehe wahrnimmt, die so häufig in einen kalten Brand der festen Theile und in einer Fäulung der flüssigen ausartet. Daß dieses Fieber ausserordentlich bösartig sey, erhellet aus verschiedenen Umständen, insbesondere aus dem schwachen Pulse und der grossen Schwäche im ganzen Körper, welche so ausnehmend ist, daß die Verdauung und das Wiederkäuen, die Ausleerung der Harnblase, die Ergiessung der Galle in die Gedärme und andere dergleichen im Körper vorgehende Handlungen dadurch unterbrochen werden. Aus den vorher erzählten das Othemhohlen betreffenden Umständen bey dieser Krankheit haben einige zugleich, und vielleicht nicht ungegründet geschlossen, daß sie ein bösartiges katarrhalisches Fieber sey. Auch das Nervensystem des Körpers scheint vorzüglich zu leiden.

Die Herrn **Schouten** und **Bicker** zu Rotterdam sind in der Bestimmung der Na-

Natur der Krankheit nicht völlig derselben Meynung. Der stark gefärbte Harn, die Abwesenheit der Entzündung an den Eingeweiden, die sie bisweilen bemerkt haben, und der Puls, der niemahls hart ist, verhindert sie, die Seuche als ein inflammatorisches Fieber anzusehen.

Ausserdem hat aber die Seuche auch noch das besondere, daß sie sehr ansteckend ist und nicht allein von einem Stücke Vieh zum andern unmittelbar übergeht, sondern daß auch ihr Gift durch die Luft und andere leblose Körper öfters durch grosse Entfernungen fortgepflanzt und verbreitet wird. Das Gift, wodurch eigentlich diese bösartige Krankheit hervorgebracht wird, scheint uns seiner Natur nach selbst noch nicht hinlänglich bekannt zu seyn; so wie das Wesentliche der Kinderblattern und Masern und mehrerer ansteckenden Krankheiten des menschlichen Körpers. Höchst anmerkungswürdig ist es inzwischen noch, daß dieses Gift auf andere Thiere, und auch auf den menschlichen Körper keine Würkung hat. Die Seuche geht niemahls zu den Pferden, Schweinen, Hunden oder andern Thieren, und selbst nicht zu denen über, welche mit dem Rindviehe die mehreste Aehnlichkeit haben, zu den Ziegen (*), Schaafen

(*) Man will zwar angemerkt haben, daß auch

sen und Hirschen; und das Fleisch der an der Seuche von selbst gestorbenen Thiere wird in den vereinigten Niederlanden bey der iezt daselbst wüthenden Seuche in einer ganz erstaunenden Menge gegessen, ohne daß man üble Folgen auf die Menschen, die es geniessen, davon bemerkt.

Von den Ursachen dieser Hornviehseuche und ihrer ersten Entstehung sehe man nach, was ich in dem vorhergehenden von den Ursachen der Seuchen überhaupt erinnert habe.

Wenn man bedenkt, daß diese Seuche seit dem Jahre 1710. bis iezt beynahe in eins fort in Europa gewüthet hat, die Zeit von 1720. bis 1740. allein ausgenommen — und vielleicht hatte sie sich auch in diesen zwanzig Jahren nicht gänzlich verlohren — und das alles, was man bisher gegen diese entsezliche Krankheit versucht hat, noch immer vergeblich gewesen ist, so muß man leider anfangen das für wahrscheinlich zu halten, was verschiedene der besten Schriftsteller, z. Ex. Alta, Camper, behaupten, daß diese Viehseuche vielleicht in der Folge eine in Europa ein-

auch Ziegen von der Krankheit angesteckt worden sind; allein durch die Inoculation faßt dieses Thier die Seuche nicht.

einheimische und immer fortdaurende Landplage bleiben wird, die bisweilen gelinder, bisweilen heftiger seyn, aber sich vielleicht niemahls gänzlich verlieren wird, so wie es mit den Kinderblattern unter dem menschlichen Geschlechte ergangen ist.

Ich habe keine Lust, mich weitläufig auf dieienigen Mittel einzulassen, die man zur Heilung des von der Seuche befallenen Hornviehes versucht hat, die auf keine Theorie gegründet sind. Man konnte im Voraus nicht viel von dem Gebrauche der frischen Eyer, der Zwiebeln, des Knoblauchs, des Tobacks, des Schwefels, des Glases vom Spiesglase, des Quecksilbers, des Tollkrautes, Mohnsaftes, Theriaks, des Diascordium, u. d. gl. m. erwarten; und ich weiß auch nicht, ob die wahre Viehseuche iemahls durch dergleichen Mittel geheilt worden ist.

Bisweilen hatte es das Ansehen, als ob dieses oder ienes Mittel die Seuche geheilt hätte; allein der wiederhohlte Gebrauch dieser Mittel zeigte bald daß sie nichts nützen, und das ienes Vieh, das dadurch geheilt schien, vielleicht nur von ungefähr, nicht aber durch die Würkung der gegebenen Arzneyen gesund geworden war.

Nach

Nach demjenigen, was man bisher von der Natur der Seuche weiß, müßte man solche Arzneymittel gegen die Seuche gebrauchen welche

1) die dabey entstehende heftige Entzündung soviel als möglich mäßigen
2) Die Fäulniß und das Verderben der Säfte abwehren
3) die Gedärme vom Kothe hinlänglich reinigen, nnd
4) dem Körper die hinlänglichen Kräfte zur Ueberwindung der Krankheit erhalten können.

Das Aderlassen ist von vielen gegen die Seuche empfolen worden, Herr Clerc hält insbesondere viel davon; allein es ist vor allem zu merken, daß es nur im allerersten Anfange der Krankheit Nutzen stiften kann, so lange die Entzündung noch nicht Ueberhand genommen hat. Es vermindert alsdann das Fieber, schwächt die zu befürchtende Entzündung und bewahrt die Säfte vor der Stockung und Fäulniß. Schreitet man zu spät dazu und wenn die Krankheit schon in ein faules Fieber überzugehen anfängt, so muß es anstatt zu helfen selbst schaden. Die Erfahrung hat es auch bekräftiget, daß es im Anfange der Krankheit mit Nutzen gebraucht worden.

Der

Der Salpeter, gereinigte Weinstein, Essig, Vitriolspiritus unter das Wasser zum Trinken gemischt, und andere dergleichen hitzedämpfende Mittel können ebenfalls nur im Anfange von Nutzen seyn um das Fieber zu schwächen und der Entzündung einigen Einhalt zu thun. Die Säuren würden zwar auch nachher der Fäulniß der Säfte widerstehen; allein wenn die Krankheit schon zu weit gekommen ist, so können sie deswegen nicht viel mehr helfen, weil sie der unterbrochenen Würkung des Magens wegen vielleicht gar nicht ein Mahl in das Geblüt übergehen.

Der Theorie nach sollte man vieles, zumahl im Anfange der Krankheit, von dem Gebrauche der Haarseile und der künstlichen Geschwüre überhaupt erwarten. Die Entzündung wird dadurch von den innern edlern Theilen weg und nach aussen gezogen, wo sie weniger Schaden thun kann. Indessen hat doch die Erfahrung gelehrt, daß der Vortheil davon nicht so groß war, als man wohl denken sollte; wiewohl Herr Clerc versichert, daß keines von denen Thieren gestorben sey, bey welchen er diese Operation habe anstellen lassen. Sollten sich an einem oder dem andern Theile des Körpers von selbst Beulen oder Geschwüre erzeugen, so muß man ihre Ver-

eyterung

eyterung auf alle mögliche Weise befördern und beschleunigen.

Die Reinigung des Magens und der Gedärme oder der sogenannten ersten Wege des Körpers geschieht bey dem Menschen durch Brech- und Purgiermittel und durch Klystiere. Die erstern fallen bey dem Viehe überhaupt weg, die Purgiermittel würken bey dem von der Seuche befallenen Viehe nicht, weil sie wegen unterbrochener Würkung des Magens nicht in die Gedärme übergehen, und die Klystiere reinigen nur den Mastdam. Und in so fern nicht nur, sondern auch durch die Linderung, die sie dem kranken Viehe verschaffen können, sind sie von Nutzen; allein sie heilen die Seuche an sich selbst nicht. Sie sind indessen noch immer besser als der Handgriff den Mist aus dem Mastdarme mit der Hand herauszuhohlen, von welchem ich durchaus nichts halte.

Es wäre zu versuchen, ob nicht ein bis zwey Loth gepülverte Ipecacuanha unter die Klystiere gemischt vpn guter Würkung wäre.

Ein gewisser Schriftsteller in den Niederlanden sieht die Viehseuche als ein Gallenfieber an, und will sie durch Purgiermittel, und insbesondere durch Rhabarber heilen.

Dieses

Dieses sowohl, als insbesondere, daß er die Rhabarber in einer so geringen Menge verordnet, muß einem Jeden, der sich nur etwas mit der Vieharzneykunst beschäftigt hat, die Vermuthung beybringen, daß dieser Mann weder Vieh, das an der Seuche krank ist, gesehen, noch sonst sich mit der Natur des Viehes bekannt gemacht habe.

Herr Barberet empfiehlt in seiner von der königlichen Ackersbaugesellschaft zu Paris mit dem Preise gekrönten Schrift gegen diese Seuche Morgens und Abends dem kranken Viehe ein Glas voll Baum- Lein- oder Nußöl mit einem halben Glase voll Weinessig und einem halben Quartiere lauen Wasser zu geben, und hernach zwey Loth gepulverten Metallsafran; oder er räth an, lieber zwey Loth von diesem letztern Mittel vier und zwanzig Stunden in ein Quartier weissen Wein einzuweichen, und dann das alles mit einem Horne einzugeben, worauf man die Thiere warm halten und ihnen nur Abends zu fressen geben soll. Er versichert, dieses Mittel oft gebraucht zu haben; aber er gesteht auch selbst, daß die Heftigkeit der Krankheit nicht zuläßt dabey stehen zu bleiben. Uebrigens empfielt er säuerlichen Trank, sparsames Futter, und den Gebrauch der Haarseile. Im Falle der Noth kann man seinem Rathe nach anstatt

anstatt des Metallsafrans vier Loth trockne und gepülverte Zaunrüben- oder Bryonienwurzel, oder drey Loth Haselwurzel nehmen. In die Nase soll man das Pulver von Nieswurzel oder wilden Kastanien blasen, und das Maul des kranken Viehes täglich mit Theriakessig auswaschen. Herr Bourgelat zieht dem Gebrauche der Niespulver das Einsprützen von Gerstenwasser mit Honig in die Nase mit Recht vor.

Durch verschiedene Mittel hat man ausserdem der Krankheit Einhalt thun und insbesondere den Brand und die Fäulniß verhüten wollen. Ich rechne namentlich die Fieberrinde (*), die Weidenrinde, Kampfer, Salz, Kamillenblumen, Krausemünze, Kalmus, u. d. gl. m. dahin. Allein die Würkung davon ist nicht die gewesen welche man erwartete, und die Ursache liegt wohl in nichts anderm, als daß wegen unterdrückter Würkung

(*) Herr Barberet empfiehlt bey dem stark von der Seuche befallenen Viehe täglich Morgens und Abends ein Loth Fieberrinde mit einem halben Lothe Prunellensalz und zwanzig Gran Kampfer; oder anstatt dessen ein Loth Enzianwurzel mit eben soviel Ofenruß und dem Prunellensalze und dem Kampfer in der vorher angegebenen Menge vermischt.

kung des Magens diese Arzneyen auch nicht in das Geblüt und die Säfte übergehen können. Der berühmte Herr Prof. Camper zu Groningen hält aus dieser Ursache alle Arzneymittel für unfähig die Seuche zu heilen; allein mich dünkt, daß man diesen Satz noch nicht allgemein behaupten könne; denn vielleicht giebt es ein iezt zur Zeit zwar noch nicht entdecktes Mittel, das in dem Magen die unterdrückte Bewegung wieder herstellt. Deswegen halt ich auch die Bemühungen, ein Mittel gegen die Seuche zu erfinden, nicht für gänzlich überflüssig.

Will man sich von verschiedenen Mitteln unterrichten, welche gegen die Hornviehseuche angepriesen worden, so findet man unter andern eine Sammlung davon im 1. Bande der Nachrichten der königl. Großbritannischen Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle, S. 404. und noch mehrere in dem sonderbaren Buche, welches den Titel hat: Franz Josephs Freyherrn von Tam bewährte Horn- Schaaf- Pferd- und Federviehsarzneykunst, Wien 1765. groß 8.

So viele Mittel man indessen schon gegen diese Seuche versucht und zum Theil auch als durch die Erfahrung bekräftigt angepriesen hat,

hat, so scheint mir doch eine weitläufigere Erzählung davon hier weniger nützlich als die Untersuchung der wichtigen Fragen: wie verhütet man den Ausbruch der Seuche in einem Lande? durch welche Mittel sichert ein ieder Einwohner insbesondere sein Vieh gegen das Anstecken? und wie hat er sich dann zu verhalten, wenn sein Vieh würklich von der Seuche befallen wird? die Regeln, welche ich zur Beantwortung dieser Fragen angeben werde, sollen soviel als möglich, auf richtige Beobachtungen gegründet seyn; und ich werde zugleich dabey Gelegenheit haben, meine Landsleute allerwärts an die von ihnen zu beobachtenden hohen Verordnungen die Viehseuche betreffend, zu erinnern.

Wenn in benachbarten Ländern die Viehseuche wüthet, so ist das erste und nöthigste, daß wir verhüten, daß die Seuche sich nicht bis in unsere Gegenden ausbreite. Die Einfuhr alles fremden Hornviehes aus den verdächtigen Ländern, des frischen, gesalzenen oder geräucherten Fleisches davon, roher unzubereiteter Häute, der Seife, Lichter, des Talges, des Heues, muß gänzlich gesperrt und die Uebertreter dieses unumgänglich nöthigen Gesetzes sehr nachdrücklich gestraft werden. Wenigstens muß das verdächtige Vieh an völlig gesunden Oertern eine Quarantaine

rantaine von acht Tagen halten, weil sich die Krankheit, wenn es davon angesteckt ist, den fünften oder sechsten Tag äussert. Man sehe das ganze erste *Caput* der königl. **Verordnung vom 14. Febr. 1756.**

Niemand, wer an einem von der Seuche angesteckten Orte gewesen ist, darf sich dem Viehe an den noch davon befreyeten Oertern nähern, ohne sich sorgfältig gewaschen, geräuchert und die Kleider gewechselt zu haben.

Schaafe, Ziegen, Schweine, Pferde und andere Thiere werden zwar von der Seuche nicht angesteckt; weil sie aber doch auf eben die Art wie leblose Körper und auch wie die Menschen, die Seuche von einem Orte zum andern fortpflanzen können, so muß auch das Einbringen dieses Viehes in solche Länder, wo die Seuche noch nicht wüthet, verboten werden.

Sobald sich die Seuche aller dieser Vorsicht ungeachtet dennoch in dem Lande äussert, so ist es sehr nützlich, wenn auf gemeinschaftliche Kosten des Landes das kranke und alles übrige Vieh, von dem zu vermuthen steht, daß es auch schon angesteckt sey, auch noch ehe die Seuche bey ihm ausbricht, so geschwind als möglich getödtet und einige Ellen tief begraben

graben wird. Man hat dieses in Italien, Middlesex, in der Schweitz und neulich noch in den Oesterreichischen Niederlanden mit Nutzen ins Werk gerichtet, und in unsern Kurhannöverischen Landen ist in der Verordnung vom 14. Febr. 1756. S. 52. das nämliche anbefohlen und nochmahls in dem Edicte vom 10. Febr. 1770. eingeschärft worden. Es ist aber dabey nothwendig, daß auch der Mist aus den angesteckten Ställen und das Futter, welches darin gelegen, mit vergraben werde.

Bey dem Begraben des Viehes ist zu beobachten 1) daß es so bald als möglich geschehe; 2) daß die Gruben tief genug gemacht werden (die Verordnungen vom 11. Jul. 1712. Landsordn. III. Theil S. 844. vom 14. Aug. 1712. Landsordn. III. Theil. S. 865. vom 21. Sept. 1716. Ebendas. S. 881. geben fünf Ellen, die Verordnung von 14. Febr. 1756. S. 62. acht Fuß zur Tiefe der Gruben an); und daß 3) nicht zu viel Stücke todtes Vieh, höchstens zwey Stück, in eine Grube geworfen werde, worauf die Grube ausgefüllt und dicht zugestampft werden muß. Diese Gruben müssen auf abgelegenen Oertern, wenigstens nicht auf Wiesen und Aengern gemacht werden, auf denen nach einiger Zeit anderes Hornvieh weiden soll.

Kalk auf das todte Vieh in die Gruben zu werfen, findet Herr Clerc sehr bedenklich, vielleicht aber ohne Ursache. Es wird in dem Edicte vom 11. Jul. 1712. Landsordn. III. Theil S. 844. empfolen.

Einige haben das Verbrennen des todten Viehes dem Begraben desselben vorgezogen, weil sie glaubten, daß das Gift doch mit der Zeit vielleicht wieder aus der Erde ausdünste, und wohl gar die darüber wachsenden Pflanzen ungesund und schädlich mache; allein es ist dagegen noch die Frage, ob nicht durch das Verbrennen die giftigen Theilchen noch stärker entwickelt und selbst durch das Feuer schärfer gemacht werden? Ueberdem würde auch das Verbrennen des todten Viehes wegen der grossen Menge von Feuermaterialien, die dazu erforderlich ist, mit der Zeit sehr kostbar werden.

Das todte Vieh in die die Flüsse und Seen zu werfen ist unstreitig unter allen das schlimmste und eine höchst strafbare Handlung, auf welche in der Verordnung vom 14. Febr. 1756. S. 63. Leib- und Lebensstrafe gesetzt wrrden.

Ausser dem todten Viehe muß alles, was von ihm zurückbleibt, Mist, Futter, Stricke

cke, u. d. gl. mit begraben werden. Das todte Vieh darf nicht auf der blossen Erde fortgeschleift, sondern auf eignen dazu bestimmten Schlitten oder Wagen nach den Gruben gebracht werden. **Edict vom 4. Aug. 1712. Landsordn. III. Theil S. 858.**

Was das Abziehen des an der Seuche verstorbenen Viehes betrift, so ist es in unsern Gegenden nicht erlaubt, **Verordnung vom 14. Febr. 1756. S. 62.** damit die Seuche dadurch nicht noch mehr verbreitet werde; in andern Gegenden, z. Ex. im Mecklenburgischen und in den vereinigten Niederlanden, darf es geschehen. Sicher ist es freylich, daß durch das unvorsichtige Behandeln der abgezogenen Häute die Seuche weiter verbreitet und fortgepflanzt werden könne, und es ist immer besser, etwas zu viel als zu wenig vorsichtig zu seyn. Will indessen doch die Obrigkeit den Unglücklichen, welche ihr Vieh durch die Seuche verlohren haben, dadurch etwas zu Hülfe kommen und ihren Verlust erleichtern, daß sie das Abziehen des umgefallenen Viehes erlaubt, so muß große Behutsamkeit dabey gebraucht werden. Die Personen, welche sich damit beschäftigen, müssen von dem gesunden noch nicht angesteckten Viehe entfernt bleiben und das Zubereiten und Ein-

kälken der Häute muß augenblicklich und an abgelegenen Orten geschehen.

Eben das gilt auch vom Talge des an der Seuche verstorbenen Viehes, und es ist noch weit grössere Vorsicht dabey nöthig, weil das ansteckende Gift sich vielleicht nicht bey der Zubereitung desselben verliert, wie wahrscheinlich doch bey den Häuten geschieht.

Das Fleisch von dem umgefallenen Viehe zur Speise zu nutzen, kann ich nicht anrathen. Zwar steckt die Viehseuche die Menschen nicht an, allein eine gesunde Theorie lehrt schon, daß es eher schädlich als heilsam für die leztern ist, sich gar zu viel mit dem an der Seuche verstorbenen Viehe zu thun zu machen, nnd die Erfahrung hat auch selbst bisweilen diesen Ausspruch der Vernunft bekräftigt.

Ein ieder Landwirth, der die Ansteckung seines Viehes zu befürchten Ursache hat, muß es im Futter sparsam halten, im Austreiben alle mögliche Behutsamkeit gebrauchen, das Vieh in der Arbeit mehr als gewöhnlich schonen, im Stalle ihm ein gutes und öfters frisches Streu geben, und es im Winter allenfalls bey strenger Kälte mit Decken behangen. Das fleissige Striegeln, Putzen und

Reiben

Reiben mit wollenen Tüchern muß nicht versäumt werden; unter das Wasser zum Trinken können mit Nutzen säuerliche Arzneyen — Essig, Vitriolspiritus — oder auch Salpeter gemischt werden. Man kann auch mit Nutzen Blut lassen und dem Viehe Haarseile setzen.

Das Maul des Viehes läßt man öfters mit Salz und Essig auswaschen und unter das Futter fleissig Salz mischen oder es dem Viehe sonst zu lecken geben. Ungeachtet der Gebrauch desselben nicht zureicht, das von der Seuche befallene Hornvieh davon zu heilen, so hat doch die Erfahrung gelehrt, daß dieses geringe und wohlfeile Mittel sehr vieles zur Verhütung der Ansteckung des Viehes beyträgt. Da das Salz überdem dem Viehe ungemein nützlich ist, so empfehle ich hier den Gebrauch desselben um so viel mehr, und verweise meine Leser, die mehr davon wissen wollen, auf den 3. Band des Hausvaters S. 198. und auf den ersten Band der Nachrichten der königl. Großbritannischen Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle S. 352. und 2. Band S. 33.

Auch das öftere Räuchern in den Ställen mit Theer, Schießpulver, Eichenspänen, Schwefel, Toback, Weinessig, Wachholderbeeren

derbeeren, Teufelsdreck, u. d. gl. m. ist nicht ohne Nutzen. Herr Clerc räth an, in die Ställe des Hornviehes einige Pferde zu stellen, weil man, wie er sagt, angemerkt hat, daß der Pferdemist die Ausbreitung des ansteckenden Giftes verhindert. Herr Barberet findet vielleicht ungegründete Bedenklichkeiten dabey; die Erfahrung in den Niederlanden lehrt täglich, daß dieses Verfahren wenigstens unschädlich ist, wenn es auch keinen Nutzen hat.

Sobald ein oder das andere Stück Vieh würklich krank wird, so muß man das gesunde Vieh augenblicklich davon absondern und in einen andern Stall bringen, um wo möglich zu verhüten, daß es nicht auch angesteckt werde. Weil aber zu befürchten ist, daß dieses schon geschehen sey, so wird es nicht übel gethan seyn, sogleich einem ieden erwachsenen Stücke Viehe drey bis vier Pfund Blut, und dem iungen nach Proportion weniger zu lassen, und den Tag darauf ein gelindes Purgiermittel zu geben. Herr Prof. Camper bedient sich des Trankes N. 23. nach der Einimpfung wovon ich hernach reden werde, der aber auch hier brauchbar ist; der geschickte Herr D. Coopmans zu Franeker, der sich auch sehr stark mit der Untersuchung der Hornviehseuche beschäftigt hat, giebt mit gutem Erfolge

ein

ein Pfund Küchensalz in Wasser aufgelöst und mit etwas gemeinen Syrup vermischt. Dabey muß man diesem Viehe sowohl als auch dem, bey welchem die Krankheit zuerst würklich ausgebrochen, alle harte und feste Speise, die das Wiederkäuens bedarf, gänzlich entziehen. Oelkuchen von Lein- oder Rübsaamen in viel Wasser gerieben, Mehl unter Wasser gerührt, Kleye mit Wasser, Buttermilch, Rüben, gelbe Wurzeln, Aepfel, und im Sommer auch wohl etwas Gras, geben eine schickliche Speise für das von der Seuche befallene Vieh ab. Heu darf es durchaus nicht bekommen, Stroh ist der Erfahrung nach weniger schädlich. Unter das Wasser zum Trinken kann man Vitriolöl, bis es säuerlich schmeckt, tröpfeln, oder auch Essig darunter mischen.

Der Stall, in welchem das kranke Vieh steht, muß nicht zu dicht und enge gesperrt, sondern etwas groß und luftig seyn. Im Sommer und sonst bey guter Witterung kann er beständig offen stehen, damit die Ausdünstungen des kranken Viehes und der Unreinigkeiten nicht zu lange darin verweilen. Am allerbesten ist es, wenn gleich hinter dem Viehe eine Rinne ist, worin der Mist fällt und mit dem Harne zugleich mit Wasser augenblicklich fortgespült werden kann; wenigstens

muß man bey der in unsern Gegenden gewöhnlichen Einrichtung der Ställe täglich zwey Mahl ausmisten und frisches Stroh in genugsamer Menge unterstreuen. In der Nachricht von der lezigen Contagion des Hornviehes, welche mit einem Kurfürstl. Ausschreiben vom 2. März 1714. bekannt gemacht worden, (Landsordn. III. Theil S. 871.), wird das Ausmisten täglich zu vier Mahlen angerathen. Insbesondere muß der dünne und flüssige Mist, welchen das Vieh gegen das Ende der Krankheit von sich sprützt, beständig sogleich aus dem Stalle fortgeschaft werden, weil er sehr übel riecht und die Luft ungemein verunreinigen würde. Je reinlicher man das Vieh hält, desto besser wird es durch die Krankheit kommen; und es ist auch nicht überflüssig, auf die Nettigkeit der Haut seine Aufmerksamkeit zu richten.

Die Milch, wenn sie nicht von selbst gleich aufhört, muß den kranken Kühen täglich zwey Mahl ausgemolken und weggegossen werden. Nach Herrn Campers Versuchen kann sie ohne Schaden anderm Viehe, ia selbst Kälbern gegebeu werden; doch möcht ich immer das leztere wenigstens abrathen.

Sehr gut wär es, wenn bey dem Ausbruche der Seuche an einem Orte auf gemei-

ne

ne Unkosten Ställe für das kranke Vieh in gehöriger Entfernung von den Städten und Dörfern aufgerichtet würden, in welchen man das kranke Vieh besonders wartete. Auf Weiden, wo gesundes Vieh geht, darf der Besitzer des kranken Viehes dieses letztere durchaus nicht schicken. Edict vom 11. Jul. 1712. Landsordn. III. Theil S. 843. Edict vom 21. Sept. 1716. Landsordn. III. Theil S. 880.

Sobald ein Stück Vieh stirbt, muß man es augenblicklich aus dem Stall schaffen. Dem, das sich zur Besserung anläßt, giebt man nach und nach wieder etwas Heu, nur nicht zu viel auf ein Mahl; Gras ist ungleich besser.

Gesundes Vieh muß man nicht eher wieder in einen Stall bringen, in welchem krankes gestanden hat, ehe man nicht den Stall von allen dem, was etwa noch von dem kranken Viehe darin zurückgeblieben ist, auf das sorgfältigste gereinigt hat. Der Stall muß auch eine Zeitlang vorher offen stehen, damit die Luft frey durchstreichen könne; Krippen, Raufen, und selbst die Wände müssen mit Essig oder Kalkwasser abgewaschen und öfters in dem Stalle mit den vorhergenannten Mitteln geräuchert werden.

In

In Friesland ist während der iezigen Seuche ein Jeder, der Vieh hat, das daran krank liegt, gehalten, einen schwarzen Lappen an die Thür zu nageln, damit man gleich von aussen sehen könne, wo die Seuche wüthet, um kein gesundes Vieh diesen Gegenden zu nähern.

Ich halte es nicht für undienlich, für meine Leser in den Kurhannöverischen Landen hier einen Auszug aus der den 14. Febr. 1756. als ein allgemeines Landesgesetz bekannt gemachten Königl. Verordnung die Viehseuche betreffend, einzuschalten, welche das Wesentliche aus den vorher gemachten Verordnungen zugleich mit enthält. Auch Ausländern wird es nicht unangenehm seyn zu wissen, was für Anstalten in unsern Landen in Absicht auf einen so wichtigen Umstand vorgekehrt worden.



Aus:

Auszug aus dem Unterrichte und Verordnung von demienigen, was in den Königl. Großbritannischen und Churfürstlichen Braunschweig-Lüneburgischen Landen wegen der Hornviehseuche und zu deren Abwendung zu beobachten. Hannover d. 14. Febr. 1756.

Caput I.

Von demienigen, was gegen benachbarte mit der Viehseuche behaftete auswärtige Länder, zu veranstalten, um zu verhindern, daß aus selbigen die Seuche nicht in hiesige Lande verschleppet und hereingebracht werde.

§. 1. Die Seuche kann durch krankes Vieh, durch solches, das unter krankem gestanden oder damit gewendet, durch Personen die mit kranken Viehe umgegangen, durch Fleisch, Eingeweide, Häute, Haare, ungeschmolzener Talge u. d. gl. von krankem Viehe, durch Heu, Stroh, Heckerling das dabey gelegen, verschleppet werden.

§. 2. Die Beamte und Obrigkeiten sollen auf dasienige, was in benachbarten Ländern in Absicht der Viehseuche vorgeht, fleissig achten.

§. 3.

§. 3. Sie sollen auf erhaltene Nachricht von der Viehseuche, sofort Postirungen anordnen und das Commercium, insonderheit aber den Hornviehhandel mit solchen Ländern alsobald aufheben.

§. 4. Die Postirungen auf dem Lande sind von den sämtlichen Landesunterthanen nach der Reihe zu verrichten. Wer ausbleibt, soll den für ihn zu dingenden Ausschösser bezahlen und mit zweytägiger Gefängniß bey Wasser und Brod bestraft werden.

§. 5. Die Hauswirthe müssen die Postirungen selbst übernehmen oder doch zuverlässige Leute dazu schicken, sonst werden sie mit eintägiger Gefängniß bestraft und ein Ausschösser für sie gedungen. Wer seinen Posten verläßt ehe er abgelöst wird, soll mit achttägiger Gefängniß halb zu Wasser und Brod, wenn aber in der Zeit etwas nachtheiliges daher erfolgt auf sechs Monathe mit der Karre bestraft werden. Ebenfalls wird der, der mit Jemanden aus den angesteckten Landen durchsticht, mit der Karre bestraft.

§. 6. Es sollen mehr als eine Postirung ausgestellt, die Nebenwege mit Schlagbäumen oder Grabens gesperrt oder ebenfalls mit Postirungen besetzt werden. Die Posten sollen geladenes Gewehr haben und eine Trommel

Trommel, um sich einander zu Hülfe rufen zu können.

§. 7. Die Posten sollen nichts von dem §. 1. genannten in das Land einlassen, auch keine Personen (Ausnahmen siehe §. 9. und 10.) als die aus gesunden und unangesteckten Oertern, welche mit einem obrigkeitlichen Gesundheitspasse versehen seyn müssen. Auch hiesige Landesunterthanen dürfen sie nicht in die angesteckten Länder lassen (wer sich durchschleicht, wird mit der Karre bestraft); diejenigen die sich allda befinden, dürfen nicht ohne vorher gehaltene Quarantaine und ohne Paß von Hoher Regierung hereingelassen werden. Wer sich dennoch einschleicht wird mit der Karre bestraft, sollte er aber die Seuche würklich hereinschleppen, soll er drey Jahre lang mit der Karre bestraft werden und den verursachten Schaden ersetzen. Die Posten sollen auch verhüten, daß kein Vieh nach den angesteckten Orten getrieben werde.

§. 8. Die Postirungen sollen von den Beamten und obrigkeitlichen Personen selbst fleissig und unvermuthet visitirt werden.

§. 9. Ordinaire und Extraposten, die aus angesteckten Ländern kommen, dürfen kein Heu, Stroh oder andere Futterung bey sich führen, und werden wenn die Postrouten nicht verlegt werden können, mit der Erinnerung

innerung durchgelassen, daß sie nirgends unterwegens einkehren, wo Hornvieh ist.

§. 10. Die aus angesteckten Gegenden kommenden Frachtwagen sollen visitirt werden, ob sie nichts von dem §. 1. genannten führen. Den Fuhrleuten, die dergleichen einzubringen trachten, soll es weggenommen und sogleich vergraben werden, sie selbst aber mit vierzehntägiger Gefängniß halb zu Wasser und Brod bestraft werden.

§. 11. Die Postirungen sollen nicht eher, als bis die Seuche 6. Wochen vorher gänzlich aufgehört hat, abgehen.

§. 12. Der Hornviehhandel soll aber nicht eher, als drey Monathe nach dem die Seuche aufgehört hat, erlaubt seyn. Wer vor der Zeit Vieh einbringt oder dazu behülflich ist, soll sein Vieh verlieren und mit Karrenstrafe belegt werden, sollte er aber wissentlich krankes Vieh einbringen, so soll er mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht werden.

§. 13. Bey Karrenstrafe ist es verbothen, von Orten welche angesteckt gewesen vor Ablauf von sechs Monathen, Heu, Stroh oder Heckerling kommen zu lassen oder hereinzubringen.

§. 14. Die Imker sollen bey Verlust der Bienen und schwerer Leibesstrafe keine verdächtigen Stellen mit Bienen besetzen.

§. 15.

§. 15. Die auswärtigen Obrigkeiten sind von der Ursache der angeordneten Postirungen und worauf selbige achten sollen, zu benachrichtigen.

§. 16. Eine gleiche Notification muß auch den einländischen benachbarten Beamten und Obrigkeiten geschehen.

Capvt II.

Von demienigen, was zu des Landes Sicherheit in Ansehung der innerlichen Verfassung und in Absicht des einländischen Hornviehhandels zu verfügen.

§. 1. Allgemeine Behutsamkeit empfohlen.

§. 2. Es sind Präservativmittel zu gebrauchen, insbesondere Aderlassen und Haarseile.

§. 3. Das Vieh ist nicht zu frühzeitig auf die Weiden zu treiben, noch zu spät darauf zu lassen.

§. 4. Nasse und verschlämmte Viehweiden sind so viel als möglich zu meiden;

§. 5. so wie auch dieienigen Oerter, wo vorhin krankes Vieh auf den Weiden gestanden oder wohl gar todtes eingescharrt worden ist.

§. 6. Desgleichen sind Nothschneeden zu errichten, ohne daß solche Jemanden an seiner Weydegerechtigkeit präiudiciren sollen.

§. 7. Aus denen Aemtern, welche an Gegenden gränzen wo die Seuche ist, darf kein Vieh auf benachbarte Viehmärkte getrieben noch sonst verkauft, auch nicht aus andern benachbarten hinein gebracht werden. Auch sind die Viehmärkte in allen denen Aemtern die an verdächtigen Gegenden gränzen, bis auf drey Monathe nach völlig geendigter Hornviehseuche gänzlich verboten. Wer dagegen handelt, der soll des Viehes verlustig seyn und noch besonders dafür bestraft werden.

§. 8. Bey eben der Strafe ist verboten, auf einem benachbarten auswärtigen Viehmarkte Hornvieh aufzukaufen und ins Land zu bringen.

§. 9. Den einheimischen Viehhändlern ist bis zu weiterer Verordnung verboten, in auswärtigen Ländern und Viehweiden Hornvieh zum ungewissen Vertrieb anzukaufen und ins Land zu bringen.

§. 10. Selbige sollen dagegen das Vieh im Lande selbst kaufen, und zum Wiederverkauf an gewisse Oerter und Städte bringen; auch sollen die Beamte und Gerich-

te

te über dergleichen Schlachtvieh Pässe ertheilen und es mit dem Amtseisen an den Hörnern brennen lassen.

§. 11. Auf einländischen ungewissen Handel und Vertrieb hat die Landesregierung selbst Pässe zu ertheilen.

§. 12. Auswärtige Viehhändler, die in hiesigen Landen Vieh aufkaufen wollen, sollen dazu bey der Obrigkeit nach vorgezeigtem Gesundheitspasse schriftliche auf gewisse Zeit eingerichtete Erlaubniß suchen, und das Vieh nicht im Stalle, sondern auf einem offnen Platze sich vorführen lassen, und es ohne solches zu betasten bloß nach dem Augenscheine ankaufen.

§. 13. Dies angekaufte Vieh soll, bevor es abgetrieben wird, mit dem Brandzeichen versehen und ein ordentlicher Paß darüber ertheilt werden, worin dem Viehhändler die zu nehmende Route bis ausser Landes vorgeschrieben ist.

§. 14. Erinnerung an die Beamte, wegen vorsichtiger Ertheilung solcher Pässe.

§. 15. Von den übrigens zugelassenen Viehmärkten bleiben auswärtige Viehhändler ausgeschlossen, die nicht notorisch aus gesunden Gegenden sind und durch obrigkeitliche Bescheinigungen erweisen können, daß sie binnen drey Monathen weder bey kran-

ken Hornviehe noch an einem angesteckten Orte gewesen sind.

§. 16. Das auf die einländischen Viehmärkte zu treibende Hornvieh muß mit obrigkeitlichen Pässen versehen werden.

§. 17. Es sollen, wenn Viehmärkte einfallen, schon zween Tage vorher Postirungen ausgestellt werden.

§. 18. Das auf solchen Viehmärkten angekaufte Hornvieh muß vor dessen Abtreibung anderweitig mit Pässen versehen werden.

§. 19. Die hiesigen Landesunterthanen werden gewarnet, ihr Hornvieh nicht nach auswärtigen Viehmärkten zum ungewissen Verkauf zu bringen, weil es sonst nach bewandten Umständen vielleicht nicht wieder herein gelassen werden möchte noch von andern Unterthanen gekauft werden darf.

§. 20. Sobald fremdes Hornvieh an einen Ort kömmt, soll die Obrigkeit untersuchen, woher es sey.

Caput III.

Von demienigen, was zu Sicherheit des Landes in Absicht der von der Seuche gänzlich befreyten auswärtigen Länder, auch des auswärtigen Viehhandels zu verfügen nöthig gefunden wird.

§. 1. Der Viehhandel mit solchen gesunden Landen wird solange die Ansteckung sich daselbst uicht äussert, überhaupt gestattet.

§. 2. Jedoch soll in denen Zeiten, wenn in einigem benachbarten Lande die Viehseuche grassirt, ohne obrigkeitliche Pässe kein Hornvieh eingelassen werden.

§. 3. Solche Pässe müssen von der Obrigkeit des Ortes, wo das Vieh ausser Landes gestanden hat, eigenhändig unterschrieben, mit dem Amts- oder Gerichtssiegel bestärkt und darin sowohl die Personen und Namen des Viehhändlers oder Treibers, als die Anzahl des Viehes, dessen Farben und Beschaffenheit, auch Brandzeichen, ferner der Ort, woselbst das Vieh die lezte Zeit gestanden, deutlich beschrieben werden. Es muß ferner glaubwürdig bezeugt seyn, daß das Vieh in den leztern drey Monathen bis zu der Zeit, da es in oder durch hiesige Lande getrieben wird, an einem solchen zuverlässigen gleichfalls

namhaft zu machenden Orte gestanden oder gewendet sey, woselbst man gar nichts von einiger Krankheit unter dem Hornviehe gespüret, auch daß in solcher Zeit das Vieh weder auf Viehmärkten noch sonsten bey andern fremden Hornviehe gewesen sey.

§. 4. Es sind solche Pässe auf der Route bis in hiesige Lande von den auswärtigen Obrigkeiten zu unterschreiben und zu attestiren.

§. 5. Die auswärtigen Obrigkeiten sind wegen Ertheilung und Einrichtung solcher Viehpässe zu requiriren.

§. 6. Das mit solchen richtigen Pässen versehene Hornvieh kann in hiesige Lande eingelassen werden.

§. 7. Wenn den Pässen einige der nöthigen Eigenschaften fehlen, so wird entweder das Hornvieh zurück gewiesen und auch den benachbarten Aemtern Nachricht davon ertheilt, oder es muß an den Gränzen Quarantaine halten, oder der Eigenthümer des Viehes selbst muß das, was an dem Passe fehlt, mit einem körperlichen Eide erhärten, welches dann unter den Paß gesetzt wird.

§. 8. Mit auswärtigem Viehe sollen keine Nebenwege oder Nebenzölle passirt werden, bey Verlust des Viehes und exemplarischer Strafe.

§. 9. Die Pässe sollen von dem ersten Gränzzolle an immer vor dem Viehe voraus geschickt werden.

§. 10. Das Vieh wird unter dem Vorwande, als wenn der Eigenthümer mit dem Passe nachkäme, nicht durchgelassen.

§. 11. Die Einnehmer oder Pächter der Nebenzölle sollen bey Vermeidung schwerer Strafe nicht befugt seyn, Vieh mit oder ohne Pässe durchzulassen.

§. 12. Die Zöllner rc. sollen desfalls genaue Aufsicht führen,

§. 13. auch bey allen übrigen Zollstätten im Lande die Viehpässe gleichfalls mit Anführung der Zeit, um welche das Vieh daselbst durchgetrieben wird, unterschreiben.

§. 14. Die mit dem Viehe durch das Land zu nehmende Route soll vorgeschrieben werden.

§. 15. Die Pässe sollen von Amt zn Amt untersucht und unterschrieben werden.

§. 16. Kein Unteramtsbedienter soll bey Strafe der Cassation befugt seyn einen Viehpaß zu unterschreiben;

§. 17. Und wenn dergleichen Unterschrift aus böslicher Absichten bey ihnen gesucht wird, so ist sowohl der Viehhändler als das Vieh anzuhalten.

§. 18. Wenn von dem Viehe unterwegens etwas verkauft wird, so muß der Vieh-

händler sich solches glaubwürdig und von der Obrigkeit bescheinigen lassen, auch daß es völlig gesund gewesen sey.

§. 19. Bey Leib= und Lebensstrafe ist den Viehhändlern verboten, unter keinerley Vorwande einiges von dem Viehe zu schlachten und dann etwas davon zu verkaufen. Wer solches in Zeiten anzeigt, soll funfzig Rthlr. zur Belohnung erhalten.

§. 20. Wer von einem durchtreibenden Viehhändler einiges Schlachtvieh ankauft, der soll solches drey Tage vorher, ehe es geschlachtet wird, stehen und immittelst besichtigen lassen.

§. 21. Wenn von dem ins Land gebrachten oder aus einem Fürstenthume in das andere getriebene Hornviehe unterwegens etwas erkrankt oder wohl gar stirbt, so soll solches bey Leib= und Lebensstrafe der Obrigkeit des Ortes sofort gemeldet, und das übrige Vieh nicht weiter fortgetrieben, sondern bis auf obrigkeitliche Verfügung an Ort und Stelle gelassen werden. Die Nachrichter und Halbmeister aber sollen für ihre Knechte einstehen, daß sie sich an solchen Viehe nicht vergreifen und es abdecken.

§. 22. Fremdes Hornvieh soll in besondere Ställe gebracht und auf den Weiden absonderlich gehütet werden.

§. 23.

§. 23. Die Pferde fremder Fuhrleute sollen gleichfalls in besondere Ställe gebracht werden.

§. 24. Die in allerhand Ländern umherstreichenden Leute sollen gänzlich zurückgewiesen und nicht im Lande geduldet werden.

CAPVT IIII.

Von demienigen, was zu verfügen, falls die leidige Hornviehseuche sich in hiesigen Landen selbst äussert.

SECTIO I.

Von demienigen, was in genere zu verfügen, falls einige Krankheit unter dem Hornviehe an einem Orte sich hervorthut; und von den äussern Veranstaltungen gegen einen inficirten Ort.

§. 1. Ein ieder, dessen Vieh von der Seuche befallen wird, soll es sogleich bey Vermeidung emfindlicher Leibes- und Karrenstrafe der Obrigkeit des Ortes melden, es auch seinen Nachbarn kund thun, das kranke Vieh von dem übrigen absondern und sich nebst den Seinigen alles Umganges mit denen, die an selbigem Orte wohnen, enthalten.

§. 2. Wer es verhehlt, wenn sein oder eines andern Vieh krank geworden und er es gewußt oder hat wissen können, der soll seines Hofes entsetzt und drey Jahre zur Karre verdammt werden.

§. 3. Das kranke Vieh soll obrigkeitlich besichtiget

§. 4. und wenn es Merkmaale der Seuche hat, getödtet, auch nach Besichtigung der innern Theile unabgedeckt mit dem Miste acht Fuß tief eingegraben; das Stück Vieh aber, wenn die Seuche dadurch abgewendet wird, dem Eigenthümer von der Gemeinde vergütet werden.

§. 5. Die Oeffnung und inwendige Besichtigung des getödteten Viehes ist mit Zuverlässigkeit zu veranstalten, und die Haut vor dem Einscharren einzukerben.

§. 6. Vorsicht in Ansehung der zu solchen Besichtigungen gebrauchenden Personen.

§. 7. Wenn neben dem kranken und getödteten oder von selbst umgefallenen Viehe noch anderes gestanden, und ienes würklich die Seuche gehabt, so ist dieses ebenfalls sogleich zu tödten und ordnungsmässig zu verscharren. Der Werth davon soll dem Eigenthümer vergütet werden.

§. 8. Der Hof, worauf das kranke und getödte Vieh gestanden, ist von aussen mit einer Postirungswache einzuschliessen.

§. 9.

§. 9. Wenn die Seuche dem ungeachtet von Neuen ausbricht und das Vieh auf mehreren Höfen eines Ortes ergreift, so soll das gesamte Hornvieh aus dem Dorfe weg. und an einem von der öffentlichen Passage entlegenen Ort auf die Weide gebracht und bewacht werden; oder wenn sich hierzu keine Gelegenheit findet, so ist der ganze Ort durch ausgestellte Postirungswachen völlig einzuschliessen und zu sperren.

§. 10. Wenn das Vieh auf der Weide von der Seuche befallen wird, so muß es in einem besondern Orte derselben gelassen, durch eigene Personen gewartet, von Postirungen eingeschlossen und das gesunde davon abgeschieden werden.

§. 11. Das auf der Weide krank werdende Vieh soll nicht in die Dörfer zurückgebracht, sondern allenfalls im Nothställe gestellt werden die auf der Weide erbauet worden.

§. 12. Die Postirungen hierbey haben eben das zu beobachten, was Cap. I. §. 4 : 7. vorgeschrieben worden.

§. 13. Die Postirungen sind mit Hütten und bey kalter Witterung mit Feuerung zu versehen.

§. 14. Bey Karrenstrafe soll niemand durch die Postiruugen durchschleichen noch Vieh dadurch bringen.

§. 15. In Absicht der Geistlichen, die der Ministerialhandlungen wegen durch müssen, sollen die von der Obrigkeit zu thuenden Vorschläge von hoher Regierung geprügt und das Nöthige verfügt werden.

§. 16. Die durch einen gesperrten Ort gehende Passage für Reisende, Posten und Frachtfuhren ist sofort zu verlegen.

§. 17. Die Reisenden sind bey Zeiten durch Bündel Stroh auf einer Stange und durch die ausserhalb der Passage wohnenden Krüger zu warnen, einen andern Weg zu nehmen.

§. 18. Sollte der Ort auf einer Route gar nicht zu vermeiden seyn, so ist a) das gesammte Hornvieh aus den an der Strasse belegenen Häusern und Ställen wegzuschaffen; b) so wie auch aus den Wirthshäusern und Krügen und den dazu gehörigen Stallungen; und wer sich deshalb weigert, der soll mit vierwöchiger Gefängniß bestraft werden; c) oder den Wirthen ist die Treibung der Wirthschaft oder Krugnahrung bey schwerer Strafe zu untersagen. d) In den angesteckten Wirthshäusern hört ohnehin alle Wirthschaft auf. e) Die Durchreisenden dürfen sich nicht aufhalten noch einkehren. f) Die fahrenden Posten sollen bey der Postirung stille halten und bescheinigen, was für Personen

damit

damit fahren. Wer dann durch Connivenz des Postknechtes mit durchschleichen wollen, soll angehalten, und so wie auch der Postknecht mit der Karre bestraft werden.

§. 19. Die Nachbaren sind wegen der Seuche zu benachrichtigen.

§. 20. Die Einwohner der gesperrten Oerter sind im Nothfalle unter gehöriger Vorsicht mit nöthigem Unterhalte zu versorgen.

CAP. IIII. SECT. II.

Von den innern Veranstaltungen an einem mit der Viehseuche behafteten und desfalls durch Postirungen eingeschlossene Orte.

§. 1. Es sind besondere Aufseher anzuordnen, welche zusehen: a) auf die Absonderung des kranken Viehes; b) Auf die Verschüttung der Milch; c) auf die Reinigung des Mistes und Hinwegschaffung anderer Unreinigkeiten; d) auf die unabgedeckte tiefe Einscharrung des Viehes; e) auf die Wiederzuwerfung der Gruben; f) auf die Erhöhung derer Plätze, wo die Gruben nicht acht Fuß tief haben gemacht werden können.

§. 2.

§. 2. Die Hunde sind anzulegen oder zu tödten, die herumlaufenden aber todt zu schiessen.

§. 3. Bey Leib- und Lebensstrafe soll kein todtes Vieh ins Wasser geworfen werden.

§. 4. Einem Jeden ist verstattet, umgefallenes Vieh durch die Seinigen hinaus schleppen und eingraben, auch die dazu nöthigen Gruben verfertigen zu lassen.

§. 5. Die Abdecker werden verwarnet, desfalls Niemanden etwas vorzurücken, noch Verdruß und Hinderung zu machen.

§. 6. Der Abdecker soll, wenn er dazu gebraucht wird, für die Verfertigung der Grube zwölf Mgr. und für die Abhohlung und Einscharrung eben so viel bekommen.

§. 7. Wenn die Seuche an einem Orte aufhört, oder das Hornvieh in einem Stalle alles ausgestorben ist, so soll Mist, Stroh, Heu, u. d. gl. was im Stalle gelegen, herausgebracht und an einem abgelegenen Orte verbrannt, die Ställe allerwärts gesäubert, die Wände abgekratzt, mit neuen Leime beworfen und geweißt, der Boden zween Fuß tief ausgegraben, die Erde fortgeschaft und an einem Aborte untergegraben, der Stall aber mit frischer Erde ausgefüllt und festgestampft, der Stall auch, wenn es möglich ist, in den zween ersten Monathen nicht wieder gebraucht, sonst aber

auch

auch, ehe wieder Vieh hineingestellt wird, wohl ausgeluftet und mit stinkendem Hirschhornöle oder Theer fleissig angestrichen werden.

§. 8. Krippen, Eimer und andere solche Geräthschaft sollen mit scharfer heisser Lauge einige Mahle gewaschen, einige Zeitlang in freyer Luft gelassen und bey anderm Hornviehe wenigstens binnen sechs Wochen nicht wieder gebraucht werden.

§. 9. Diejenigen Personen, die sich bey dem kranken Viehe zur Aufsicht und Wartung haben gebrauchen lassen, sollen solange sie sich damit beschäftigen zu keinem gesunden Viehe kommen; auch nach geendigter Seuche nicht eher als nach sechs Wochen, oder sie sollen sich wenigstens vorher wohl reinigen und andere Kleider anlegen. Die ersten Kleider aber sollen in Lauge gelegt oder geräuchert und ausgeluftet, oder gar verbrannt werden.

§. 10. Die besonders erbaueten Krankenhütten sind nach geendigter Seuche zu verbrennen.

§. 11. Das Vieh, das die Seuche überstanden hat, soll nicht eher als ganzer vier Wochen nach der Herstellung in die gewöhnlichen Ställe oder in die Dörfer zurückgenommen werden, nachdem es von der Obrigkeit auf geschehene Besichtigung für gesund

gesund erklärt worden. Dasienige, welches gar nicht von der Seuche befallen worden, ist nicht eher für gesund zu erkläeen, als bis die Seuche ganzer sechs Wochen durch an dem Orte völlig nachgelassen hat.

§. 12. Die Postirungen sollen nicht eher als nach sechs Wochen nach geendigter Seuche aufgehoben werden.

§. 13. Der Viehhandel und Wiederankauf des verlohrnen Viehes soll nicht eher als nach drey Monathen verstattet seyn.

§. 14. Wer iemanden zum voreiligen Wiederankaufe einiges durchgeseuchten oder andern Hornviehes verleitet, derselbe soll seines Viehes oder des dafür erhobenen Kaufgeldes verlustig erklärt und mit dem Vestungsbaue bestraft werden.

§. 15. Heu, Stroh oder Heckerling sollen bey unvermeidlicher Karrenstrafe nicht eher als nach sechs Monathen aus einem Orte verfahren werden wo die Seuche gewesen ist.

CAPVT

Cap. IIII. Sect. III.

Von demienigen, was wegen der Städte zur Vorsicht und Abwendung, nicht weniger zur Tilgung des Contagii zu veranstalten.

§. 1. In den Städten ist der sonst zu befürchtenden vorzüglich schädlichen Folgen wegen desto grössere Vorsicht zur Verhütung der Ansteckung anzuwenden, und alle, welche irgend einen Hornviehhandel treiben, haben bey unabbittlicher Karrenstrafe den Inhalt des Cap. II. und III. genau zu befolgen; so wie auch dieienigen welche wissentlich angestecktes Vieh hereinschaffen, ohne Ausnahme einiger Person, wenn kein Schaden weiter danach erfolgt, auf einige Jahre mit dem Vestungsbaue und der Karre bestraft werden; wenn aber die Seuche dadurch würklich ausgebreitet worden, mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht werden sollen.

§. 2. Kein Schlachtevieh, oder das sonst zum Verkaufe bestimmt ist, soll ohne besondere obrigkeitliche Erlaubniß auf die bürgerliche Weyde getrieben werden;

§. 3. Auch kein Bürgervieh, daß von andern Orten angekauft worden ist.

§. 4. Kein fremdes Hornvieh, daß nach andern Orten getrieben werden soll, ist auf die bürgerliche Viehweide zu lassen.

§. 5. Die Kälber zum Schlachten werden, wenn sie notorisch von einem der nächstgelegenen Dörfer in die Stadt gebracht werden auf ein von dem Unteramtsbedienten gegebenes Zeugniß eingelassen; kommen sie aber von denen Dörfern, die über zwo Stunden weit von der Stadt liegen, so muß ein ordentlicher Paß von dem Beamten dabey seyn.

§. 6. Niemand soll einem andern von seinem Kuhviehe etwas verkaufen, es sey denn die Ursache davon untersucht und Erlaubniß dazu ertheilt.

§. 7. Es soll kein Hornvieh ohne vorgängige wiederholte Besichtigung geschlachtet noch das Fleisch davon bey Verlust desselben verkauft werden.

§. 8. Die Häute des Schlachtviehes sollen, wenn sie an dem Orte selbst nicht gegerbt werden können sondern an einen andern Ort versendet werden, plombirt, widrigenfalls aber angehalten und nicht eingelassen werden.

§. 9. Wenn die Seuche in der Nachbarschaft ist, so muß das Fuhrwerk mit Zugochsen verbothen werden.

§. 10. Der Magistrat hat für die Sicherheit der

der Stadt gegen die Viehseuche gehörig zu sorgen.

§. 11. Die Bürgerschaft hat die Anzahl ihrer Kühe bey Zeiten zu vermindern.

§. 12. Bricht aber die Seuche zumahl in den grossen Städten würklich aus, so soll alles Vieh aus der Stadt weggebracht und an einem Aborte gewartet, was aber davon erkranket, sogleich getödtet und unabgedecket eingescharret werden.

§. 13. Wer aber von der Bürgerschaft lieber sein noch gesundes Vieh zu eignem Gebrauche schlachten will, der soll es vor und nach dem Schlachten hinlänglich besichtigen lassen, worauf alles krank befundene sogleich mit Blute, Eingeweiden und Haut zu vergraben ist. Von dem gesund befundenen aber soll dennoch das Blut und Eingeweide an dem Ort, wo das Vieh geschlachtet, tief eingegraben und die Haut sogleich in eine Gerbekuhle gebracht und mit Kalke beschüttet; falls es aber daran fehlt, sogleich zerschnitten und eingescharret werden.

§. 14. Es sollen besondere beeydigte Viehvisitatoren bestellt werden, welche sich täglich das in ihrem Reviere befindliche Hornvieh vorzeigen lassen und wenn sie etwas krank finden, sogleich solches der Obrigkeit melden müssen.

§. 15. Die Häuser, worin sich die Seuche geäussert, sind durch Wache zu sperren,

§. 16. die Ställe aber von Miste und Strohe zu reinigen und dann zween Monathe zu verschliessen oder zuzunageln, alsdann aber vor weiterm Gebrauche wohl auszuräuchern und auszuluften.

§. 17. Die Obrigkeit hat zu Aufbewahrung des Viehes ausserhalb der Stadt vor einen sichern Platz bey Zeiten zu sorgen.

§. 18. Wenn es daran fehlt, soll das sämtliche Kuhvieh entweder geschlachtet oder getödtet werden.

§. 19. Mit der Wartung des aus der Stadt gebrachten Kuhviehes ist eben so zu verfahren, wie in ähnlichen Fällen auf dem platten Lande.

§. 20. In Ansehung der Postablager bleibt es in den grossen Städten, aus denen das Vieh gebracht worden, wie vorher; in Absicht auf die kleinen Oerter, welche gesperrt werden, müssen die Stationen verlegt werden, oder wenn das gra nicht angeht, so müssen die Posten aus Häusern abgefertigt werden, in denen sich gar kein Vieh befindet. Die Postknechte müssen bey Karrenstrafe Niemanden aus dem angesteckten Orte mit aufnehmen, an den Postirungen ihre Verzeichnisse der Passagiers einhändigen und

um

um die angesteckten Oerter herum, wenn das aber nicht angeht, so geschwind als möglich durchfahren.

§. 21. Nach geendigter Seuche ist auf das schärfste zu untersuchen, woher selbige entstanden sey, damit die, welche daran Schuld sind, zur gehörigen Strafe gezogen werden können.

CAPUT V.

Von Bestrafung derienigen, welche gegegen diese Verordnung und Anweisung auch die darin befohlenen Obliegenheiten künftig handeln werden.

Die in diesem Capite in 31. §§. festgestellten Strafen sind in gegenwärtigem Auszuge bey den Verbrechen selbst, auf die sie gesetzt sind angedeutet worden.

Wiederholte Hohe Königliche Verordnung über einige die Hornviehseuche und den Viehhandel betreffende Puncte, vom 10. Febr. 1770.

Georg der Dritte, von Gottes Gnaden König ꝛc. Nachdem die so viele Jahre her grassirte leidige Hornviehseuche sich von neuen nicht nur in gar verschiedenen benach-

barten Ländern verspüren läßt, sondern auch hin und wieder in Unsern Landen selbst bereits einige, obgleich noch geringe Ausbrüche davon bemerkt werden; so finden Wir Uns daher bewogen, den Inhalt der unterm 14. Febr. 1756. publicirten Verordnung hiedurch anderweit zu wiederholen und zu bestättigen: auch Unsern sämtlichen Beamten und Obrigkeiten, nicht minder Unsern Landsunterthanen überhaupt, deren Befolgung hiermit nochmahlen auf das ernstliche aufzugeben.

Insonderheit aber verordnen und befehlen Wir hiemit:

1. Daß sobald an einem Orte in Unsern Landen einiges Hornvieh befället, vom Futter ablässet, nicht wiederkäuet, traurig stehet, trübe und triefende Augen hat, einen Durchfall bekommt, oder ihm sonst etwas zustösset, so als ein Zeichen der Seuche anzusehen, alsdann der Eigenthümer, bey Vermeidung schwerer Gefängnißstrafe, Pfal: auch Karrenschiebenstrafe schuldig seyn solle, dasselbe sofort der Obrigkeit, nicht weniger den Nachbaren und übrigen Einwohnern des Ortes schleunig zu melden; und sich nebst den Seinigen alles Umganges mit denen so in selbigem Orte wohnen, so viel möglich, gänzlich zu enthalten.

2. Die

2. Die verordnete schleunige Anmeldung soll auch von dem Vieharzte, dem Hirten, und andern, auch um dem Viehe etwas zu gebrauchen, herbey gerufen oder zu Rathe gezogen werden, nicht weniger von den Nachbaren, und einem ieden Einwohner des Ortes, der solches zuerst erfährt, insoferne der Eigenthümer oder dessen Leute es zu verschweigen suchen, bey Vermeidung schwerer Strafe, gleichfalls geschehen.

3. Soll auf diese Anmeldung von dem Beamten oder der Gerichtsobrigkeit veranstaltet werden, daß das kranke Vieh auf eine zuverlässige Art ohne die mindeste Versäumniß besichtiget, und wenn

4. aus den äussern Merkmaalen zu besorgen, daß das Vieh mit der Seuche befallen, dasselbe sofort an einem Aborte getödtet und mit dem Miste worauf es gestanden, ohnabgedeckt tief eingegraben werde.

5. Sollte auch bey einem solchen kranken und getödteten oder von selbst krepirten Stücke Viehes, noch mehreres Hornvieh in einem Stalle nahe bey einander gestanden haben, auch aus der Oeffnung des getödteten oder krepirten Viehes sich ergeben, daß dasselbe mit der Viehseuche behaftet gewesen,

alsdann hat die Obrigkeit, ohne den geringsten Mangel noch Aufschub, zu veranstalten, daß das annoch gesund scheinende bey dem kranken Viehe gestandene Hornvieh, nach vorgängiger Taxation des ohngefehrlichen Werthes, gleichfalls getödtet, und ohnabgedeckt ordnungsmäßig eingegraben werde.

6. Wir versprechen dagegen dem Eigenthümer des solchergestalt getödteten gesunden Viehes, wodurch der weitere Ausbruch der Seuche verhindert worden, daß ihm dasselbe, nach einem billigmässigen Werthe fordersamst vergütet, und desfalls das Nöthige von Unser Landesregierung verfüget werden solle.

7. Sollte sich aber Jemand beygehen lassen, der obrigkeitlichen Verfügung, wegen schleuniger Tödtung dieses Hornviehes sich entgegen zu legen, und solche zu verhindern, nachmahlen aber die Seuche dadurch weiter Ueberhand nehmen, derselbe soll, nach Beschaffenheit seines Verbrechens, und der daraus entstehenden Folgen, andern zum Exempel und zur Verwarnung, auf das allerschärfste am Leibe dafür bestraft werden.

8. Derienigen Obrigkeit aber, so darunter nachsiehet und diesen Unsern Befehl in vorkommenden Fällen zu vollziehen Anstand nimt

nimt, soll nicht nur Unsere höchste Ungnade gewiß bevorstehen, sondern selbige auch eine ihrem dabey bezeigten Betragen gemässe Ahndung zu gewärtigen haben: Und damit

9. alle Entschuldigung benommen werde, als ob Niemand, zu Tödtung des Viehes, in Abwesenheit des von dem Orte etwa entfernten Abdeckers, sich gebrauchen lassen wolle, so soll dasselbe, so wenig als die Hinausschleppung und Einscharrung des todten Viehes selbst, Jemandem zu einigem Vorwurfe gereichen, noch sonst an seiner Ehre und gutem Namen im geringsten nachtheilig seyn: Wir wollen vielmehr dieienigen, welche sich zu obigem Geschäfte, und zum Einscharren des Hornviehes gebrauchen lassen, dafür belohnen, auch wider alles Vorrücken, nach Schärfe der Rechte schützen.

10. Wir verweisen Unsere Beamte und Obrigkeiten hierbey nochmahlen auf dasienige, was wegen der durch diese gegenwärtige Verordnung wiederhohlten und darin enthaltene Puncte, ingleichen wegen sorgfältiger Einschliessung der Höfe, worin sich die Seuche geäussert hat, auch der in mehrern Stücken zu gebrauchenden Behutsamkeit und Vorsicht, in dem IIII. Capite des Unterrichts und

der Verordnung vom 14. Febr. 1756. noch weiter vorgeschrieben ist.

11. Da auch der fleissige Gebrauch des Küchensalzes bey dem Hornviehe, insonderheit wenn dasselbe nicht zu spät geschieht, sondern ehe und bevor einige Krankheit, oder Gefahr wegen der Seuche herannahet, dem Viehe gegeben wird, als ein zuverlässiges Präservativmittel in andern Ländern von vorzüglichen Nutzen befunden ist, und Wir dadurch bewogen sind, dasselbe bereits vorhin zu wiederholten Mahlen durch besondere Ausschreiben Unsern Landeseingesessenen, denen die Erhaltung ihres Viehes angelegen ist, anpreisen und empfehlen zu lassen, so geschiehet ein Gleiches hiemit nochmahlen: und haben Unsere Beamte von dessen Erfolg und Würkung, an Unsere Landesregierung von Zeit zu Zeit zu berichten.

12. Nachdem es ferner in Unsern Landen an nothdürftigem Hornviehe nicht fehlet, vielmehr die Viehzucht in dem gesegneten Stande sich findet, daß davon ausserhalb Landes verkauft werden kann, so ist und bleibet die Hereinbringung des Hornviehes aus den wegen der Viehseuche verdächtigen Ländern überhaupt, insonderheit aber aus dem Oldenburg- und Delmenhorstischen, und dem Lande Jevern,

vern, ferner, aus ganz Westphalen, und namentlich aus dem Münsterschen und Osnabrückschen, imgleichen aus dem Stadt Bremischen Gebiete, bis auf weitere Verordnung, gänzlich verboten.

Dahingegen wollen Wir

13. Unsern Landesunterthanen den auswärtigen Verkauf ihres zugezogenen und zum Verkaufe übrighabenden Hornviehes ferner gönnen und gestatten: nur muß dabey in allen Stücken dasienige beobachtet werden, was wegen der darunter beyzubringenden obrigkeitlichen Päße, und des Hornviehhandels überhaupt, in der mehrmahlen angezogenen Verordnung vom 14. Febr. 1756. enthalten, und vorgeschrieben ist.

14. Weilen aber auch gegenwärtig eine grosse Anzahl des sogenannten durchgeseuchten Hornviehes, so die Viehseuche vorhin würklich gehabt, und überstanden hat, im Lande aufgekauft, und nach Holland und Ostfrießland abgetrieben wird: und es dann an Beyspielen nicht fehlt, daß aus Gewinnsucht mehrmahlen einiges Vieh für durchgeseucht ausgegeben und verkauft worden, wovon das Gegentheil sich nachmahlen ergeben, und wodurch so gar die Seuche an andere Orte verschleppet worden ist; So befehlen wir Unsern

sern Beamten und Obrigkeiten hiemit ernstlich, wenn auf dergleichen durchgeseuchtes Hornvieh einiger Paß, zu dessen Vertreibung und auswärtigen Verkauf von ihnen gesucht wird, bey Vermeidung schwerer Verantwortung auf das sorgfältigste zu untersuchen, "ob "es gegründet sey, daß das für durchgeseuchet "angegebene Vieh, die Hornviehseuche würk"lich gehabt, und überstanden habe?" und wie zu dem Ende insonderheit erforderlich ist, daß der Eigenthümer und Verkäufer davon die Zeit und eigentlichen Umstände glaubwürdig anzeige, und in Person mit einem körperlichen Eide erhärte, nicht aber etwa dasselbe nur an Eidesstatt versichere, oder durch andere versichern lasse, oder wohl gar bloß das Zeugniß der Dorfvoigte darüber angenommen werde; also ist, daß diese eydliche Bestärkung würklich geschehen sey, in dem auszustellenden Passe ausdrücklich anzuführen, nicht minder darüber ein Protocollum ad Acta zu nehmen: Ausserdem aber, muß alles und iedes Hornvieh, worauf ein Paß ertheilt wird, nicht nur mit dem Amtseisen an beyden Hörnern gebrannt, sondern auch nach seinen Farben und übrigen Merkmaalen, in dem Passe sorgfältig beschrieben werden, um dadurch alle Umtauschung und Verwechselung des Viehes, worauf der Paß gerichtet ist, so von gewinnsüchtigen Viehhändlern

vor=

vorgenommen und verübt werden möchte, sorgfältig zu verhüten.

Wir befehlen demnach Unsern Beamten und Obrigkeiten den Inhalt dieser Unser Verordnung gehörig zu befolgen: nicht minder, durch die Unteramts- und Gerichtsbediente, denen Unterthanen ihres Bezirks, zu ihrer schuldigen Nachachtung und Gelebung, solche zu wiederholten Mahlen vorlesen und bekannt machen zu lassen. Geben, Hannover den 10. Febr. 1770.

(L.S.)

G. A. von Münchhausen. B. C. v. Behr. A. F. v. Lenthe. B. Bremer. L. E. v. Gemmingen.

Ich komme nun zu einer gewissen Operation, die man die Einimpfung oder Inoculation der Hornviehseuche nennt, durch welche man gesundes Vieh, dessen natürliche Ansteckung man zu befürchten hatte, selbst ansteckt und freywillig krank macht. So verwegen dieser Gedanke anfänglich scheinen möchte, so rathen doch Vernunft und Erfahrung die genannte Operation als nützlich und vortheilhaft an.

Die

Die Bemerkung, daß das Vieh, welches ein Mahl die Seuche überstanden hat, niemahls wieder davon befallen wird, und die Erfahrung, daß die durch die Einimpfung der Kinderblattern hervorgebrachten Pocken viel weniger gefährlich sind als die natürlichen, haben wohl zuerst zu der Einimpfung Gelegenheit gegeben. So viel ich weiß, ist Herr Dodson in England der erste, der darauf gerathen ist, und in Holland sind die ersten Versuche darüber durch die Herrn Nozeman, Kool und Tak im Jahre 1755. gemacht. Sie theilten siebenzehn Stücken Vieh durch diese Operation die Seuche mit, wovon drey dadurch gerettet wurden. Von diesen dreyen starben nachher zwey an einer natürlich stärkern Ansteckung; ich bitte aber nicht zu früh hieraus die Unzulänglichkeit der Einimpfung der Seuche zu schliessen: ich werde nachher mehr davon reden.

In Deutschland haben wir noch ältere Versuche über die Einimpfung. Man stellte 1746. diese Operation in dem Braunschweigischen an und behielt von 19. eingeimpften neun Stück.

Der Herr Professor Schwenke in dem Haag impfte 1757. sechs Stücke ein und behielt sie alle sechs.

Herr Layard zu London stellte den Versuch in eben dem Jahre an acht Stücken an, und bhielt drey davon. Der Bischoff von York behielt von fünf eingeimpften vier; und ein Wundarzt, Namens Bewley alle drey, die er eingeimpft hatte.

Sechs Stücke Vieh, die Herr Grashuis durch die Einimpfung gerettet hatte, wurden nachher aufs Neue durch die natürliche Seuche angesteckt und vier starben, zwey wurden nur wieder hergestellt.

Ich führe hier mit Fleiß diese ersten Proben über die Einimpfung der Seuche ausführlich an, sie mögen diese Operation an- oder abzurathen scheinen, damit man mich nicht einer Partheylichkeit beschuldigen könne.

In den leztern Zeiten sind insbesondere in Friesland, Groningen und Holland vortreffliche und häufige Versuche über die Einimpfung der Hornviehseuche angestellt worden. Den 16. März 1769. trat in Groningen eine Gesellschaft zusammen, die auf ihre Kosten nach und nach einige dreyssig Stücke Vieh durch die Herrn Professoren van Doeveren und Camper einimpfen ließ, und im Julius eben des Jahres in Friesland eine noch grössere. Der Herr Prof. Camper

und

und Herr Doctor Munniks besorgten dabey die Einimpfung an einer grossen Menge Vieh. Am ersten September des genannten Jahres waren 112. Rinder eingeimpft und fünf und vierzig davon hergestellt, die man mit Vortheil verkaufte. Nach dieser Zeit wurden noch mehrere eingeimpft, und nach den neuesten Versuchen wird durch diese Operation wenigstens die Hälfte des eingeimpften Viehes bey dem Leben erhalten. Herr Doctor Coopmans zu Franeker hatte bis zum November 1769. ebenfalls diese Operation an einigen neunzig Stücken Rindvieh angestellt, und über die Hälfte davon besserte. In Holland ist dieser Kunstgriff nicht so stark ausgeübt worden, iedoch hat man die Einimpfung daselbst auch versucht, wie z. Ex. der berühmte Herr D. Sandifort in dem Haag, und in Rotterdam eine in dieser Absicht nach dem Muster der Groningischen und Friesländischen zusammengetretene Gesellschaft.

Die Frage, ob es moralisch erlaubt sey, dem Viehe die Seuche durch die Einimpfung mitzutheilen? kann wohl ohne Bedenken mit Ja beantwortet und die Operation ohne Furcht eine Sünde zu begehen angestellt werden. Die Einimpfung der Viehseuche hat bey weiten nicht so viele moralische Bedenklichkeiten

als

als die Einimpfung der Kinderblattern, und dennoch hoffe ich, daß die wenigsten meiner Leser die letztere, und um so viel weniger die erstere für unerlaubt halten sollen. Es ist also nur noch zu untersuchen, ob es vortheilhaft und nützlich ist, dem Viehe die Seuche auf diese Weise mitzutheilen.

Jetzt zur Zeit sterben in den Niederlanden von neun Stücken Rindvieh, die von der Seuche auf die natürliche Weise befallen werden, sieben; von neun eingeimpften aber nach den neuesten Versuchen im Durchschnitte etwa vier. Stellt man also die Einimpfung an neun Stücken Rindvieh an, so kann man wahrscheinlich hoffen, drey davon mehr zu behalten, als wenn diese Anzahl natürlicher Weise angesteckt worden wäre. Die erstern Versuche über die Einimpfung schlugen nicht so glücklich ein, ich gestehe es, allein es ging eben so mit der Einimpfung der Kinderblattern; die Kunst mußte erst zu einer grössern Vollkommenheit gebracht werden. Und vielleicht ist die Hoffnung nicht ungegründet, daß durch die Inoculation der Seuche noch immer mehr Vieh nach Proportion wird gerettet werden, ie länger man Versuche darin anstellt. Ja bey einigen der erstern darüber gemachten Versuche sind die Fehler, welche dabey vorgingen, nicht schwer zu bemerken,

und man hat diese Fehler als die Ursachen anzusehen, warum diese Proben unglücklich abliefen.

Da aber das Vieh, welches die Seuche ein Mahl überstanden hat, in einem weit höhern Werthe gehalten werden muß als das andere, so wird man in der That reicher dadurch, wenn man durch die Inoculation auch nur die Hälfte des Viehes rettet.

Allein ohne Zweifel wird meinen Lesern das Vieh des Herrn Nozeman und Grashuis einfallen, welches nach der Wiederherstellung von der künstlich hervorgebrachten Seuche hinterher von der natürlichen angesteckt wurd und daran starb. In der That, wenn das Vieh durch die Einimpfung der Seuche nicht in der Folge völlig für die natürliche Ansteckung in Sicherheit gestellt würde, so wäre die Operation nicht allein als unnütz und vergeblich, sondern selbst als schädlich zu verwerfen. Aber die neuern Versuche, deren eine weit grössere Anzahl vorhanden ist, beweisen es hinlänglich, daß das eingeimpfte Vieh die Seuche nicht zum zweyten Mahle bekommt, wenn man es auch gleich zum zweyten Mahle einimpft, ia selbst unter natürlich angestecktes stellt. Die zur Einimpfung des Viehes zusammengetretene Ge-

Gesellschaft zu Groningen stand dem Käufer des gebesserten Viehes sechs Monathe lang für die fernere Ansteckung, und sie würde auf immer dafür haben gut sagen können, wenn es die Einrichtung einer solchen Gesellschaft erlaubt hätte. Die Käufer konnten indessen in den sechs Monathen alle mögliche Versuche mit dem gekauften Viehe anstellen. Bisweilen geschieht es aber, daß das Vieh nach der Einimpfung zwar krank wird, allein nicht eigentlich die Seuche bekommt; und dann kann freylich nachher die natürliche Ansteckung darauf erfolgen. Vermuthlich war dieses der Fall mit dem erst erwähnten Viehe; ich werde aber nachher dieienigen Kennzeichen anführen, woraus man schliessen kann, daß das eingeimpfte Vieh würklich von der Seuche befallen worden, und also für die fernere Ansteckung gesichert sey.

Und auch selbst in dem Falle, der doch nicht vorhanden ist, wenn durch die Inoculation der Seuche nicht mehr Vieh gerettet würde, als bey der natürlichen Seuche davon kommt, würde die Einimpfung anzurathen seyn. Wenn man sie anstellt, so weiß man, zu welcher Zeit das Vieh an der Seuche krank wird und kann sich in Ansehung der Wartung darnach einrichten; man braucht nicht immer die Seuche in seinem Stalle mit Furcht und

Zittern zu erwarten; das Land kann früher dadurch von der Wuth der Seuche befreyet werden: denn wenn alles Vieh darin die Krankheit ein Mahl überstanden hat, so muß diese von selbst aufhören. Und vielleicht möchte die Seuche auch wohl in einem Lande, in welchem lauter gebessertes Vieh vorhanden ist, wenn sie nach mehreren Jahren darin wieder ausbricht, weniger gefährlich werden als in einem andern: denn es kömmt mir nicht ganz unwahrscheinlich vor, daß das Vieh von solchen Aeltern, die die Seuche schon überstanden haben, gelinder durchkommen werde als anderes von Aeltern, die von der Seuche noch nicht befallen worden sind. Vielleicht giebt die Einimpfung solchergestalt ein Mittel ab, die Seuche immer weniger bösartig und gelinder zu machen: den Vortheil stelle ich mir wenigstens sehr groß vor, wenn alles Vieh in einem Lande die Seuche schon überstanden hat.

Hierdurch rathe ich aber nicht an, die Einimpfung auch da vorzunehmen, wo die Seuche noch nicht von selbst ausgebrochen ist. Der Vortheil von der Einimpfung ist freylich beträchtlich; aber noch grösser ist der Vortheil, wenn die Seuche gar nicht in einem Lande unter das Vieh kömmt. Man suche also das erste Anstecken so lange, als möglich

ist,

ist zu verhüten; ist es aber ein Mahl schon geschehen, bemerkt man die Seuche in einer Gegend, so schreite man augenblicklich zur Einimpfung derselben bey alle dem Viehe, daß in der Nähe steht, weil es wahrscheinlich ist, daß es sonst auch natürlich werde angesteckt werden.

Die wahrscheinliche Ursache, warum das Vieh durch die künstlich mitgetheilte Seuche besser davon kömmt als bey der natürlichen, liegt wohl darin, daß das Gift bey der letztern augenblicklich und am heftigsten die Werkzeuge des Othemholens und der Verdauung befällt, bey der erstern aber sich nur allmählig und vormuthlich gelinder bis auf diese Theile ausbreitet. Diese beyden zum Leben so nöthige Handlungen werden also bey der durch die Inoculation hervorgebrachten Seuche weit weniger gestört und das Leben des Thieres läuft weniger Gefahr.

Ehe ich zur Beschreibung des Verfahrens bey der Einimpfung der Seuche selbst schreite, muß ich noch einige hieher gehörigen Regeln mittheilen. Es sind folgende.

1) Man schreite nicht eher zur Einimpfung als bis man Grund hat die natürliche Ansteckung zu besorgen. Man setzt sonst nicht

allein sein eigenes Vieh in eine überflüssige Gefahr, sondern man kann auch, wenn man gegen diese Regel handelt, selbst die Seuche noch weiter ausbreiten und seinen Nachbarn dadurch grossen Schaden zuziehen.

2) Man fehle aber auch nicht auf der andern Seite, und warte zu lange mit der Inoculation, bis das Vieh vielleicht schon die natürliche Ansteckung gefaßt hat. Wenigstens schreibe man alsdann nicht den etwan erfolgenden üblen Ausgang des Unternehmens auf Rechnung der Inoculation.

3) Man kann allem Rindviehe die Seuche einimpfen, es mag seyn von was für Geschlecht oder Alter es wolle. Jedoch haben die neuesten Erfahrungen gelehrt, daß die erwachsenen Kühe besser davon kommen als das zu iunge Vieh. Uebrigens muß es sonst gesund seyn.

4) Am besten geschieht die Operation im Frühiahre, Sommer oder Herbste; im Winter kann sie indessen im Nothfalle auch wohl angestellt werden.

5) Man kann das Vieh sowohl in den Ställen als in besonders dazu aufgeschlagenen hölzernen oder strohernen Hütten einimpfen

pfen, nur dürfen die Ställe nicht zu enge und dicht geschlossen seyn, sondern die Luft muß einen freyen Zutritt haben. Zugluft und starke Kälte sind indessen auch schädlich. Am besten ist es auch, wenn nicht gar zu viel Vieh neben einander steht.

6) In denen Ländern, wo es Gebrauch ist, das Vieh den ganzen Sommer durch auf der Weide zu lassen, geht es selbst an, die Einimpfung auf der Weide vorzunehmen; nur muß man das Vieh, wenn die Weide mit Wassergraben eingefaßt ist, an Pfähle binden, damit es nicht während der Krankheit in das Wasser gerathe und aus Schwäche darin ersaufe.

7) In denen Ställen und auf den Weiden, worauf man dem Viehe die Seuche durch die Einimpfung mittheilen will, darf kein anderes Rindvieh, daß man nicht dazu bestimmt hat, stehen; dieses würde sonst von dem eingeimpften angesteckt werden.

Um die Inoculation der Seuche anzustellen, hat man dem Viehe keine vorbereitende Arzney zu geben nöthig, sondern man schreitet unmittelbar zur Operation selbst. Man fädelt vier, fünf bis sechs baumwollene Fäden sieben bis acht Zoll lang, die man

eben vorher mit der aus der Nase eines kranken Thieres laufenden Feuchtigkeit durch und durch befeuchtet hat, in eine große krumme chirurgische Nadel, oder in deren Ermanglung in eine Packnadel, die man etwas krumm gebogen und an den Seiten scharf geschliffen hat. Alsdann faßt man hinten an dem dicken Fleische der Hinterbacken des einzuimpfenden Viehes mit der linken Hand die Haut an, zieht sie nach sich zu, sticht mit der Nadel von oben nach unten zu dadurch und bringt solchergestalt die Fäden hinein. Hierauf zieht man die Fäden einige Mahle in der Haut hin und her und knüpft beyde Enden lose zusammen.

Damit man desto sicherer seyn kann, daß das Gift fasse, so wiederhohlt man die Operation auch an dem andern Hinterbacken.

Man kann auch die Einimpfung an den Vorderbugen, auf den Rippen, nnd an andern Orten des Körpers anstellen, allein die eben angezeigte Stelle ist eine der bequemsten dazu.

Auch kann man die Materie, die bey den kranken Thieren aus den Augen fließt, zur Befeuchtung der Fäden nehmen. Den dicken Speichel derselben dazu zu nehmen ist

nicht

nicht so rathsam, weil bey dem Viehe, welches dergleichen von sich giebt, die Lungen vorzüglich leiden. Das kranke Thier, wovon man den Stoff zum Einimpfen nimt, muß nicht schon zu sehr von der Krankheit gebessert seyn, nicht zu schwer Othem holen und den gehörigen Durchfall haben. Vielleicht ist der Stoff von iungem und von eingeimpftem Viehe am besten. Der Stoff muß auch frisch seyn, und in einem wohlverschlossenen Glase oder in einer dichten Büchse bis zur Einimpfung bewahrt werden.

Die Operation ist so wenig schmerzhaft, daß man sie bey dem stehenden Viehe verrichten kann. Sollte es etwas empfindlich seyn, so kann es Jemand während der Operation am Halse krabbeln, oder man läßt den Vorderfuß an der Seite, wo man die Einimpfung verrichtet, in die Höhe halten.

Man kann auch die Einimpfung ohne Fäden verrichten, in dem die Haut mit einem scharfen Messer drey bis vier Zoll lang aufgeritzt und auf die Wunde etwas Materie aus der Nase eines kranken Thieres aufgestrichen, oder etwas Fleisch von einem an der Seuche verstorbenen Thiere aufgelegt wird; aber die Art mit Fäden ist die bequemste.

Wenn die Operation geschehen ist, so entzieht man dem Viehe alles harte Futter, insbesondere Heu. Man giebt ihm Lein- oder Rüböhlkuchen mit viel Wasser, oder Kleye, oder Mehl unter Wasser gerührt, oder auch frisches Gras.

Den vierten Tag nach der Einimpfung schreitet man zur Aderlaß in der Menge wie vorher erwähnt worden und den fünften Tag giebt man ein gelindes Purgiermittel. Weiter hat man keine Arzneyen nöthig. Der Herr Prof. Camper zu Groningen hat einen abgekochten Trank von Fieberrinde und auch von gemeiner Weidenrinde zu geben versucht, allein ohne Vortheil davon zu verspüren. So hat man auch unter den Trank etwas Vitriolöhl gemischt; allein auch dieses ist nicht nöthig.

Die bey der Einimpfung gemachten Wunden schwellen nachher etwas an, und geben auch wohl ein wenig Eyter, aber man braucht keine Mittel darauf zu legen.

Den fünften, insbesondere den sechsten Tag nach der Einimpfung wird das Vieh von der Seuche befallen. Man hat alsdann alles das zu beobachten, was vorher von der Wartung des natürlicher Weise angesteckten

gesteckten Viehes gesagt worden; und die Fäden, wodurch die Einimpfung geschehen, werden aufgeschnitten, und aus der Wunde herausgezogen.

Es geschieht bisweilen, daß ein oder das andere Stück Vieh die Seuche durch die Einimpfung nicht faßt. Dieses schließt man daraus, daß es an dem fünften oder sechsten Tage nicht die gewöhnlichen Zeichen der Krankheit zeigt, und daß am neunten oder zehnten Tage die Augen nicht roth sind, und die Nase den Schleim nicht fließen läßt. Es wird folglich auch alsdann durch die Einimpfung nicht gegen die natürliche Seuche gesichert, und muß sogleich von dem übrigen kranken Viehe abgesondert werden, damit es nicht dadurch angesteckt werde. Man kann es einige Tage nachher wieder aufs Neue einimpfen.

Es wäre gut, wenn alles das Vieh, das die Seuche, die natürliche sowohl, als die durch die Einimpfung mitgetheilte, in einer Gegend überstanden hat, an den Hörnern oder auf den Hinterbacken durch ein eingebranntes Maal gezeichnet würde; damit die Käufer um desto sicherer seyn können, daß sie gebessertes oder durchgeseuchtes Vieh bekommen.

Von einer im Hannöverischen zusammengetretenen Gesellschaft, welche ihren Mitgliedern die an der Seuche sterbenden Kühe erstattet, s. die Nachrichten der Königl. Großbritannischen Landwirthschaftsgesellschaft II. Band 208. S. Im 38. Stücke des Hannöverischen Magazins vom Jahr 1770. sind die Schwierigkeiten angezeigt, welche sich bey der Errichtung einer solchen Gesellschaft finden; im 48. Stücke aber weitere Vorschläge dazu gethan.

Ich schliesse diese Abhandlung mit einigen Betrachtungen über die ietzige Heftigkeit der Hornviehseuche in den vereinigten Niederlanden. Eine ungeheure Menge Vieh ist dadurch seit einiger Zeit hinweggerissen worden, die Seuche wüthet immer fort, ia sie scheint noch mehr Ueberhand zu nehmen; und alle Arzneymittel, die man dagegen versucht hat, waren vergeblich. In Frankreich hat man hingegen bey dem vorhin angegebenen Verfahren nur sehr wenig Vieh an der Seuche verlohren. Warum hat man nun in den Niederlanden gar nichts ausrichten können?

Ich glaube, daß die Ursachen davon theils in der Verschiedenheit der Länder und der daselbst gewöhnlichen Art von Vieh und der

der Viehzucht, theils aber auch in dem Verfahren mit dem kranken und todten Viehe zu suchen ist. Die Niederlande sind weit kälter und feuchter als die Gegenden um Lyon: man hält eine weit grössere Menge Vieh darin. Das von dem an der Seuche krank niederliegenden und gestorbenen Viehe ausdünstende und sich in der Luft verbreitende Gift muß nothwendig weit schärfer und bösartiger in den Niederlanden seyn als um Lyon, wo man die Hornviehseuche in ihrem ersten Ausbruche zu dämpfen suchte, da sie in den Niederlanden hingegen schon verschiedene Jahre so heftig gewüthet hat. Ich wundere mich daher kaum, wenn die Mittel, die um Lyon gleichsam eine gelindere Art von Seuche hielten, bey der schweren Seuche in den Niederlanden fruchtlos sind.

Allein vielleicht tragen die Einwohner der Niederlande selbst zu ihrem Unglücke vieles bey. Ihre Nachlässigkeit in der Beobachtung der von den Staaten gemachten die Viehseuche betreffenden Verordnungen, ihre geringe Aufmerksamkeit auf die Verhütung der weitern Ausbreitung der Seuche, das Abziehen des todten Viehes in den Städten und Dörfern selbst, ia so gar in den Ställen wo anderes Vieh steht; der beständige Gebrauch des Fleisches von dem an der Seuche verstor-

verstorbenen Viehe, anstatt es sogleich zu begraben; die Vernachlässigung und muthwillige Verwerfung derer Mittel, wodurch sie die Seuche gelinder machen könnten; alles dieses muß die Krankheit immer bösartiger und schwerer zu heilen machen.

Jetzt zur Zeit halt ich es gänzlich für unnütze Belohnungen auf die Entdeckung eines Mittels gegen die Hornviehseuche in den Niederlanden zu setzen; zuerst suche man sie gelinder und gutartiger zu machen und dann zu heilen. Die gemessensten Befehle hierzu müssen mit der größten Genauigkeit befolgt und die Uebertreter mit einer ausserordentlichen Strenge bestraft werden, weil sie nicht allein sich, sondern das ganze Land und die benachbarten Länder unglücklich machen. Das kranke Vieh muß gehörig gewartet, die Luft soviel als möglich gereinigt, das an der Seuche gestorbene Vieh sogleich aus den Ställen gebracht und augenblicklich tief begraben und die Inoculation allgemeiner gemacht werden, weil sie die Seuche gelinder und gutartiger macht. Wenn man auf andere Weise in den Niederlanden Hülfe gegen die Seuche verlangt oder erwartet, so hofft man, daß Gott denen zu Gefallen ein Wunder thun werde, die den Gebrauch der natürlichen Mittel, die er uns geschenkt hat, muthwillig verachten.

Ich

Ich las in den öffentlichen Blättern mit grosser Verwunderung, daß Herr Augis, den die Staaten von Holland aus der königl. französischen Vieharzneyschule kürzlich hatten kommen lassen, mit so vielem Zutrauen auf seine Geschicklichkeit die Heilung der Seuche beynahe gewiß versprochen hatte. Das sowohl, als was er von der Natur der Krankheit gesagt haben sollte, überzeugte mich im voraus völlig, daß Herr Augis nichts ausrichten würde, und der Erfolg zeigte, daß ich recht prophezeyhet hatte.

Von der Seuche des Jahres 1682.

Diese Seuche brach in dem ebengenannten Jahre aus, und wüthete bis zum Jahre 1693. die Schaafpocken herrschten zu derselben Zeit ebenfalls sehr, und die Krankheit, wovon das Hornvieh in diesen Jahren befallen wurd, scheint den Schaafpocken nahe zu kommen.

Bey dieser Landseuche unter dem Hornviehe bemerkte man, daß am Kopfe, Halse und an den Schenkeln des kranken Viehes Knöpfe oder Blattern ausbrachen, welche bald darauf schworen, ihre rothe Farbe in eine weisse veränderten, Eyter gaben, und dann mit einer schwarzen Rinde abtrockneten. Eine

ne große Menge Vieh verlohr die Augen in dieser Krankheit; vieles von dem, das die Krankheit überstand, wurd mager, und starb nachher an der Auszehrung. In dem letzten Jahre endigte sich die Seuche in eine wahre Lungensucht, woran viel Vieh starb.

Ich finde keine Nachrichten, daß diese Seuche nachher irgendwo bemerkt worden sey, wenn nicht etwa die Seuche von 1732. Aehnlichkeit mit ihr hat: ich habe aber deswegen doch von ihr reden müssen, damit man sie kenne, wenn sie ein Mahl wieder ausbrechen sollte. Sie scheint ein inflammatorisches Fieber zu seyn, bey dem sich die Natur durch einen Ausschlag auf der Haut zu helfen sucht. Hinreichende, nur nicht gar zu starke Aderlässe sind dabey sehr anzurathen, um die Entzündung zu mässigen, und um zu verhüten, daß die Lungen und andere edlern Theile nicht davon befallen werden, woraus die Lugensucht und Auszehrung entstehen würde. Ausserdem müßte man fleissig Salpeter gebrauchen, den man unter das Wasser zum Trinken mischen könnte, täglich etwa zu anderthalb bis zwey Loth; oder anstatt dessen kann man Weinessig oder Vitriolspiritus unter das Wasser mischen. Vermuthlich müßte es von guter Würkung seyn, wenn man täglich

lich etwa zwanzig Gran Kampfer mit Salpeter vermischt eingäbe. Dabey muß eine sorgfältige Diät gehalten werden.

Sollte man aber aus dem Pulse und andern Umständen schliessen, daß die Kräfte des Körpers zu schwach wären das Gift durch die Blattern auszutreiben, so müßte man sich der vorigen Mitttel sorgfältig enthalten, ein Haarseil setzen, Küchensalz unter den Trank mischen und täglich zwey Mahl einen Löffel voll gepülverten Schwefel mit etwas Kleye eingeben, um das Austreiben der Blattern zu befördern. Man auch in derselben Absicht Theriak, Angelikwurzel, u. d. gl. verordnen.

Hat man Ursache zu vermuthen, daß nach der Krankheit ein innerliches Geschwür in den Lungen oder in andern Eingeweiden zurückbleiben werde, so muß man die dagegen dienlichen Mittel gebrauchen; insbesondere aber eine Zeitlang ein starkziehendes Haarseil unterhalten.

Von der Seuche des Jahres 1732.

Bey dieser Seuche des Hornviehes entstand auf an der Zunge desselben eine Beule oder Blatter, die anfänglich weiß war, nach-

her roth und endlich schwarz wurde, und zuletzt in ein krebsartiges Geschwür der Zunge überging. Das Vieh schien übrigens anfänglich dabey ganz gesund zu seyn und aß und trank, so daß man öfters die Krankheit nicht eher bemerkte, als bis es zuspät war Hülfe dagegen zu leisten; denn die Krankheit war so heftig, daß das Vieh in vier und zwanzig Stunden daran starb. Dieser Umstand macht es nothwendig, daß man zu der Zeit, da eine solche Seuche wüthet, täglich einige Mahle die Zunge des Viehes untersucht, ob man die Blatter darauf wahrnimt.

Herr Bourgelat versichert, daß durch nachfolgendes Verfahren dreyhundert Stück Rindvieh von dieser Krankheit hergestellt werden sind.

Dem noch gesunden Viehe ließ man zur Vorsorge am Halse Ader, man gab ihm zum Tranke Wasser, das mit Kleye weiß gemacht war und mischte zwey Loth Mineralkrystall und Weinessig bis zu einer Säure darunter. Die Zunge und das Maul wusch man öfters mit folgenden: Man mischte Weinessig, Pfeffer, Salz und Teufelsdreck untereinander (die Proportion giebt er nicht an), ließ es weichen und schüttelte es wohl durcheinander. Bisweilen mischte man auch ein Loth Sal-

miak

miak darunter. In den Ställen räucherte man mit Weinessig auf Kohlen gesprützt; oder auch mit Wachholderbeeren vier Pfötchen (*), Wermuth, Alantwurzel, Sadebaumblätter von iedem zwey Pfötchen, mit zwey Loth Myrrhen vermischt und alles gepulvert. Innerlich gab man täglich zwey Mahl ein Pfötchen Wachholderbeeren, die in Essig geweicht waren, mit etwas Kleye ein. An den Oertern, wo die Seuche stark wüthete, gab man von dem Tranke N. 24. dem Viehe des Morgens nüchtern ein Horn voll ein. Durch diese Mittel hat man 225. Stück Rindvieh präservirt.

Bey dem kranken Viehe unterließ man die Aderlaß, aber nicht das Räuchern. Man schnitt die Blatter auf der Zünge bis auf das gesunde Fleisch aus und bähete die Wunde und die ganze Zunge täglich fünf oder sechs Mahl mit Myrrhen und Aloetinctur, oder mit Branteweine, zu welchem man zu acht Unzen, Salmiak und Kampfer, von iedem ein Loth gesetzt hatte. Innerlich gab man die Pille N. 25. oder den Trank N. 26. ein.

Man

(*) Eine Pfötchen, pugillus, soviel als man mit der Spitze der Finger faßt.

Man wird in verschiedenen Nachrichten von dieser Seuche die Vorschrift finden, daß die Blatter auf der Zunge mit einem silbernen Instrumente geöffnet werden soll; das ist aber nichts nothwendiges.

Vermuthlich wäre zur Präservation gegen diese Seuche ein Haarseil sehr nützlich.

Diese Seuche von 1732. betreffen die hohen Edicte und Nachrichten, welche in den Landsordnungen III. Band von der 901. bis zur 928. Seite befindlich sind.

Von den Schaafpocken.

Diese Krankheit, welche die Franzosen le claveau oder clavin nennen, richtet unter den Schaafen ähnliche Verwüstungen an wie die Viehseuche unter dem Hornviehe und wüthet zu gewissen Zeiten auf eine entsetzliche Weise. Sie scheint eine grosse Aehnlichkeit mit den Kinderblattern zu haben, und man hat sie auch deswegen mit dem Namen der Schaafpocken oder Schaafblattern belegt. In Frankreich hat man vorzügliche Beobachtungen darüber angestellt.

Die Schaafe, die davon angesteckt sind, werden traurig und versagen mehr oder weniger

ger

ger das Futter, nachdem sie stärker oder schwächer von der Krankheit befallen werden. Mit dem Anfalle der Krankheit hören sie auf wieder zu käuen, die Augen schwellen auf und werden dunkel, sie lassen viele Thränen fliessen, die Augenlieder laufen an und wenn die Krankheit zunimmt, so schwären sie zusammen; ia nicht selten gehen die Augen in der Krankheit selbst verlohren und die Thiere werden blind. Die Ohren werden öfters kalt und unbeweglich; aus den Nasenlöchern fließt ein dicker eyterartiger und zäher Rotz, meistens von einer weissen, selten von einer gelben Farbe. Die übrigen Zufälle zeigen sämmtlich an, daß der ganze Körper dieser Thiere bey der Krankheit sehr leide: die Schaafe legen sich nieder, lassen den Kopf stark hangen, ziehen den ganzen Körper stark zusammen und den Schwanz zwischen die Beine. Sie holen mit Beschwerde Othem und der Othem riecht sehr übel. Der Mist ist beynahe natürlich, nur etwas härter und schwärzlicher.

Einen, zween, drey oder vier Tage nach dem ersten Anfalle der Krankheit brechen die Blattern selbst auf der Haut, insbesondere am Kopfe und im Maule, am Bauche, um den Hintern, an dem obern Theile der Füsse vornehmlich nach innen zu, aus. Sie

kommen in der Gestalt völlig mit den Kinderblattern überein; wenn sie einzeln ausbrechen, und dieses ist ein gutes Zeichen, so sind sie rund und etwas erhaben; eine schlimmere Gattung ist es, wenn mehrere in eins zusammenfließen. Anfänglich sind sie hart und roth; die gutartigen Blattern werden nachher weich und weiß, schwären, öffnen sich und trocknen, nachdem sie die Materie von sich gegeben haben, mit einer schwarzen Rinde ab; die bösartigen hingegen werden bläulich und nach und nach immer schwärzlicher ohne zu schwären; sie werden platt und sinken gleichsam, da die gutartigen hingegen erhabener werden.

Die Dauer der Krankheit ist sehr verschieden. Einige davon befallenen Schaafe sterben den dritten Tag nach dem Ausbruche der Blattern, andere später, und bisweilen hält die Krankheit selbst sechs bis acht Wochen an. Wenn die Thiere davon hergestellt werden, so fällt die Wolle an denen Stellen aus, wo die Blattern ausbrachen. Kennzeichen des bevorstehenden Todes sind, wenn die Zufälle überhaupt schwerer und heftiger werden, wenn die Schaafe anfangen stark zu stöhnen und wenn das Flankenschlagen hinzukömmt. Je mehr auch der Kopf von der Krankheit befallen wird, um desto gefährlicher ist sie. Ein

gutes

gutes Zeichen ist es, wenn die Thiere nicht die Lust zum Futter gänzlich verlieren, wenn die Blattern auf die gehörige Weise schwären und wenn sich noch grössere Geschwüre erzeugen. Dies geschieht öfters an den Augen, und die Schaafe verlieren freylich dadurch das Gesicht, allein sie bleiben gemeiniglich beym Leben.

Das Gift dieser Krankheit theilt sich wie bey andern ansteckenden Krankheiten theils durch die unmittelbare Berührung, theils durch die Luft und andere Körper mit. Sie wüthet im Sommer sowohl als im Winter, in trocknen und in feuchten Gegenden, bisweilen heftiger bisweilen schwächer. Verschiedene Schaafe von Einer Heerde werden stärker oder schwächer davon befallen, einige bekommen viele Blattern, andere sehr wenig. Alte und iunge Schaafe werden auf einerley Weise davon angesteckt. In Frankreich hat Herr Borel, dem wir in Absicht auf diese Krankheit viel zu danken haben, beobachtet, daß meistens die Hälfte oder zwey Drittheile einer Heerde schwer daran niederliegen.

Bey den an den Blattern gestorbenen Schaafen stellen sich die Zeichen der Fäulniß sehr bald nach dem Tode ein. Der Hinterleib

leib enthält öfters viel Luft, das Netz ist entzündet, die Leber dunkelgrünlich, die Gallenblase groß und aufgetrieben, sie enthält viel von einer zuflüssigen Galle. In dem ersten Magen hat man Pocken bemerkt und in dem dritten die noch unverdauete Speise und viel Luft; die dünnen Gedärme waren beynahe ganz leer, die dickern enthielten Mist, der mittelmässig hart war. Die Nieren waren so wie die Leber angegriffen und auswendig grün und trocken: in der Harnblase war wenig Harn. Die Lungen waren welk und dunkel gefleckt, mit einigen den Blattern ähnlichen Gewächsen. Das Herz schien etwas grösser als natürlich zu seyn, das Blut war schwärzlich, in der Hohlader in ein Gewächs zusammen gelaufen das nach der Leber zu gelblicht war: überhaupt schien das Blut in einem inflammatorischen Zustande zu seyn. In den noch unreifen Blattern fand sich ein zäher und harter Stoff von einer weissen Farbe. Wir haben diese anatomischen Bemerkungen dem Herrn Borel zu danken.

Man bemerke die Uebereinstimmung dieser Krankheit der Schaafe mit den Kinderblattern, und auch ihre Aehnlichkeit in den Zufällen mit der Hornviehseuche vom Jahr 1682. Aber dennoch stecken die Schaafe die an den Pocken krank sind, das Hornvieh nicht

an

an, das mit ihnen in einem Stalle gehalten wird, wenn man Herrn **Bourgelat** glauben darf. Zu der angeführten Aehnlichkeit gehört auch noch, daß ein Schaaf nie zwey Mahl von den Pocken befallen wird.

Die eigentliche und wahre Ursache dieser Krankheit scheint uns noch unbekannt zu seyn; gewiß ist es hingegen, daß das Schaafvieh sie nicht wohl anders glücklich überstehen kann, als wenn die Blattern auf die gehörige Weise ausbrechen, schwären und abtrocknen. Hierauf hat man auch bey der Heilung seine Aufmerksamkeit zu richten.

Bey den gutartigen Schaafpocken hat man eben so wenig nöthig Arzneymittel zu gebrauchen als bey den gutartigen Kinderblattern. Will man ia nicht ganz unthätig dabey bleiben, so kann man an das Innere der Schenkel ein spanisch Fliegenpflaster legen. Bey den bösartigen hat man wohl zu untersuchen, ob die Entzündung zu schwach ist und die erforderlichen Kräfte fehlen welche die Blattern austrriben sollen, oder ob vielleicht beyde in einem zu hohen Grade würken. Beyde höchst verschiedenen Fälle erfordern auch ganz verschiedene Hülfsmittel.

Wenn man bemerkt, daß das Fieber bey den Blattern sehr stark ist, so muß man ihm durch eine Aderlaß von vier, fünf bis sechs Loth Blut, die man auch wenn es nöthig ist wiederholen kann, und durch Salpeter Einhalt zu thun suchen, wovon man täglich zwey Mahl ein Quentchen eingeben kann. Unter das Wasser zum Trinken kann man etwas Weinessig oder Vitriolspiritus bis zur angenehmen Säure mischen. Der Gebrauch des Haarseiles ist hier auch sehr zu empfehlen. Bemerkt man, daß die Pocken blau oder schwärzlich werden, so würde ein Quentchen Fieberrinde mit acht bis zwölf Gran Kampfer täglich ein Paar Mahl eingegeben vortreffliche Dienste thun, wenn man die Kosten nicht scheuen will. Die Luft, in welcher sich die kranken Schaafe befinden, muß beständig gleichförmig und gemässigt warm seyn; bey gutem Wetter muß man sie nicht zu sehr einsperren, die freye Luft ist ihnen sehr zuträglich.

In dem entgegen gesetzten Falle, wenn die Kräfte zu schwach scheinen und die Blattern deswegen nicht ordentlich ausbrechen können, muß man ganz andere Mittel gebrauchen. Aeusserlich kann man ein Stück Sauerteig mit Essig angemacht und mit gepulverten spanischen Fliegen vermischt auf die

von

von Wolle befreyete Haut am Halse fest binden bis es Blasen zieht, und sich der Aderlaß gänzlich enthalten; innerlich giebt man täglich zwey Mahl ein Weinglas voll von einem Tranke ein, den man aus einem Viertelpfunde Angelikwurzel mit zwey Quartieren Wasser eine Zeitlang gekocht und durchgeseihet, bereitet. Unter den ordentlichen Trank mischt man gemeines Salz. Hiermit fährt man fort bis die Pocken ordentlich schwären, oder man giebt den Schaafen nach dem Ausbruche der Blattern täglich ein Loth gestossene Lorbeern mit eben so viel gepulverten Schwefel vermischt auf zwey Mahl mit etwas Kleye zu fressen. Den Ausfluß des Rotzes aus der Nase kann man durch etwas in die Nasenlöcher geblasenen Toback oder durch ein anderes gelindes Niespulver befördern.

Diese Heilungsart kömmt fast gänzlich mit der Barberetischen überein; ich halte sie für weit besser als die, welche Hastfer vorschreibt.

Herr Bourgelat hat um den Augen der kranken Schaafe zu Hülfe zu kommen; das Wasser N. 27. darauf gelegt. Er empfiehlt auch im erforderlichen Falle beym Fortgange der Krankheit erweichende Klystiere und zuletzt Purgirmittel.

Sehr

Sehr wahrscheinlich ist es, daß die Einimpfung der Schaafpocken von grossem Nutzen seyn würde. Man müßte sie nur an gesunden und wohlgereinigten Schaafen verrichten, und die Materie dazu aus gutartigen und reifen Blattern nehmen; vermuthlich würde die dadurch bey den Schaafen hervorgebrachte Krankheit auch gelinde und gutartig werden und hernach keine weitere Ansteckung für das eingeimpfte Vieh zu befürchten seyn.

Von andern grassirenden Krankheiten des Viehes, die keine eigentlichen Seuchen sind.

Diese Krankheiten sind keine eigentlichen Seuchen, wenn sie nicht anstecken, sie mögen auch im Uebrigen noch so viel Vieh wegreissen. Sie sind die Folgen von ungesunder Nahrung und schlechtem Wasser, anhaltender feuchter Witterung, u. d. gl. Wenn das ansteckende Gift zu ihnen hinzu träte, so würden sie in wahre Seuchen übergehen.

Diese Krankheiten überfallen öfters mehrere Arten Vieh zugleich. Vielleicht gehören alle sogenannten Seuchen unter den Pferden und Schweinen hieher. Sie können ihrer Natur nach und in den Zufällen ungemein verschieden seyn. Fieber von mancher-

ley

ley Art, Durchläufe, Bräunen, und andere solche Krankheiten, von denen in der Folge geredet werden wird, können grassirend werden, und man hat iedesmahl, wenn man dergleichen Krankheiten betrachtet, aus den Zufällen und Zergliederungen der todten Thiere ihre Natur zu bestimmen, und daraus, daß man auf die vorhergehenden Umstände Achtung giebt, ihre Ursachen zu entdecken. Dieses muß alsdann die Regeln bestimmen, nach welchen man die Krankheiten selbst heilt, und das noch gesunde Vieh für dem Anfalle derselben schützt. Hitzige oder faule Fieber muß man nach den schon bekannten Regeln zu heilen suchen; wenn sich die Krankheit in einem oder dem andern Theile des Körpers vorzüglich äussert, so muß man diesem Theile auch vorzüglich zu Hülfe kommen, und wenn sich die Natur etwa durch ein äusserliches Geschwür zu reinigen oder zu helfen sucht, so ist es die Pflicht des Arztes, diese heilsame Bewegungen auf alle mögliche Weise zu befördern.

Dritter Abschnitt.

Von einigen andern hitzigen Krankheiten des Viehes.

In diesem Abschnitte will ich verschiedene Krankheiten zusammen fassen, die fieberhafter Art sind, oder aus einer Erhitzung des Körpes und der Säfte insbesondere entstehen.

Zuerst rechne ich eine gewisse Krankheit der Pferde dahin, die so viel ich weiß noch nicht beschrieben, aber von dem geschickten Landgräflich Hessencasselschen Pferdarzte Herrn Kersting zu Cassel einige Mahle bemerkt worden ist, mit dessen Erlaubniß ich hier einige Nachricht davon mittheile. Diese Krankheit ist mit einem Fieberpulse und den übrigen Merkmaalen und Zufällen eines Fiebers verbunden, ausserdem befällt der kalte Brand die Oberfläche des Körpers hin und wieder, so daß öfters ansehliche Stücke Haut und Fleisch abfallen. In dem Landgräflichen Marstalle zu Cassel habe ich ein Pferd gesehen, dessen Haut mit starken Narben, den Ueberbleibseln dieser Krankheit, besetzt war. Nach Herrn Kersting ist eines der unterscheidendesten Kennzeichen dieser Krankheit dieses,

dieses, daß die Schleimhaut der Nase mit rothen Flecken besetzt ist.

Die vornehmste Hülfe gegen diesen Zufall muß man von dem äusserlichen und innerlichen Gebrauche der Fieberriude erwarten. Innerlich kann man davon, nachdem es die grössere oder geringere Heftigkeit der Krankheit erfordert, täglich zwey oder drey Mahl ein Loth eingeben, äusserlich aber Tücher über die vom Brande befallenen Stellen schlagen, die mit Wasser angefeuchtet sind, worin das Pulver der Fieberrinde abgekocht worden.

Der Rothlauf oder das heilige Feuer der Schaafe scheint Aehnlichkeit mit dieser Krankheit der Pferde zu haben. Die Schaafe erleiden ebenfalls ein Fieber dabey, und der Brand, der das Fleisch und die Haut verzehrt, fängt gemeiniglich am Kopfe an, wovon er bisweilen Fleisch, Augen und Ohren wegfrißt. Das kann ich mir noch nicht recht überreden, daß diese Krankheit daraus entstehen sollte, wenn man den Schaafen in heissen und trocknen Sommern zuviel Salz giebt.

Auch hier ist die Fieberrinde vermuthlich das Beste was man gebrauchen kann, und zwar auf eine ähnliche Weise wie vorher bey

dem

dem Pferde, nur nach Proportion weniger. den Mitteln, die Hastfer dagegen verordnet, trau ich eben nicht viel Würkung zu.

Verhitzung des Pferdes.

Diese Krankheit ist eine Art von langsamen Fieber, wobey das Pferd immer magerer und magerer wird, einen harten und trocknen Mist von einer schwärzlichen Farbe und nicht viel aber hellen und braunrothen Harn von sich giebt, uud mit der Zeit auch die Lust zum Futter verliert. Die Haut liegt dabey fest auf dem Leibe und hängt gleichsam zu stark an dem Fleische an, die Haare aber sind verfärbt, rauh und aufgebürstet; aus der Mähne und dem Schweife lassen sie sich leicht ausziehen. In der Folge wird das Maul trocken, die Augen traurig, glänzend und roth, der Puls und das Othemholen schwach und langsam und das Pferd selbst matt und kraftlos, so daß es leicht stolpert und fällt. Bey dem Othemholen bildet sich wenn die Krankheit zunimt, an ieder Seite der Flanken nach den Rippen zu eine Rinne in welche man eine Schnur hineinlegen könnte, daher die Schmiede auch diese Krankheit die Schnur nennen. Man nennt auch sonst die Pferde, die von dieser Krankheit zumahl etwas stark befallen sind, abgemattete Pferde (chevaux fatigués).

Es

Es entsteht diese Krankheit dadurch, daß ein Pferd durch zu übertriebene Arbeit erhitzt und in einen heftigen Schweiß gesetzt worden der darauf unterdrückt wird. Die Säfte nehmen dadurch eine Schärfe an, und es entstehen Verstopfungen und andere üble Zufälle im Körper darnach.

Bey der Heilung der Krankheit hat man darauf zu sehen, daß die unterdrückte Ausdünstung wieder hergestellt und die Unreinigkeiten ausgeführt werden.

Dergleichen Pferde auf grünes Futter zu setzen ist vielleicht nicht ganz so vortheilhaft als viele denken, da diese Nahrung einem zumahl kränklichen Pferde eben nicht die besten Säfte giebt. Man kann vielmehr dem Pferde das vorige gewöhnliche Futter lassen und nur Stroh anstatt des Heues, oder Stroh mit einem Wenig sehr gutem Heue geben, den Haber aber etweder verkürzen oder gar abnehmen und dagegen Gerstenschrot mit Kleye vermischt und etwas angefeuchtet geben. Innerlich verordnet man die Lattwerge N. 28.; von der man täglich zwey bis drey Mahl einer großen Wallnuß groß giebt.

Dabey kann man täglich ein Mahl das Klystier N. 13. gebrauchen, aber iedesmahl

mehrere Theile des Körpers des Viehes befällt und ihren Grund in einer unterdrückten Ausdünstung hat. Man nennt auch das Vieh, das davon befallen ist, verfangen oder verschlagen. Anderes Vieh ist eben so wohl als das Pferd dieser Krankheit ausgesetzt.

An dem Vorderleibe äussert sich die Rähkrankheit am ersten. Das Thier geht mit Beschwerde und gebraucht die Vorderfüsse ungefähr so, als wenn es Schmerzen davon empfände, es strauchelt leicht, die Haare bürsten sich um den Schultern in die Höhe, und es geht immer beschwerlicher, ie länger es zu gehen gezwungen wird. Ist die Krankheit älter, so tritt das Pferd mit Furcht auf einem harten Boden nieder, als wenn ihm der untere Theil der Füße sehr wehe thäte, es gebraucht die Hinterfüsse mehr als gewöhnlich, bisweilen aber geht die Krankheit auch selbst zu diesen über. Bey dem noch weitern Fortgange des Uebels bemerkt man um den Huf herum erhabene Reifen, und wenn man auf den Huf klopft, so klingt er hohl und es erscheint nun die wahre Huferschütterung (S. 65.).

Bisweilen aber befällt die Krankheit nicht sowohl die Füsse allein als den ganzen Körper und das Innere desselben. Dann will

das

das Pferd gar nicht mehr gehen, es steht immer ohne sich niederzulegen und setzt alle vier Füsse ganz nahe an einander, das anfänglich leichte Fieber nimt deutlich zu, es kömmt grosse Mattigkeit, beschwerliches Othemholen und Bauchschlagen hinzu; der Harn ist klar, der Mist trocken und mit einem weissen Schleime überzogen, das Thier verliert allen Appetit, die Augen sehen trübe aus, die Haare bürsten sich über den ganzen Leibe in die Höhe und verfärben sich, und es erfolgt der Tod.

Die Rähe entsteht aus einer plötzlich unterdrückten Ausdünstung. Wenn z. Ex. ein Pferd stark gearbeitet und sich dabey erhitzt hat, alsdann aber sogleich in einer kalten Luft, oder gar in einem starken und kalten Winde still steht, oder, welches noch schlimmer ist, in das Wasser geritten wird, oder so gleich trinkt; oder wenn es in einem warmen Stalle steht und ein starker Luftzug darin gemacht wird, oder wenn es stark gegen den Wind gejagt wird. Dergleichen plötzliche Erkältungen sind allemahl die Ursachen der Rähe; und andere Zufälle, welchen man auch den Namen der Rähkrankheit beylegt, z. Ex. die sogenannte Freßrähe, gehören gar nicht hieher. Einen Unterschied aber unter der Was-

serrähe und Windrähe zu machen ist noch viel weniger nöthig.

Nichts als ein Vorurtheil ist es, daß ein Pferd rähe werden sollte, wenn man ihm nichts zu trinken giebt wenn es heiß ist und Durst leidet. Gerade das Gegentheil davon kann ein Pferd rähe machen.

Die schnell zurückgetriebene Ausdünstung stockt in den Gefässen und bringt Schmerzen und Beschwerde bey der Bewegung der Glieder hervor. Die stockenden Säfte sammlen sich immer mehr an, senken sich in die Füsse herunter, bringen die erhabenen Reife, die man daselbst bemerkt, hervor, sie greifen die innern Theile des Hufes an, verzehren sie und erzeugen solchergestalt die sogenannte Huferschütterung. Der Vorderleib wird bey dem Pferde deswegen eher von der Krankheit befallen, weil daselbst die Ausdünstung am stärksten zu seyn pflegt. Ein Pferd das ein Mahl rähe gewesen ist, wird es leicht wieder.

Die erste Art der Rähkrankheit ohne Fieber ist an sich eben nicht gefährlich, wenn nur nichts dabey durch den Gebrauch unschicklicher Mittel verdorben oder die Heilung zu lange verschoben wird; allein die letztere mit dem Fieber ist allemahl bedenklich.

Bey

Bey dem ersten Anfange der Krankheit hat man weiter nichts zu thun, als nur die unterdrückte Ausdünstung wieder herzustellen, und dazu sind eben keine starken schweißtreibenden Mittel nöthig, dergleichen öfters verschrieben werden und die auch freylich die Rähe heilen, allein dabey auch das Thier stark beängstigen und schlimmere Zufälle hervorbringen können. Insbesondere muß man sich für denen Dingen hüten, die nur dadurch das Thier in Schweiß setzen, daß sie es beängstigen und den Magen zu stark reitzen, z. Ex. Horn, Haare, zerstossene Ziegelsteine, u. m. d. gl. Man kann nur das Thier in einen warmen Stall stellen, es mit Decken behangen und ihm ein halbes oder ganzes Loth Bibergeilessenz (essent. castorei) mit etwas Wein eingeben; man muß aber auch dabey verhüten, daß sich das Thier während der Zeit nicht wieder erkälte. Bisweilen hilft es schon, wenn das rähe Pferd warm geritten und dann in einem warmen und dichten Stalle mit Strohe solange gerieben wird, bis sich der Schweiß gelegt hat. Meistentheils ist auch die Aderlaß zum Anfange der Heilung nützlich.

Haben sich aber die Feuchtigkeiten schon in dem untern Theil der Füße gesenkt, so muß man auch zugleich auf andere Mittel denken. Das Beste ist Bohnenmehl mit Loröle und

etwas Weingeiste über dem Feuer heiß zu machen und zusammen zu rühren (s. die Vorschrift N. 18.) und so siedendheiß in den Huf einzuschlagen, einen Theil davon aber, nachdem er so kalt geworden, daß man die Hand eben darin leiden kann, um die Krone des Hufes zu schlagen und ein Tuch darum zu binden. Dieses Mittel gebraucht man täglich vier oder fünf Tage lang, so wird meistens das Uebel gehoben seyn.

Durch das Feuer oder den Gebrauch des Brenneisens kann man unstreitig auch der Rähe, die sich in die Füße gesenkt hat, abhelfen, allein das vorherbeschriebene Verfahren ist sicherer und bequemer.

Durch Bänder, die man um den Fuß legt und stark anzieht verhüten wollen, daß sich die Feuchtigkeiten bey der Rähekrankheit nicht hinab senken, ist ein lächerlicher Einfall. Allein mit Weinessig oder Branteweine kann man die Füsse waschen um die übeln Folgen der Rähe zu verhüten.

Haarseile oder Lederstecken, womit die Schmiede auch gegen die Rähe gleich bey der Hand zu seyn pflegen, können eben so wenig helfen, und müssen ganz unterbleiben.

Wenn

Wenn die Rähkrankheit schon so weit Ueberhand genommen hat, daß der Huf hohl klingt wenn man darauf klopft, so sieht es bedenklich aus. Der Herr von Sind räth in dem Falle an das Horn vorn am Zähen zween Finger breit unter der Krone bis zum Eisen, und vier Finger breit in der Weite wegzufeilen und zu schneiden, worauf man eine Fäulniß im Hufe entdecken wird. Alles was faul und angefressen ist wird nun weggeschnitten, ein Arznemittel aufgelegt und hernach wird der Schaden alle zwey Mahl vier und zwanzig Stunden mit ägyptischer Salbe — denn diese kann man immer an die Stelle der setzen, die der Herr von Sind vorschreibt — verbunden. Wenn das kleine Bein im Hufe selbst angegriffen ist, so dienen die Kügelchen N. 5. Uebrigens wird dieser Verband einige Monathe fortgesetzt, und so wird der Raum wieder mit gutem Fleische ausgefüllt und nachher mit neuem Horne überzogen werden.

Wie man sich in Absicht des nach der Operation hinzuschlagenden Fiebers verhalten müsse, das weiß man schon aus dem Vorhergehenden.

Es geschieht auch bisweilen, daß der Huf nach der übel geheilten Rähe gleichsam aus-

trocknet. Dann ist wohl keine andere Hülfe zu schaffen als dadurch, daß man die Sohle ausnimmt, den Strahl spaltet und durch den Gebrauch der Digestiv- oder Eyersalbe eine Verenterung darin hervorbringt, wodurch man das Leben bisweilen in den Huf erwecken kann.

Die Hornspalten, die aus der Rähkrankheit bisweilen entstehen, erfordern nothwendig erst die Heilung der Rähe selbst, und dann darf man erst an sie gedenken.

Wenn aber die Rähkrankheit von der letztern Gattung ist und mehr die innern Theile befallen zu haben scheint, so ist meistens nicht viel Hülfe mehr übrig und es pflegt bald mit dem Thiere zu Ende zu gehen. Man kann versuchen, ob noch etwas durch eine Aderlaß, Salpeter und Klystiere, die täglich zwey Mahl gegeben werden können, z. Ex. das N. 1. zur Verminderung des Fiebers und Linderung der Krankheit auszurichten steht, wozu auch ein Paar Haarseile etwas beytragen können. Wenn eine Art von Durchlauf mit dieser Gattung von Rähe verknüpft ist, so kann man mit Nutzen täglich drey Mahl ein Loth Rhabarber gepülvert eingeben und dabey vorzüglich fleissig Klystiere gebrauchen. Sind oder werden auch die Füsse noch dick, so kann man

schon

schon etwas mehr Hoffnung zur Genesung haben, und man gebraucht dann den vorigen Einschlag aus Bohnenmehle mit Lordöle.

Bisweilen bleibt nach der Rähkrankheit eine Steifigkeit und Schwäche der Musculn in den Schultern zurück, die wohl gar mit einem Schwinden der Schulter vergesellschaftet ist. Dann müssen die geschwächten Theile mit stärkenden Arzneyen gewaschen und gerieben werden. Ich muß gestehen, daß ich hier mehr von dem Gebrauche des Ameisenspiritus erwarte, als von der von dem Herrn von Sind empfohlnen Opodeldochsalbe.

Gegen das Verfangen des Rindviehes, wobey es das Wiederkäuen unterläßt und kalte Ohren und ein kaltes Maul hat, wird meistens verordnet, daß man ihm in die Ohren schneiden und das Maul mit Salze reiben soll. Noch besser ist eine ordentliche Aderlaß und innerlich etwas Wachholderbeeren eingegeben. Ueberhaupt verfängt sich das Rindvieh und auch die übrigen Arten Vieh nicht so leicht noch so stark als das Pferd, wegen des Gebrauchs, den man von diesem letztern macht. Für die Schweine, die auch kalte Ohren darnach bekommen und die Lust zum Futter verlieren, wird ebenfalls das Schneiden in die Ohren empfohlen und

Stein=

Steinöhl eingegeben, welches auch die Krankheit heilen kann.

Von der Rähkrankheit der Pferde hat der Herr von Sind ein eigenes kleines Werk geschrieben, das meiner Empfehlnng nicht bedarf: Vollständige Abhandlung von der Rähkrankheit der Pferde, Frankf. und Leipzig, 1768. 8.

Der sogenannte nach medicinischen Lehrsätzen sicher und gewiß curirende Pferdearzt hätte eben nicht nöthig gehabt sich über den ehrlichen Valentin Trichter und dessen Urtheil von der Rähe so lustig zu machen; er selbst spricht ganz erbärmlich Zeug davon.



Vierter

Vierter Abschnitt.

Von einigen Krankheiten, welche aus einem allgemeinen Verderben der Säfte zu entstehen scheinen.

Die Druse.

Die Druse (la gourme) ist eine zumahl in den kältern Gegenden sehr bekannte Krankheit, welche die Pferde meistens vor ihrem fünften oder sechsten Jahre befällt, die sich aber öfters durch mancherley ganz von einander unterschiedene Zufälle zu erkennen giebt.

Vor der Druse geht eine gewisse Trägheit und Traurigkeit und ein Mangel an Lust zu Speise und Trank her. Das Pferd bekömmt ein Fieber, traurige Augen, legt sich des Nachts wenig oder gar nicht und fängt nun an öfters nicht hohl, sondern voll und heiserricht zu husten ohne dabey auszuwerfen, bis endlich auch der Ausfluß einer anfänglich weissen und nachher gelblichen und zähern Materie aus der Nase oder auch aus dem Maule hinzu kömmt. Man sagt dann, das Pferd werfe die Druse ab (il jette). Gemeiniglich entstehen zwischen den Kanaschen eine

eine oder mehrere verhärtete Beulen, die sich entweder nachher wieder zertheilen oder in Eyter übergehen. Bisweilen brechen dergleichen Knoten auch anderwärts hervor, oder die Krankheit setzt sich doch ohne solche Beulen hier oder da zu erzeugen auf diesen oder ienen Theil des Körpers und beschädigt ihn. Bisweilen geht die Krankheit ausserordentlich leicht vorüber, weil die Drusenmaterie, die in dem Geblüte steckt und wie eben gesagt worden, mancherley Wege aus dem Körper sucht, ohne Beschwerde in Menge durch den Harn als ein dicker Schleim abgeht.

Nach dem dritten Tage muß sich bey der gutartigen Druse das Fieberhafte, nach dem neunten aber auch der Ausfluß aus der Nase verlieren.

Die hervorbringende Ursache der Druse scheint eine gewisse Unreinigkeit in dem Geblüte zu seyn, deren sich die Natur durch diese oder iene Bewegung zu entledigen sucht. Es ist eine fast allgemeine Bemerkung, daß die Pferde, die vorher auf der Weide gewesen und nun wieder auf die Ställe kommen, die Druse abwerfen. Ich muß die Meynung des Herrn von Sind für höchst wahrscheinlich halten, daß die Druse durch diese Veränderung des Futters hervorgebracht werde.

Ein

Ein Pferd, daß eine Zeitlang grünes Futter gefressen und nun wieder trocknes bekömmt, wird bald darauf von der Druse befallen; viele Pferde, die ein grünes Futter bekommen haben, sind auch nach des Herrn von Sind Bemerkung ganz von der Druse befreyet geblieben: und die Pferde, welche bald grünes bald trocknes Futter fressen, wenn dieses Futter zumahl nicht viel taugt, sind meistens noch glücklich, wenn sie mit einer blossen Druse davon kommen, ohne von noch schlimmern Krankheiten, dem Rotze und dem Wurme, befallen zu werden, die sich von der Druse nur durch die grössere Bösartigkeit zu unterscheiden scheinen.

Die Druse entsteht auch bisweilen ohne daß ein Pferd grünes Futter gefressen hat, wenn es verdorbenes, feuchtes oder auf sumpfichtem Boden gewachsenes Heu bekömmt.

Man muß sorgfältig dahin bemühet seyn, daß das, was die Druse hervorbringt, sobald wie möglich aus dem Körper fortgeschaft werden, und zwar durch die Wege, welche die Natur selbst dazu anzuweisen scheint. Purgirmittel, Aderlässe, kühlende Arzneyen schaden sehr, denn sie treiben gleichsam die Druse zurück und machen, daß die Materie, woraus die Krankheit entstanden ist, auf andere

viel-

leicht edlere Theile fällt und daß die Druse sehr bösartig wird. Ueberhaupt sind gar keine Arzneyen nothwendig, wenn die Druse gutartig und gelinde ist.

Die kalte Luft und kaltes Wasser zum Trinken würden ebenfalls die Druse zurücktreiben, und man muß daher, sobald sich die Krankheit äussert, das Pferd dafür bewahren. Es muß iu einem warmen Stalle bleiben und allenfalls mit einer Decke versehen werden. Ist aber die Witterung gut und die Druse gelinde, so kann es schon etwas dabey arbeiten, nur darf es sich nicht hernach erkälten. Daß Wasser muß nicht ganz kalt seyn, man kann etwas Gerstenmehl und Honig darunter mischen. Heu und Haber entzieht man ihm gänzlich und giebt dafür Kleye mit etwas Gerstenmehl vermischt und mit Wasser angefeuchtet. Das grüne Futter, zu welchem einige bey der Druse rathen, ist viel mehr abzurathen. Die Säfte werden nur noch mehr dadurch verschleimt, und obgleich die drusichten Pferde gemeiniglich auf der Weide aufhören auszuwerfen, so ist doch die Krankheit dadurch noch nicht geheilt, sondern die Materie bleibt nur länger im Körper und die Druse kömmt hernach desto stärker wieder und wird bösartiger. Ueberhaupt ist vielleicht die Veränderung des trocknen

Futters

Futters in grünes nicht so vortheilhaft für das Pferd, wie sich viele einbilden, die eine solche Veränderung des Futters als eine Art von Frühlingscur für die Pferde anrathen.

Die Arzneyen, die man bey der Druse giebt, müssen die Ausdünstung und die Ausführung der Materie, wodurch die Krankheit hervorgebracht worden, befördern. Der Herr von Sind verordnet eine Drusenlattwerge, die aus lauter solchen Mitteln besteht, allein sie ist sehr zusammengesetzt; die Vorschrift N. 29. besitzt wohl eben die Kräfte. Es wird davon Morgens und Abends soviel, als eine grosse Wallnuß ausmacht, dem drusichten Pferde auf die Zunge gestrichen. Bey dieser Lattwerge braucht man weiter keine andern Arzneyen, um den Lungen besonders zu Hülfe zu kommen, wenn sie etwa stark befallen seyn sollten. Auch das etwa vorhandene Fieber muß man nicht durch Aderlässe oder Salpeter u. d. gl. heben wollen, denn man würde die Druse dadurch zurücktreiben.

Aeusserlich braucht man auf die Beulen und Knoten, die sich meistentheils bey der Druse zwischen den Kanaschen befinden, nichts zu legen, ausser wenn sie immer zunehmen und sich zur Verenterug anlassen sollten. Alsdann kann man sie mit Semmelkrumen in

Milch geweicht erweichen und hernach der Länge nach öffnen. Alsdann verfährt man übrigens eben so damit wie mit einer andern Eyterbeule.

Die falsche Druse.

So nenn ich mit dem Herrn von Sind und dem Herrn de Garsault eine iede bösartigere Druse, bey der das Geblüt in ein grösseres Verderben überzugehen scheint. Die falsche Druse kann aus der ordentlichen entstehen, wenn diese unschicklich geheilt wird, oder wenn ein Pferd in seiner Jugend die Druse nicht ordentlich ausgeworfen hat. Denn wenn das gewöhnliche Alter, in welchem die Pferde die Druse abwerfen, vorbey ist, so hält es hernach desto schwerer damit und sie bekommen hernach meistens die falsche Druse. Wenn die Druse länger als drey bis vier Wochen anhält, so hat sie sich meistens schon so verschlimmert, daß man ihr ohne Bedenken den Nahmen der falschen Druse beylegen kann.

Die Lungen sind gewöhnlicher Weise bey der falschen Druse vorzüglich befallen. Das Pferd holt mit Beschwerde Othem und hustet ziemlich stark, zumahl wenn es eben kalt getrunken hat. Dabey ist es sehr kraftlos, der

der Puls ungleich und schwach, die Haare werden rauh und verfärben sich, die Augen werden traurig, der Mist klebricht und glänzend und der Harn dick und schleimicht. Aus der Nase fließt eine dicke Materie und die Knoten zwischen den Kanaschen nehmen zu und setzen sich gleichsam an dem Knochen der Kinnlade fest. So geht die falsche Druse meistens in den würklichen Roß über, bisweilen aber tritt ein starkes Fieber hinzu, die Haut wird fest auf dem Leibe, der Othem stinkt faul und das Pferd stirbt ohne den Roß würklich zu bekommen.

Die Ursachen der falschen Druse sind unschickliche Wartung und schädliche Arznenen die ben der ordentlichen Druse gebraucht worden, insbesondere Erkältung; so wie auch verdorbenes Futter.

Man bleibt ben der falschen Druse ben dem Gebrauche eben der Lattwerge N. 29. die gegen die ordentliche Druse verordnet ist; weil aber die Lungen gemeiniglich daben stärker leiden, so kann man zu der N. 29. angegebenen Menge den ausgepreßten Saft von achtzehn Zwiebeln hinzusetzen, um den Lungen etwas zu Hülfe zu kommen.

Der Roz der Pferde.

Der Roz oder die Steindruse (la morve) ist eine von den schlimmsten und fürchterlichsten Krankheiteu, die nur die Pferde de befallen können. Die Kennzeichen desselben sind fast eben dieselben, wie bey der falschen Druse, und in in der That ist auch der Roß eine sehr verschlimmerte Druse.

Ein rozziges Pferd wirft stark und mehrere Wochen ia Monathe hintereinander durch die Nase aus, und zwar meistens nur durch ein Nasenloch. Die ausfliessende leimichte Materie, die von einer weissen, gelblichen, grünlichen oder röthlichen Farbe ist, riecht meistens übel. Ob sie im Wasser untersinkt oder schwimmt, das entscheidet nichts. Meistentheils kann man von aussen krebsartige Geschwüre in dem Innern der Nase entdecken, insbesondere an der Scheidewand. Die Knoten an den Kanaschen verhärten und vergrössern sich immer mehr und mehr und hangen an den Kinnladen fest. Der Puls ist schwach und zumahl gegen das Ende der Krankheit, wenn das Pferd dem Tode nahe ist, aussezend; der ganze Körper ist kraftlos, die Haut liegt fest auf dem Leibe, die Haare sind verfärbt und in die Höhe geborsten. Bisweilen tritt auch der Wurm zu dieser Krankheit.

Weil

Weil betrügerische Roßtäuscher den Rotz bey einem Pferde auf einige Wochen zu stopfen wissen sollen, so muß man sich deshalb bey dem Pferdehandel wohl vorsehen.

Es geschieht auch bisweilen, daß bey dem Rotze äusserlich am Körper ausser dem Ausflusse aus der Nase und den verhärteten Drüsen unter dem Halse sonst lange Zeit durch gar kein Zeichen einer Krankheit äusserlich an dem Pferde zu bemerken ist und daß es gänzlich gesund scheint. Ueberhaupt ist der Rotz eine sehr schwer zu erkennende Krankheit.

Es ist eine ganz gewöhnliche Meynung, daß der Rotz eine stark ansteckende Krankheit sey, und sich völlig gesunden Pferden selbst durch Futter oder Wasser, wovon ein rotziges genossen, oder durch Sattel und Zeug oder die Striegel, welche bey einem rotzigen Pferde gebraucht worden, oder auch nur durch den Stall, worin ein daran krankes Pferd gestanden hat, mittheile. In den meisten Ländern ist es daher bey schwerer Strafe verboten, rotzige Pferde zu behalten; und auch in unsern kurhannöverischen Landen sind deswegen vorsichtige Veranstaltungen getroffen worden (*).

Was

(*) Verordnung ben Pferderotz und und die

Was die ältern Schriftsteller in der Pferdearzneykunst von dem Wesentlichen des Rotzes sagen, das ist nicht der Mühe werth, daß man es anführt, so wenig als der vorgebliche Unterschied unter Steinrotz, Hirnrotz und Rützigkeit. Unter den neuern Pferdeärzten hat vornehmlich ein Roßarzt zu Paris und bey dem kleinen königlichen Stalle, Namens Lafosse, mit seiner Theorie die er von dem Rotze gegeben hat und einer dagegen versuchten Heilungsart, Aufsehen gemacht. Seine Schrift darüber kam 1749. zu Paris heraus, und Herr Schreber hat sie ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen zu Halle 1752. in gr. 8. herausgegeben. Die Meynung des Herrn Lafosse geht darauf hinaus, daß der wahre Sitz des Rotzes die Schleimhaut der Nase (membrana pituitaria) sey, und daß die Krankheit selbst in einem schlimmen Geschwüre dieser Haut bestehe, bey welchem auch die Nasenknochen mehr oder weniger angegriffen wären. Hierauf gründet er auch seine Heilungsart: er bohrt die Nase

Steindrösse betreffend, vom 23. Mai 1736. Landsordn. III. Band cap. IIII. 928. S. Ausschreiben der Königl. Regierung de eadem materia vom 18. Aug. 1736. ebendas. 936. S. Ausschreiben wegen Pferdekrankheiten vom 30. Jun. 1739. Landsordn. Supplem. 21. S. Neue Verordn. wegen eben dieser Materie, vom 29. Jun. 1751.

Nase von aussen mit dem Trepane auf, wie ich S. 47. gegen das Nasengewächs gerathen habe und gebraucht dann Einsprützungen durch diese Oeffnung um das Geschwür zu reinigen.

Allein gegen diese Theorie ist einzuwenden

1) Daß zwar die Schleimhaut der Nase und die benachbarten Knorpel und Knochen bey dem Rotze angegriffen und mit Geschwüren besetzt seyn können, und es auch meistentheils würklich sind, daß aber daraus noch lange nicht folge, daß diese Haut der wahre Sitz des Rotzes sey und das Wesen der Krankheit in diesen Geschwüre bestehe.

2) Daß der Rotz würklich vorhanden seyn könne, ohne daß sich dergleichen Geschwüre in der Schleimhaut finden, dahingegen öfters bald dieses bald ienes Eingeweide bey den an dem Rotze gestorbenen oder abgestochenen Pferden angegriffen erscheint.

3) Daß Lafossenie ein vom Rotze behaftetes Pferd durch seine Einsprützungen habe heilen können, so wie hingegen der Herr von Sind durch innerliche Arzneyen,

 die

die auf die ganze Masse des Geblütes würken, verschiedene rotzige Pferde geheilt hat; welches durch gerichtliche Zeugnisse hinlänglich erwiesen worden.

Ich muß daher nothwendig der Meynung des Herrn von Sind und anderer grosser Pferdeärzte beypflichten, daß der Rotz eine Krankheit sey, die den ganzen Körper des Pferdes angeht und nicht in der Schleimhaut der Nase allein ihren Sitz hat; daß er in einem allgemeinen Verderben des Geblütes und der Säfte bestehe, wovon sich die Würkung bald auf diesem bald auf ienem Eingeweide oder anderm Theile des Körpers, gemeiniglich aber auf der Schleimhaut der Nase zeigt.

Und hierauf muß also auch bey der Wahl der Heilungsmittel für diese schlimme Krankheit gesehen werden die schwer zu heben ist, und die dann, wenn die Eingeweide des Pferdes selbst angegriffen sind, für gänzlich unheilbar gehalten werden muß.

Ein sonderbares Mittel zu beurtheilen, ob der Rotz heilbar oder unheilbar sey, das auch durch die Erfahrung bekräftiget seyn soll, hat Herr Schreber in seinem ersten Anhange zur Abhandlung des Lafosse bekannt

kannt gemacht. Man läßt dem Pferde an der Ruthe des Schweifes ein Paar gute Löffel voll Blut ab; wenn dieses Blut noch von der natürlichen Beschaffenheit ist, so ist der Rotz heilbar, ist es aber mit einem zähen Schleime vermischt, so ist die Krankheit schon unheilbar geworden.

Der Herr von Sind hat eine Lattwerge gegen den Rotz erfunden, deren Zusammensetzung er nicht bekannt gemacht hat, die man aber bey ihm selbst und an mehrern Orten zubereitet erhalten kann. Er giebt sie selbst nicht für mehr als für ein Präservativmittel gegen diese Krankheit aus, aber sie heilt auch selbst den schon gegenwärtigen Rotz, wenn er noch nicht zu sehr Ueberhand genommen hat.

Ueber die Würksamkeit der Sindischen Rotzlattwerge gesunde Pferde gegen das Anstecken von dieser Krankhet zu bewahren sind ausserordentlich merkwürdige und überzeugende Proben mit aller nur zu wünschenden Behutsamkeit angestellt, und der glückliche Ausgang derselben durch gerichtliche Aussagen und feyerliche Protocolle belegt worden. Neunzehn Pferde wurden ein Mahl dazu ausgesetzt, wovon sechszehn die Lattwerge in der

gehörigen Menge, das siebenzehnte nur ein wenig davon, die beyden leztern aber gar nicht bekamen. Mitten unter diese Pferde stellte man rozige Pferde, die von dieser Krankheit sehr stark befallen waren, so daß sie auch bald darauf starben. Man ließ überdem alle aus einerley Geschirren fressen und trinken; ia es wurde der Roz den Probepferden selbst zu fressen gegeben. Der Ausschlag der Sache war der, daß die beyden Pferde, welche nichts von der Lattwerge bekommen hatten, den Roz bekamen und daran starben; daß das eine, welches nur ein wenig von der Arzney genommen, einen kleinen Geschwulst an den Kinnbacken bekam, und daß kein einziges von denen, welchen man die Lattwerge ordentlich eingegeben, von dem Roze angesteckt wurde. Ich führe unter den vielen Proben, die mit der Lattwerge angestellt worden, hier der Kürze wegen nur diese einzige an.

Wenn man einem Pferden diese Lattwerge gebrauchen will, um es gegen das Anstecken vom Roze zu sichern, so giebt man ihm drey bis vier Tage hintereinander alle Morgen nüchtern so viel als eine Wallnuß beträgt ein, und dann versichert der Herr von Sind, daß das Pferd schon eine Zeitlang ohne angesteckt zu werden unter rozigen Pferden stehen könne.

Will

Will man die Lattwerge zur Heilung des schon würklich vorhandenen Rotzes gebrauchen — ich erinnere aber noch ein Mahl, daß man nicht erwarten müsse, daß der Rotz iederzeit und ganz unfehlbar dadurch geheilt werde — so giebt man dem Pferde die Arzney täglich drey Mahl, Morgens, Mittags und Abends in eben der Menge bis zur völligen Heilung. Dabey giebt man zum Futter Weitzenkleye mit Gerstenmehle und nur wenig Haber vermischt und mit Wasser angefeuchtet, aber ia nichts grünes; zum Tranke laues Wasser mit etwas Gerstenmehle und Honig. Wenn die Lattwerge zu würken anfängt, so fließt durch den Harn eine grosse Menge von einem zähen Schleime ab, der Rotz aus der Nase fließt zwar stärker, allein er wird immer dünner und vermindert sich auch nachher in der Menge; die Knoten an den Kanaschen werden weicher und verschwinden nach und nach.

Da der Herr von Sind die Bestandtheile seiner Lattwerge nicht hat bekannt machen wollen, so ist kein anderer Rath, wenn man Gebrauch davon machen will, als daß man sie da kauft, wo man sie ächt haben kann. Gesetzt man könnte sie nicht haben, so wäre mein Rath, unter die Lattwerge N. 29. vier Loth Goldschwefel vom Spießglase (sulphur

phur antimonii auratum) wohl unterzumischen und dieses dann eben so zu gebrauchen.

Ich kann unmöglich bey dieser Gelegenheit des Herrn Bourgelat Verfahren gegen den Herrn von Sind so ganz mit Stillschweigen übergehen. Er schreibt gegen den Herrn von Sind und seine Arzney, ohne sie zu kennen, und das in Ausdrücken, deren sich kein Gesitteter gegen einen Mann von Ansehen und Stande bedient; er will sich nun ein für alle Mahl nicht überzeugen lassen, und es ist ihm also nicht zu helfen.

Auch Herr Robertson könnte wohl etwas bescheidner von einem Mittel und einem Manne sprechen, die er nicht kennt. Er weiß nicht ein Mahl des Herrn von Sind Namen zu schreiben. Robertson schneidet bey dem Rotze die verhärteten Drüsen zwischen den Kanaschen aus, er verordnet übrigens blutreinigende Arzneyen und Einsprützungen in die Nase; allein ich muß gestehen, daß ich mir von seiner Operation so wenig als von seinen übrigen Arzneyen verspreche.

Der Herr Stallmeister Elderhorst zu Zelle erzählt in seiner vortrefflichen Abhandlung über die Druse und der Rotz der Pferde

de (Nachrichten der königl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle I. Band. 605. S. II. Band 121. S.) vielversprechende Versuche über den Gebrauch des versüßten Quecksilbers gegen den Roz. Das Verfahren bey dem Gebrauche desselben ist folgendes. Nach einer vorgängigen sparsamen Futterung giebt man die Pille N. 30. ein. So lange das Pferd darnach laxirt, hält man es warm, und giebt ihm nur ein dünnes Kleyenfutter. Alle zehn, zwölf oder vierzehn Tage wird der Gebrauch dieses Purgirmittels widerholt; die Zwischenzeit aber bedient man sich der beyden Mittel N. 31. und N. 32., die man die Tage aussezt da das Pferd die Pille N. 30. bekömmt. Die Lattwerge N. 31. wird alle Morgen in der Grösse eines Hünereyes auf die Zunge gestrichen, und dabey Morgens und Abends ein Quartier von dem Trank N. 32. gegeben. Dabey muß das Pferd ordentliches nahrhaftes Futter und mässige Bewegung haben.

Es wird in der eben angeführten vortrefflichen Abhandlung versichert, daß nach dem vier bis sechs Wochen langen Gebrauche dieser Mittel öfters eine merkliche Besserung erfolge, und dann wird es erlaubt, oder vielmehr angerathen, grün zu futtern.

Herr

Herr Sander in Hannover hat die Belladonna mit gutem Anscheine von Hülfe gegen den Roß gebraucht. Man sehe das 45. Stück des Hann. Magaz. 1770.

Aber wie, wenn der Roß der Pferde gar nicht ansteckend wäre? Robertson behauptet es öffentlich in seiner Pferdearzneykunst; Herr Kersting glaubt es auch, und ein Mann, dessen Urtheil vorzüglich viel bey mir gilt, der Herr Prof. Camper zu Groningen versichert es (*) und beruft sich auf Erfahrungen, die er darüber angestellt hat. Ich habe nähere mündliche Nachrichten von diesem berühmten Gelehrten über seine Versuche; und ich muß gestehen, daß ich nun selbst nicht weiß, was ich glauben soll. Auf der einen Seite die Meynung beynahe der ganzen Welt und einiger der grösten Pferdeärzte, z. Ex. des Herrn von Sind, dazu noch Erfahrungen; und auf der andern Seite wieder Erfahrungen und so merkwürdige, so viele Erfahrungen und das Ansehen anderer grosser Männer — — ich kann und mag nichts entscheiden. Nur das einzige setz ich noch hinzu, daß der Roß gewißlich nicht so stark ansteckend seyn kann, wie man gemeiniglich glaubt. Der

(*) De nieuwe wyze van Landbouwen, door PETRVS CAMPER, Tweede Stuk, te Amsteldam, 1763. p. 241.

Der Wurm der Pferde.

Bey den Franzosen le farcin; eine Krankheit die mit dem Rotze in Ansehung der Ursachen fast ganz übereinzukommen scheint. Oefters ist der Wurm mit dem Rotze zugleich vorhanden, oder der Rotz kömmt bald hinterher: innerlich sind die Eingeweide bey den mit dem Wurme behafteten Pferden fast gänzlich eben so beschaffen, wie man sie bey den rotzigen findet.

Auf der Haut derer Pferde, die diese böse Krankheit haben, finden sich an verschiedenen Stellen braunrothe Beulen wie eine halbe Haselnuß groß, die nach einiger Zeit aufbrechen und ein röthliches, zähes, scharfes und stinkendes Wasser fliessen lassen. Dabey ist das Thier mager, matt und traurig. Die Glieder sind hin und wieder von den Beulen dergestalt geschwollen, daß die Bewegung darunter leidet; der Appetit ist geschwächt. Uebrigens ist der Wurm auch ein ansteckende Krankheit.

Vorzüglich schlimm ist es, wenn der Wurm zugleich mit dem Rotze vergesellschaftet ist. Wenn aber die Beulen der Haut, nachdem sie aufgebrochen sind, inwendig das natürliche Ansehen vom Fleische haben, und wenn

das

das herausfliessende Wasser mehr eine weisse oder gelbliche Materie ist, auch nicht zu übel riecht, so kann man mehr Hoffnung zur Heilung des Wurms fassen, der übrigens eigentlich nur Eine, nicht mehrere Arten von Krankheiten ist, ungeachtet man in verschiedenen Roßarneybüchern mancherley Eintheilungen und Benennungen dafür antrift.

Wenn man den Wurm gründlich heilen will, so muß man eben die Mittel dagegen gebrauchen, die gegen den Rotz dienlich sind, und man muß sie auch auf eben die Weise gebrauchen. Äusserlich lege man ia keinen Arsenik auf; will man äusserlich was auflegen, so kann man sich der Salbe N. 7. oder der ägyptischen Salbe bedienen. Das Brennen des Wurmes ist ebenfalls abzurathen.

Der Grind oder die Räude.

Der Grind, die Krätze oder die Räude (la dartre, la gale) ist eine weniger bösartige Krankheit der Haut als der Wurm, die sich in Blattern und Knöpfen auf der Oberfläche des Körpers zeigt und alle Arten von Vieh befallen kann. Sie ist ebenfalls ansteckend und das davon befallene Vieh muß also bey Zeiten von dem übrigen abgesondert werden.

Bey

Bey dem Pferde heißt der Grind auch die Schabe. Nachdem dieser Grind mehr oder weniger trocken ist, heißt er der mehlartige oder der fliessende Grind. Bey dem trocknen oder mehlartigen Grinde ist die Haut fast ganz trocken, aber sie löst sich gleichsam in kleine Schuppen oder in ein Pulver auf; bey dem fliessenden ist sie mit kleinen Blattern oder Geschwüren besetzt, aus denen ein scharfes fressendes Wasser hervordringt: bisweilen fressen auch diese Geschwüre tiefer in die Haut und das darunter liegende Fleisch. Unreinlichkeit und schlechtes Futter veranlassen diese Krankheit.

Wenn der Grind bey einem Pferde nicht in einem zu hohen Grade vorhanden ist, so ist es genug, die Haut nur mit der Salbe N. 11. fleissig zu schmieren. Bey einem bösartigen kann man acht oder vierzehn Tage lang die Lattwerge N. 11. täglich zwey Mahl zur Grösse einer Wallnuß eingeben, und allenfalls unter die Salbe N. 6. sechs Loth rothen Präcipitat mischen.

Bey dem Rindviehe ist die Räude ebenfalls entweder trocken oder fliessend. Die erstere nennt man auch Zitter oder Geflecht. Man kann entweder die Salbe N. 6. zum Schmieren dagegen gebrauchen, oder auch

den Leib des räudigen Viehes täglich ein Paar Mahl mit Lauge abwaschen worin schwarze Seife aufgelöst worden, oder auch nur mit Harne. Innerlich giebt man einen um den andern Tag den Purgirtrank N. 23. Wenn die Thiere vollblütig sind, so kann eine Aderlaß den Anfang der Heilung machen.

Gegen die Räude der Schaafe gebrauchen die Schäfer meistens Tobackssalben. Im II. Bande der Nachrichten der Königl. Großbritann. Landwirthschaftsgesellschaft findet sich S. 1. ein eingeschickter Vorschlag eines Mittel gegen den Grind der Schaafe, wovon diese ansehnliche Gesellschaft wünscht, daß er durch Erfahrung näher geprüft werde. Folgendes ist ein Auszug aus der Nachricht.

Man giebt den räudigen Schaafen in acht Tagen drey Mahl Salz zu lecken: iedes Mahl wird auf hundert Schaafe ein halber Himte Salz gegeben, und zwar in langen Trögen oder Rinnen aus Brettern, oder auch nur auf einer reinen Leimdiele. Das erste Mahl wird etwas Haber oder geschrotenes Malz darunter gegeben, damit die Schaafe das Salz fressen lernen.

Alsdann wird zur Cur selbst den Schaafen drey Abende hinter einander eine Metze Salz und ein Pfund fein gepulverter grauer Schwefel wohl vermischt zu lecken gegeben. Aeusserlich gebraucht man acht Tage lang täglich zwey Mahl das Heilungswasser N. 33.

Gebraucht man iährlich bey einer grossen Heerde einige Himten Salz und ein Paar Pfund grauen Schwefel auf vorbeschriebene Art, so soll sich niemahls ein räudiges Schaaf darunter finden. Die Schaafe sollen auch nie naß und durchgeregnet in einen engen Stall getrieben werden: müssen sie ia naß eingetrieben werden, so soll man sie räumlich stallen, ihnen eine oben durchstreichende frische Luft verschaffen und folgenden Morgens gedörrte und gepulverte Hollunderbeeren oder grauen Schwefel mit Salz zu lecken geben. Trächtigen Schaafen aber muß man nicht anders als im Nothfalle Salz und grauen Schwefel geben, weil sie leicht darnach verwerfen.

Auf der 7. S. wird ein mit diesem Mittel gemachter Versuch erzählt. Man brauchte es bey etwa sechshundert Schaafen, und nach und nach starben über zwey hundert Stück davon. Der Durchlauf dauerte bey den meisten bis an das Ende des Lebens und die

kranken Schaafe wurden äusserst dadurch abgemattet. Einige frassen, andere nicht. Einige starben bald, andere nach mehrern Wochen. Von den trächtigen Schaafen, denen man nichts brauchte, starb keines.

Daß ein Schwein die Finnen habe, ein Zufall, der auch aus einer Unreinigkeit der Säfte zu entstehen scheint und dem die Schweine vorzüglich ausgesetzt seyn sollen wenn man ihnen Fleisch zu fressen giebt; erkennt man daran, daß sich unter Zunge weisse Blattern einfinden und daß die Stimme des Schweines heiserig wird (Nachr. der königl. Großbritann. Landwirthschaftsgesellsch. I. Band 283. S.). Das bewährteste Mittel dagegen soll seyn, daß man solchen Schweinen drey bis vier Tage lang des Morgens wenn sie hungrig sind auf ein Wenig Schroot soviel Senfkörner giebt, als man mit drey Fingern fassen kann.

Ungeziefer und Läuse, die sich in den Haaren der kränklichen und schwächlichen Thiere am leichtesten und häufigsten ansammlen, können am geschwindesten vertrieben und getödtet werden, wenn man das davon behaftete Vieh bisweilen mit der Salbe N. 10. schmiert, oder ihm nur einen Strick um den Hals bindet, der mit dieser Salbe beschmiert

worden

worden. Man gebraucht auch wohl ein Waschwasser dagegen, aus Toback im Wasser abgekocht.



Fünfter Abschnitt.

Von den Verletzungen der Empfindungen und der Bewegungswerkzeuge des Körpers.

Die Krankheiten, von welchen in gegenwärtigem Abschnitte gehandelt werden wird, gehören unter die allerschwerésten und erfordern eine sehr genaue Aufmerksamkeit des Arztes: und öfters sind auch die allerbesten und würksamsten Mittel bey ihnen umsonst angewandt. Gewöhnlicher Weise haben sie ihren Sitz in den Nerven und dem Gehirne, und eines Theils sind wir von der innern Einrichtung dieser Werkzeuge noch zu wenig unterrichtet, andern Theils aber vermögen unsere Arzneyen nicht viel darin auszurichten; so daß wir uns nicht zu wundern haben, wenn uns hier in den allermehresten Fällen unsere Einsichten verlassen und die Arzneymittel umsonst gegeben werden.

Indessen würde man sehr irren, wenn man sich überreden lassen wollte, als wenn die eigentliche Ursache dieser Krankheiten iederzeit in den Nerven und dem Gehirne zu suchen wäre. Eine zu große Schärfe in den Säften, Verstopfungen in andern Theilen des Körpers, insbesondere in den Eingeweiden des Hinterleibes, Würmer, welche an den empfindlichen Häuten der Gedärme nagen, können bisweilen in weitentlegenen Theilen des Körpers ansehnliche und schädliche Veränderungen die Werkzeuge der Empfindung und Bewegung betreffend verursachen, wovon in diesem Abschnitte verschiedene Beyspiele vorkommen werden. Alsdann muß der Arzt hierauf auch vornehmlich seine Aufmerksamkeit richten und den verborgenen Feind in seinem Lager aufsuchen und angreifen.

Der Koller.

Unter dem Koller versteht man eine gewisse Verletzung der Sinne bey dem Thiere, die sich bald auf diese, bald auf iene Art äussert. Man theilt ihn gemeiniglich in den stillen und in den würhenden Koller ein.

Bey dem stillen Koller sind die Thiere ganz dumm und unempfindlich. Wenn sie eben davon befallen sind, so stehen sie wo und wie

wie man sie hinstellt. Man kann einem kollerischen Pferde die Füsse kreutzweise übereinander stellen ohne daß es sie wieder in die ordentliche Lage bringt; und da ein Pferd sonst nicht leidet, daß man ihm die Ohren inwendig viel berührt, so kann man einem kollerischen Pferde hingegen den Finger ganz tief ins Ohr stecken, ohne daß es sich darum bekümmert. Es nimt sein Futter nicht begierig zu sich, sondern es faßt bisweilen ein Maul voll davon, hält es ohne es zu zerkäuen eine Zeitlang im Maule, und läßt es darauf wieder heraus fallen; oder es zerkäuet und verschlinget es ganz langsam. Ein kollerisches Thier befindet sich immer in einer gewissen Schwermüthigkeit und Furchtsamkeit, es läßt bisweilen den Kopf hangen, es verdrehet die Augen oder sieht starr auf einen Fleck, es ist zur Arbeit träge und ungeschickt, achtet weder die Aufmunterungen der Zunge noch die Strafen; im Gehen hebt es die Füsse so hoch, als wenn es immer befürchtete anzustossen, bisweilen macht es Sätze oder geht in die Queer; es legt sich nicht nieder, als wenn es äusserst müde ist.

Bey dem rasenden Koller, der öfters mit ienem vergesellschaftet ist, wüthet das Thier bisweilen auf eine entsetzliche Weise. Es reißt die Ketten oder Stricke, womit es an-

gebunden ist, entzwey, läuft mit dem Kopfe gegen die Wände oder andere harte Körper, es klettert an den Wänden in die Höhe, es schnaubt und nimt mehrere dergleichen gewaltsame Bewegungen vor. Wenn der Anfall vorbey ist, so wird das Thier wieder stille, es ist aber sehr matt und uuempfindlich und bricht in einen starken Schweiß aus. Oefters erleidet das Thier nur im Stalle den stillen Koller, wenn es aber zur Arbeit gebraucht oder warm wird, so bricht der rasende Koller aus. Der sogenannte **Sonnenkoller** scheint keine besondere Art auszumachen.

Wenn der Koller seine größte Höhe erreicht hat, so kömmt ein Fieber hinzu, das Thier zehrt ab, bekömmt öfters Convulsionen und stirbt endlich in einem solchen Anfalle.

Die Ursachen des Kollers können sehr mannigfaltig seyn, und sind dabey öfters ungemein schwer zu ergründen. Oft kann der Fehler im Gehirne selbst und in den Nerven stecken; so fand der Herr Stallmeister **Ayrer** zu Göttingen in dem Gehirne eines kollerischen Ochsen eine Wasserblase, welche vermuthlich die Ursache des Kollers war. Oefters findet man auch das Gehirn bey kollerischen Thieren nach dem Tode entzündet und die kleinen Gefässe von Blute angetrieben,

oder

oder andere Verletzungen in diesem edlen Theile. Eben so oft aber kann auch eine Schärfe der Säfte, eine Verstopfung in verschiedenen Eingeweiden, in der Leber, der Milz und andern in dieser Gegend des Hinterleibes gelegen Theilen, in welchen das Geblüt leicht stockt, den Koller bewürken; so wie nicht selten ein Fehler in diesen Theilen bey den Menschen die Schwermuth und Tollheit verursacht. Endlich kann auch eine grosse Schwäche im ganzen Körper die Ursache des Kollers, zumahl der dummen oder stillen Art seyn. In einem ieden besondern Falle aber auszumachen, was die Ursache des Kollers bey einem gewissen Stücke Vieh sey, das ist äusserst schwer und öfters ganz unmöglich.

Bey einigen Thieren scheint der Körper eine natürliche Anlage zum Koller zu haben und das Uebel ihnen angeerbt zu seyn. Sonst kann eine übertriebene Arbeit, die die Thiere zu stark angreift, zumahl bey heissem Wetter, zu viel Ruhe, zu häufige Begattungen, schlechtes Futter, und alles, was den Körper ausserordentlich schwächt, den Koller veranlassen.

Der Koller gehört unter dieienigen Krankheiten, welche dem Arzte ungemein viel zu schaffen machen der sie zu heilen unternimt.

Wenn dieses Uebel schon zu einiger Stärke angewachsen ist, so ist vielleicht alles, was man dagegen versucht, umsonst; zumahl da man selten weiß, ob die Krankheit in dem Gehirne und den Nerven, oder in dem Hinterleibe ihren Sitz habe.

Die Mittel, die man in einer leichtern Gattung von Koller noch mit einiger Hoffnung eines guten Erfolges etwa versuchen kann, müssen von der Art seyn, daß sie in beyden Fällen, der Koller mag seinen Sitz im Kopfe oder im Hinterleibe haben, das Uebel bestreiten. Reichliche Aderlässe, um die Menge des zum Kopfe fliessenden Geblütes zu vermindern, oder auch die Verstopfungen in den Eingeweiden zu heben, müssen den Anfang der Heilung machen. Die sogenannte Licht- oder Kollerader zu öffnen, kann hier wohl von keinem besondern Nutzen seyn; man wird aus der Lungader, von welcher iene nur ein kleiner Zweig ist, weit bequemer die nöthige Menge Blut ablaufen lassen können. Dabey können kühlende, das zu heftig bewegte Geblüt beruhigende und eröffnende Arzneyen mit Nutzen verordnet werden. Man kann z. Ex. den Trank N. 34. wohl umgerüttelt in zwo Hälften getheilt täglich zwey Mahl eingeben; oder von der Lattwerge N. 35. täglich zwey bis drey Mahl einer starken Wall-

nuß

nuß groß. Dabey werden nicht zu selten gegebene öffnende und gelinde abführende Klystiere nicht unrecht angebracht seyn.

In Ansehung der Nahrungsmittel muß man dem Viehe Haber und Heu nur höchst sparsam, und dagegen im Sommer zerschnittene frische Salatblätter, Cichorienwurzeln nebst dem Kraute, Pfaffenröhrchen oder Butterblumen (Taraxacum), Sauerampfer u. d. gl. Kräuter mehr mit Kleye vermischt zum Futter vorgeben.

Mit einem heissen Eisen ein Loch durch die Haut des Kopfes bis auf die Hirnschaale zu brennen, wie einige gegen den Koller anrathen, das ist vielleicht nur in den allerwenigsten Fällen von Nutzen; besser sind gewiß die Haarseile am Halse.

Wenn man verspürt, daß sich das Thier nach diesen Mitteln etwas besser befindet und das Uebel nachläßt, so kann man nach einiger Zeit um den Körper zu stärken täglich ein oder zwey Mahl anderthalb Loth Stahlfeil, oder, wenn man die Kosten nicht scheuet, eben so viel gepulverte Fieberrinde mit Wasser eingeben oder mit Honig in eine Lattwerge verwandeln, und sich das Thier mässig dabey bewegen lassen.

Bis-

Bisweilen ist der Koller nichts als eine wahre Hirnwuth (phrenitis) und mit einem starken Fieber vergesellschaftet. Er hält alsdann nicht lange an, sondern läßt entweder bald wieder nach, oder tödtet das Thier in einer kurzen Zeit. Man muß in diesem Falle genug Blut lassen und am Halse ein Paar Haarseile oder Leder stecken. Innerlich kann man alle drey Stunden ein Loth gereinigten Salpeter mit Wasser eingeben.

Bey dem kollerichten Rindviehe gilt allerwärts eben dasselbe Verfahren.

Diejenigen Schaafe, welche man in den Gegenden um Göttingen Seegler nennt, gehören auch hieher. Die Krankheit, wovon sie befallen sind, bricht vornehmlich im Frühjahre bey ihnen aus und kann ihnen den Sommer über selbst tödtlich werden; gemeiniglich dauert sie acht bis zwölf Wochen und ist bey den jungen Schaafen am gewöhnlichsten, bey den ältern aber viel seltner. Wenn die Schaafe davon befallen werden, so verlieren sie ihre Munterkeit, taumeln hin und her, laufen mit dem Kopfe gegen alles, und geben ihre Unruhe, die bisweilen bis zu einer ordentlichen Wuth steigt, auf mancherley Weise zu erkennen. Das Futter schmeckt ihnen nicht

mehr

mehr wie vorher, und bisweilen fangen sie an aus der Nase zu bluten.

Ich habe im 16. Stücke der Göttingischen gelehrten Beyträge zum Nutzen und Vergnügen S. 133. diese Krankheit denen Würmern in der Nase der Schaafe zugeschrieben, woraus eine gewisse Fliege (Oestrus Ouis) entsteht; ich weiß aber nicht, ob ich recht geurtheilt habe. Nach dem 48. Stücke des Hann. Mag. vom Jahre 1770. ist allemahl bey den Seeglern eine Wasserblase im Kopfe, gemeiniglich unter der Hirnschaale, seltner unter den Hirnhäuten, und noch seltner zwischen dem Gehirne selbst vorhanden; und zwar kann man die Seite, wo diese Blase als die hervorbringende Ursache der Krankheit liegt, mit ziemlicher Gewißheit daran erkennen, daß sie das Schaaf mehr niederbeugt als die gesunde Seite.

Die Mittel, welche man gewöhnlicher Weise zur Heilung dagegen verordnet, sind meistens erwärmende Arzneyen, man sehe z. Ex. von Tams Vieharzneykunst, 485. S., und diese können wohl nichts helfen, die Krankheit mag nun aus den beyden eben angegebenen oder gar noch aus andern Ursachen entstehen. Aderlassen könnte noch am ersten helfen. Besser thut man wohl, wenn man das davon befallene Vieh bey Zeiten schlachtet

ehe

ehe es zu mager wird; denn man kann es immer ohne Bedenken geniessen.

An der angeführten Stelle des Hannövrischen Magazins wird eine Operation gegen diese Krankheit angerathen, wodurch sie ohnstreitig am sichersten geheilt werden kann wenn sie aus einer Wasserblase im Kopfe entsteht. Man sucht erst die Stelle am Kopfe näher zu bestimmen, wo die Blase liegt, und findet sie dadurch, daß man die Wolle am Kopfe von einander scheitelt und durch einen Druck auf den Knochen die Stelle sucht, wo er ungleich weicher als anderwärts ist, denn da soll die Blase liegen. Dann schneidet man das Fell darüber kreuzweise durch, entblößt den Knochen und reinigt die Wunde durch einen Schwamm vom Blute. Hierauf schneidet man ein Stück vom Knochen weg, nachdem man die Blase groß oder klein vermuthet, etwa einen halben oder drey Viertheilzoll im Durchmesser. Liegt die Blase unter den Hirnhäuten, so muß man auch diese behutsam öffnen. Wenn man die Blase gefunden hat, so muß man sich ia hüten sie nicht zu zerschneiden, sonst fließt das Wasser aus, die Blase fällt zusammen und das Schaaf stirbt. Wenn die Blase zwischen dem Gehirne selbst steckt, so kann man sie nicht wegschaffen und die Krankheit ist unheilbar

bar. Sonst aber nimmt man eine an beyden Enden aufgeschnittene Federspule, setzt eine Ende auf die Blase und nimt das andere in den Mund, saugt daran und zieht die Blase ganz heraus. Hierauf legt man das Fell über die Oeffnung wieder zusammen, deckt ein Blech oder eine plattgeschlagene Kugel darüber und verbindet die Wunde, welche bald wieder zuheilen wird.

Die Wuth.

Die Wuth (la rage) entsteht wenn ein Thier von einem tollen Hunde, Wolfe oder andern von dieser Krankheit befallenem Thiere gebissen worden. Es wird eine Zeitlang darauf traurig, unruhig und zuletzt sinnenlos, es hat starre Augen und ein schäumendes Maul, es fliehet die Gesellschaft, erleidet gewaltige Zuckungen, scheuet das Wasser und alles Flüssige und stirbt. Beißt es wieder andere Thiere, so werden auch diese von der Krankheit angesteckt.

Die Hunde, denen man den Tollwurm genommen hat wie man es nennt, sollen wie man sagt, wenn sie ia ein Mahl toll werden, doch kein anderes Thier beissen. Ich weiß nicht ob und wie fern dieser Satz richtig ist:

die Operation besteht in dem Ausschneiden von ein Paar Sehnen unter der Zunge.

Das Tollkraut (Belladonna) ist vielleicht eines von den besten Mitteln, die man gegen die Wuth geben kann ehe sie ausbricht, wenn ein Stück Vieh von einem tollen Hunde oder einem andern wüthenden Thiere gebissen ist. Man kann dem grössern und erwachsenen Viehe entweder die Blätter zu einem Lothe oder die Wurzel zu drey Quentchen; den Schaafen, Ziegen und Schweinen die Blätter zu einem Quentchen, die Wurzel aber zu vierzig Gran auf ein Mahl Morgens nüchtern eingeben und das Vieh dann acht Stunden lang fasten lassen. Von diesem Mittel wird es sehr stark angegriffen werden, daher es dasselbe auch nur einen Tag um den andern oder alle drey Tage und überhaupt nur fünf bis sechs Mahl bekömmt.

Man kann auch die Pillen versuchen und an den Zwischentagen eingeben, die der unsterbliche Werlhof bey diesem Unglücke zum Gebrauche empfohlen hat. Die Vorschrift dazu findet man unter N. 36. Des Abends nach dem letzten Futter werden davon dem grössern Viehe dreissig, dem kleinern sieben Stück gegeben, und dieses letztere ist auch die Dosis für einen Menschen.

Andern

Andern Mitteln, z. Ex. dem Gauchheile (anagallis) trau ich nicht so viel Würkung zu.

Uebrigens muß sogleich nach dem Bisse die Wunde ausgeschnitten oder gebrannt werden, um wo möglich noch zu verhüten, daß das Gift nicht zum Geblüte gelange.

Herr **Baudot** erzählt in seinen essais antihydrophobiques (*) vortreffliche und viele Proben, die er zur Abwendung der Wuth bey gebissenen Menschen und Thieren durch das Einreiben der Quecksilbersalben mit Kampfer; uud zur Heilung mit Mohnsafte und andern krampfstillenden Mitteln gemacht hat. Er hält diese Mittel für die besten von allen die man gebrauchen kann, er empfiehlt aber auch zugleich das Ausschneiden oder Ausbrennen der Wunde als nothwendig.

Der Schlagfluß.

Der Schlagfluß (l'apoplexie) ist eine plötzliche Beraubung der Empfindungen uud des Bewegungsvermögen, entweder im ganzen Körper oder in einem grossen Theile desselben.

(*) Journal de l' agriculture, Mai, 1770. p. 108.

selben. Ungeachtet diese Krankheit würklich bey dem Viehe selten ist und sich lange nicht so oft ereignet als bey dem Menschen, vielleicht weil die Thiere nicht so vielen und heftigen Gemüthsbewegungen ausgesetzt sind wie jener; so trägt sie sich doch bisweilen bey demselben zu. Das Thier, das vom Schlage getroffen wird, fällt auf ein Mahl wie todt nieder, zumahl wenn der ganze Körper davon befallen wird, und stirbt mehrentheils bald darauf.

Eine starke übertriebene Arbeit und heftige Bewegung des Körpers kann bey den Thieren die Veranlassung zu dieser Krankheit seyn, indem dabey das Geblüt in einer zu grossen Menge nach dem Kopfe zugetrieben wird, und entweder nachdem es einige Gefässe darin zersprengt hat, oder auch ohnedem vermittelst einer gewaltsamen Ausdehnung der Gefässe so sehr auf die feinen Fasern des Gehirnes drückt, daß dadurch eine solche Zerstörung in der Gesundheit des Thieres angerichtet wird. Eben so erfolgt ein Schlagfluß in den hintern Theilen des Körpers, wenn bey einer gewaltsamen Bewegung desselben die Wirbelbeine verrenkt und das in der Höhlung derselben liegende Rückenmark gequetscht oder abgerissen wird.

Wenn

Wenn der Schlagfluß aus einer von diesen beyden Ursachen entstanden ist, so ist wohl alles, was man dagegen versuchen möchte, vergeblich. In dem erstern Falle liesse sich vielleicht bisweilen noch etwas ausrichten; und auch alsdann, wenn die Lähmung und Unempfindlichkeit gewisser Theile nicht sowohl einer Verletzung des Gehirnes, als vielmehr einer Unordnung in der Würkung der Nerven zuzuschreiben wäre. Zuerst müßte man die zu grosse Menge des Geblütes durch eine oder mehrere ergiebige Aderlässe vermindern, und die verletzten Glieder durch dienliche Mittel wiederum zu stärken trachten. Zu dem Ende könnte man diese Glieder fleissig mit Ameisenspiritus waschen, und die Zwischenzeit mit trocknem Strohe öfters reiben lassen, um das Leben wieder in ihnen herzustellen. Man kann auch von Steinöhle, venedischer Seife, Ameisenspiritus und etwas Kampfer eine Salbe verfertigen und dieselbe fleissig einreiben. Dabey kann man täglich ein bis zwey Mahl ein nicht gar zu gelindes Klystier, z. Ex. das N. 13. mit sechs Loth Metallsafran vermischt gebrauchen.

Innerlich mag man alle Tage zwey Mahl ein Quentchen Biebergeilessenz mit vier Loth Meerzwiebelessig eingeben, um die vorhandene Unordnung in den Nerven zu heben.

Wenn man durch diese, oder ähnliche Mittel ein vom Schlagflusse getroffenes Thier wieder herstellet, so kann man würklich von Glücke sagen und sich rühmen, eine äusserst schwer zu heilende Krankheit gehoben zu haben.

Um das vom Schlage gerührte Thier von dem Anfalle selbst wiederum zu erwecken, kann man sich eines scharfen Niespulvers, z. Ex. Toback mit gepulvertem Pfeffer oder Salmiak vermischt, bedienen und dieses in die Nase blasen, und dabey ein oder mehrere stark reizende Klystiere, allenfalls auch nur aus Salzwasser oder aus Wasser mit Heringslacke vermischt gebrauchen.

Die fallende Sucht.

Die fallende Sucht, das Unglück oder die schwere Noth (l'épilepsie, le mal-caduc) unterscheidet sich darin vom Schlagflusse — in beyden Krankheiten fällt das Thier sinnenlos zu Boden — daß bey dem Schlage mit dem Verluste der Empfindung auch alle Bewegungen aufhören, da hingegen bey der fallenden Sucht ein oder die andern Musculn des Körpers einen heftigen Krampf erleiden und verschiedene Glieder davon steif und mit Zuckungen befallen werden. Es ist auch nicht so gewöhnlich, daß das Thier in

in dem epileptischen Zufalle bleibt oder eine Lähmung an einem oder dem andern Theile des Körpers davon zurück behält, wie meistens immer bey dem Schlage geschieht, sondern wenn sich die Empfindung wieder herstellt und die krampfhaften Bewegungen nachlassen, so bleibt nur eine grössere oder geringere Mattigkeit in dem Körper darnach zurück, nachdem der Anfall mehr oder weniger heftig war.

Ein Thier das von dieser Krankheit befallen wird, fängt an schwindlicht zu werden und hin und her zu wanken, bald darauf fällt es nieder, schlägt mit den Beinen und dem Kopfe gegen den Boden, verdreht die Augen im Kopfe und schäumt mit dem Maule. Nach einer längern oder kürzern Zeit erholt es sich wieder; und so dauert auch die Zeit zwischen den Anfällen bey einigen länger bey andern kürzer.

Ueberhaupt ist diese Krankheit bey dem Vieh seltner als bey dem Menschen, vielleicht aus eben der Ursache, die ich bey dem Schlagflusse angemerckt habe. Die Ursachen aber von dem Zufalle selbst können theils in den Nerven des Körpers, theils in einem Verderben der Säfte und auch in andern Dingen, z. Ex. in Würmern der Gedärme und des

Magens, liegen. Oft ist es auch ein Erbfehler. Uebrigens befinden sich die Thiere, die dieser Krankheit unterworfen sind, meistentheils sonst ganz wohl, nur pflegen sie schwermüthig zu seyn.

Um das Thier das von der Epilepsie befallen ist, wieder aufzuwecken kann man es am Kopfe mit kaltem Wasser begiessen, Wein in die Nasenlöcher sprützen oder auch die nämlichen Mittel gebrauchen, die in dieser Absicht bey dem Schlagflusse empfohlen worden sind. Zu verhüten daß der Anfall nicht wiederkomme und also das Thier aus dem Grunde davon zu heilen, das hat grössere Schwürigkeiten, weil es iederzeit äusserst schwer oder unmöglich bleiben wird, unter den vielen Ursachen, die dieses Uebel hervorbringen können, die gegenwärtige zu finden. Man kann einige dagegen gerühmte Hülfsmittel versuchen und sehen was man dadurch ausrichtet. Insbesondere kann man sich Dippels animalische Oehl zu einem halben Quentchen, oder auch den Goldschwefel vom Spießglase zu zwölf Gran, oder gepülverte Pommeranzenblätter täglich zu anderthalb bis zwey Loth anempfohlen seyn lassen. Nach bewandten Umständen wird auch eine Aderlaß nützlich seyn können.

Die

Die Hirschkrankheit des Pferdes.

Die Hirschkrankheit, Klemme oder Maulsperre (le mal de cerf) ist eine Krankheit, welche den Vorderleib oder auch einen grössern Theil des Körpers der Pferde befällt und in einem heftigen Krampfe dieser Theile besteht. Ich weiß nicht, ob ihr auch andere Thiere ausgesetzt sind als das Pferd.

Sie unterscheidet sich von den vorigen Zufällen vornehmlich darin, daß sich das Thier seiner bewußt bleibt, und daß sie nach und nach von einem Theile des Körpers zum andern weiter fortgeht.

Die Hirschkrankheit fängt damit an, daß die Musculn, welche die untere Kinnlade gegen die obere bewegen, durch einen Krampf dergestalt angezogen werden, daß das Thier auf keine Weise das Maul zu öffnen im Stande ist. Bald darauf befällt dieser Krampf auch die Musculn des Halses, so daß das Thier auch den Kopf und den Hals nicht mehr bewegen kann. Das Pferd sieht dabey starr und ängstlich aus und hält die Augen starr im Kopfe, der Hals ist steif und hart anzufühlen, die ganze Haut liegt fest auf dem Leibe, das Othemholen wird schwer, und das Pferd nimt weder Speise noch Trank zu sich, weil

es

es das Maul nicht öffnen kann. Bisweilen geht der Krampf noch weiter und nimt nicht allein den ganzen Vorderleib, sondern auch wohl den mittleren Theil, ia selbst den ganzen Körper ein, und das Pferd steht alsdann, als wenn es aus Stein ausgehauen wäre.

Diese Krankheit kann auf eine gedoppelte Art entstehen. Einmahl muß das Maul bey einem Thiere fest verschlossen werden, wenn die Musculn, welche es öffnen, gelähmt werden und ihre Würksamkeit verlieren; denn alsdann werden die, welche das Maul verschliessen, desto stärker würken. Die zwote Art, welche vielleicht die gewöhnlichste ist, besteht darin, daß ein Krampf die Musculn des Vorderleibes nach und nach so stark spannt und anzieht, daß das Thier sie nicht nach seinem Willen nachzulassen vermögend ist. Die Ursachen dieses Krampfes können zu scharfe Säfte, welche die Fasern zu stark reitzen und prickeln, und eine unordentliche Würkung der Nerven auf die Musculn seyn.

Eine schlechte und ungesunde Nahrung, eine plötzliche Unterbrechung der Ausdünstung, wenn z. Ex. ein warm gerittenes Pferd sogleich in kaltes Wasser geführt oder dem kalten Winde ausgesetzt wird; heftige Leidenschaften, starke

starke Schmerzen, können die Veranlassung zu diesem Uebel seyn.

Die Hirschkrankheit ist allemahl eine gefährliche Krankheit, zumahl wenn sie schon weit um sich gegriffen hat. Sie erfordert schleunige Hülfe, da sie nicht lange anhält sondern gemeiniglich bald tödtet, wenn der Krampf auch die Lungen befällt, wobey das Othemholen sehr schwer wird, bis das Thier niederfällt. Am neunten Tage pflegt sich diese Krankheit entweder zum Guten oder Schlimmen zu ändern; wenn aber noch vorher ein Fieber hinzu tritt, so nimt sie meistentheils ein gutes Ende.

Man folge ia dem Rathe derer Unwissenden nicht, welche wollen, daß man dem Pferde in dieser Krankheit das Maul mit Gewalt aufbrechen soll, wobey sie sich noch dazu wohl gar abergläubischer Mittel bedienen. Die Absicht des Arztes muß vielmehr seyn, den Krampf, den die Musculn erleiden, würklich zu heben, wozu die Gewalt nichts hilft.

Man kann mit einer reichlichen Aderlaß den Anfang der Heilung machen, um den Einfluß des Geblütes in die kranken Theile in etwas zu mindern. Dabey giebt man täg-

lich ein Paar Klystiere, so lange als die Krankheit anhält, wozu man die Verordnung N. 13. mit 4 Loth Metallsafran vermischt gebrauchen kann. Kann man dem Pferde noch einige Arzneyen durch das Maul beybringen, so gebe man ihm von dem Tranke N. 37. alle zwo Stunden ein halbes Quartier ein.

Aeusserlich schmiert man den vom Krampfe befallenen Vorderleib mit der Salbe N. 38. und reibt sie mit der Hand wohl ein. Wenn der Krampf schon weit um sich gegriffen hat, so kocht man sechs Hände voll Kamillen und eben so viel Mairan in zwölf Quartier Wasser eine Zeitlang und stellt es dann warm unter den Leib des Pferdes der mit Decken ganz behangen ist; damit der Dunst davon an das Pferd schlage. Wenn dieses Wasser kalt zu werden anfängt, so wirft man grosse heiß gemachte Kieselsteine hinein. Nachdem das Pferd eine bis anderthalb Stunden in diesem Dampfbade gestanden hat, so werden die Decken bald darauf abgenommen und die Haut mit Strohe so lange gerieben bis sie trocken ist, und darauf werden die Decken wieder übergehangen. So verfährt man täglich zwey Mahl, Morgens und Nachmittags, und reibt alsdann gleich die vorher verordnete Salbe ein.

Um

Um das Pferd immer in einer gemässigten Ausdünstung zu erhalten, woran bey dieser Krankheit ungemein viel gelegen ist, muß es nicht nur beständig mit warmen Decken wohl behangen werden, sondern das Streu muß ihm auch bis unter den Bauch gehen. Nahrungsmittel wird das Pferd von selbst nicht zu sich nehmen können; man kann ihm einen Einer mit nicht zu kalten Wasser, worunter Gerstenmehl und Honig gerührt ist, vorhalten, um es wenigstens dadurch zu erfrischen; und damit dem Körper die Nahrung nicht gänzlich abgehe, so ist es nöthig nährende Klystiere zu gebrauchen, wovon man meine Einleitung in die Vieharzneykunst, a. d. 426. S. nachsehen kann.

Die Blindheit.

Blind kann ein Thier auf mancherley Weise werden; mehrere Ursachen können maench, daß es den Gebrauch seiner Augen verliert. Hier haben wir es nur mit den Beschädigungen des Auges zu thun, welche aus innerlichen Ursachen entstehen; von den äusserlichen Verletzungen dieses Theiles ist schon vorher gehandelt worden.

Was ich hier von den Augenzufällen zu

sagen.

sagen habe, das geht insbesondere das Pferd an; eines Theils, weil es bey diesem Thiere mehr als bey dem übrigen Viehe darauf ankömmt ob es sehen kann oder nicht; und andern Theils, weil das Pferd vorzüglich leicht schwachen Augen und der völligen Blindheit ausgesetzt ist.

Gemeiniglich belegt man alle die geringern Zufälle, welche das Auge eines Pferdes befallen, wenn sie aus innerlichen Ursachen entstanden sind, mit den Namen eines Flusses (fluxion); die Augen und die Augenlieder sind dabey etwas entzündet und es fließt beständig ein Wasser heraus: diese Flüsse arten aber in längerer oder kürzerer Zeit gemeiniglich in eine wahre Blindheit aus. Deswegen hat man auch bey dem Einkaufe eines Pferdes um soviel mehr nöthig auf die Augen aufmerksam zu seyn und Acht zu geben, ob das Pferd zu Augenzufällen geneigt sey. Ein in diesem Betracht gutes Pferd muß einen kleinen magern Kopf haben, die Augen müssen hell und klar aussehen; der Stern muß sich, wenn man das Pferd aus einem dunkeln Orte an einen hellen führt, lebhaft und schnell zusammen ziehen: von aussen dürfen die Augen nicht fliessen noch zu naß seyn. Indessen muß man doch auch gestehen, daß

bisweilen

bisweilen die besten Augen unvermuthet blind werden; und daß andere Pferde, die würklich schlechte und fehlerhafte Augen haben, ihr Gesicht immer fort behalten. Bey dem Wechsel der Zähne, insbesondere aber bey dem Hervorbrechen der Haken, sind die jungen Pferde vorzüglich in Gefahr blind zu werden, oder sie haben wenigstens flüssige Augen.

Man muß bey flüssigen Augen dahin bedacht seyn, die nach den Augen zu stark zufliessenden Säfte davon abzuleiten, damit das Uebel nicht Ueberhand nehme und noch schlimmer werde. Ich halte mich in dieser Absicht mit dem Herrn von Sind an den Niesmitteln. Man kann einem Pferde, das mit Flüssen an den Augen behaftet ist, einige Tage hintereinander alle Morgen etwas Schnupftoback, dem man ein kleines Wenig Pfeffer zugesetzt hat, vermittelst eines Federkiels in beyde Naselöcher blasen. Der Herr von Sind bedient sich eines andern Niespulvers, das aus Euphorbiengummi, welches in Maioranwasser gewaschen worden, trocknem Betonienkraute, Eichenmistel, spanischen Tobacke und Salmiake zusammengesetzt ist. Bey dem Gebrauche des Niespulvers fließt das Wasser aus der Nase und den Augen stärker als sonst ab, und die Augen werden erleichtert.

Durch

Durch das Abbinden einer Ader am Kopfe, durch Fontanellen oder Wurzelstecken und durch das Ausschneiden der sogenannten Maus richtet man nichts gegen die Flüsse der Augen aus; man macht vielmehr durch diese Operationen das Pferd nur um desto früher blind.

Den Fluß, der die Augen der Pferde abwechselnd befällt und dann nach vier, fünf oder mehrern Tagen wieder vergeht, nennt man den **Mondfluß** oder die **Mondblindheit** (fluxion lunatique); er befällt bald ein Auge allein bald beyde zugleich; er kömmt auch bald nach einer längern bald nach einer kürzern Zeit wieder, und richtet sich eben nicht dabey nach dem Mondwechsel. Meistentheils wird das Pferd nach einigen Anfällen davon ganz blind. Oefters ist es ein Erbfehler, iederzeit aber ein schlimmer Zufall.

Bisweilen ist die Ursache der Blindheit eine Undurchsichtigkeit der Hornhaut, die man leicht von aussen an dem Auge bemerken kann; oder die Feuchtigkeiten des Auges werden auch in einem grössern oder geringern Grade trübe und undurchsichtig. In diesen Fällen ist wohl eben keine Hoffnung zur Heilung der Blindheit da.

Manchmal

Manchmahl erzeugt sich aber auch auf der Hornhaut oben auf eine dünne undurchsichtige Haut, welche das Thier blind macht. Man nennt sie ein Fell auf dem Auge oder einen Nagel (dragon, perle), und will sie öfters mit Aeschenfette wegbeitzen; allein weil das Auge nicht gern fettige Schmierereyen verträgt, so verschlimmert man das Uebel nur durch den Gebrauch dieses Mittels. Besser ist es etwas ganz fein gepülverten Salmiak oder Zucker in das Auge auf das Fell zu blasen oder lieber mit dem Finger hineinzubringen; oder auch das Fell behutsam wegzuschneiden, damit die Hornhaut wieder helle werde. Ich darf es wohl nicht erst erinnern, daß bey allen solchen Operationen am Auge der Kopf des Thieres hinlänglich befestigt werden muß, damit es ihn gar nicht bewegen und also am Auge dabey verletzt werden könne.

Bisweilen wächst auch aus dem innern oder grössern Augenwinkel eine andere Haut hervor, die einen Theil des Auges bedeckt und folglich das Sehen verhindert, aber nicht mit der Hornhaut selbst zusammenhängt (l'onglée). Auch diese muß ausgeschnitten werden. Man bringt ein dünnes Blech zwischen die Haut und das Auge, sticht dann mit einer Nähnadel, in der ein Faden gefädelt

wor=

worden, durch die Haut, zieht sie vermittelst des Fadens in die Höhe und schneidet sie darauf aus. Ist man sonst vorsichtig genug, so braucht man eben das Blech nicht nothwendig. Bey dem Rindviehe nennt man dieses Fell den Hauk oder Haug, und schneidet es eben so aus.

Der Staar ist von zweyerley Art; der graue und der schwarze. Der graue Staar (la cataracte, la taye) besteht in einer Verdunkelung der Krystalllinse, oder auch in einer undurchsichtigen Haut, welche sich in dem Innern des Auges zwischen der Hornhaut und der Krystalllinse erzeugt. Man sieht sie mit einer weissen, grauen oder grünlichten Farbe durch die Hornhaut durchscheinen. Den Anfang dieser Krankheit nennen die Franzosen cul de verre. Man kann nicht anders, als vermittelst einer Operation, Hülfe dagegen schaffen; und diese Operation besteht darin, daß die verdunkelte Krystalllinse oder die davor liegende unnatürliche Haut mit gewissen in das Auge gebrachten Instrumenten niedergedrückt oder aus den Auge herausgezogen wird. Da aber diese Operation, welche man das Staarstechen nennt, schwer ist und eine sehr geübte Hand erfordert; da auch das Pferd, wenigstens in dem Falle, da die Krystalllinse

stalllinse selbst verdunkelt ist, nach der Operation doch nicht deutlich sehen kann, so enthalt ich mich mit Fleiß einer weitläufigeren Beschreibung derselben, die man in des Herrn von Sind Unterrichte in den Wissenschaften eines Stallmeisters a. d. 213. u. f. Seite aufsuchen kann.

Bey dem schwarzen Staare ist die Netzhaut des Auges, oder der Nerv desselben unbrauchbar geworden; und diese Art von Blindheit ist fast beständig ganz und gar unheilbar. Meistentheils sehen die Augen dabey ganz gesund und schön aus, und das Pferd ist dennoch stockblind: bisweilen wird aber auch das Auge kleiner und zehrt aus.

Schweres Gehör und Taubheit.

Bey den Pferden ist es insbesondere unangenehm und schädlich, wenn das Gehör bey ihnen entweder geschwächt oder auch gänzlich unterdrückt ist; denn taube oder schwer hörende Pferde sind gemeiniglich scheu und setzen ihre Reiter in Lebensgefahr.

Eine Beschädigung der innern Gehörwerkzeuge, eine Unempfindlichkeit derer Nerven, welche zu den Ohren gehen, ein Fluß

in den Ohren, Ohrenschmalz welches sich in zu grosser Menge angesammlet und den Gehörgang verstopft hat, können das Gehör schwer machen oder auch eine gänzliche und wahre Taubheit verursachen.

In den erstern Fällen ist nicht viel Hoffnung zur Heilung; bey einem Flusse kann man sich den Gebrauch eines Haarseiles am Halse oder einer Fontanelle empfohlen seyn lassen: wenn aber die Ohren von aussen durch Ohrenschmalz ve stopft sind, so muß man dieses herausbringen, und es zu dem Ende allenfalls erst, wenn es verhärtet ist, durch Mandelöhl, das man in die Ohren hinein tröpfelt, erweichen.



Sechster

Sechster Abschnitt.

Von den Krankheiten der Werkzeuge des Othemholens.

Der Schnupfen oder Strengel.

Es scheint mir, als ob verschiedene Schriftsteller in der Pferdarzneykunst, vielleicht selbst einige der geschicktesten, den Schnupfen oder Strengel mit der Druse vermischt und für einerley Krankheit angesehen hätten, zwischen denen doch ein nicht unerheblicher Unterschied zu machen ist. Dieser Ursache ist es vielleicht zuzuschreiben, daß einige nicht sehr sich auf die Druse schickenden Arzneyen doch bisweilen dagegen verordnet werden, die vielmehr gegen den Strengel dienlich sind.

Der wahre Unterschied zwischen beyden Krankheiten, der Druse, von welcher vorher geredet worden, und dem Schnupfen (la rhûme), besteht darin, daß bey der erstern Krankheit die ganze Masse des Geblütes verunreiniget worden, bey der letztern hingegen mehr die Schleimhaut der Nase, der Gaumen, die Luftröhre und die Werkzeuge des Othemholens überhaupt leiden. Es sammlet

let sich nach vorgängiger Erkältung in diesen Theilen ein zäher Schleim an, der nach und nach durch das Maul und die Nase ausgeworfen wird: und deswegen hat der Schnupfen äusserliche Aehnlichkeit mit der Druse; ja bisweilen sind sie beyde fast nicht von einander zu unterscheiden; allein man wird auch alsdann keinen Schaden stiften, wenn man eben die Arzneyen gegen diesen Schnupfen verordnet, welche vorher gegen die einfache und ordentliche Druse empfohlen worden. Man kann auch noch ein Niespulver, z. Ex. nur gemeinen Schnupftoback bey dem Schnupfen in die Nase blasen, um dadurch den Ausfluß des Schleimes zu befördern.

Uebrigens ist der Schnupfen allen Arten vom Viehe gemein: der sogenannte Roz der Schaafe scheint auch nichts anders als ein schwerer Schnupfen zu seyn, bey dem diesen Thieren der Kopf und die Nase sehr angeschwollen zu seyn pflegt.

Herr Sagar hat in einer eigenen Schrift (*) einen mit mehrern schlimmen Zufällen vergesellschafteten Schnupfen der Schaafe beschrieben, an dem in einer Gegend von Mähren

(*) IO. BAPT. MICH. SAGAR Libelius de morbo singulari ouium anni 1765. Vindobon. 1765. 8.

ren wenigstens 20000. Stück von diesem Viehe im Jahre 1765. gefallen sind. Er fand in der Nase der Schaafe Würmer, vermuthlich die, welche von einer gewissen Fliege (Oestrus Ovis LINN.) erzeugt werden: das kann ich ihm aber gar nicht glauben, daß diese Würmer das ganze grössere und kleinere Gehirn der Schaafe mit samt dem Rückenmarke sollten gefressen haben, wie er erzählt.

Ein mit einem stärkern Fieber vergesellschafteter Schnupfen bekömmt bey den Pferden gemeiniglich den Namen der Strenge oder des Strengels (la morfondure). Diese Krankheit ist durch die Zufälle sowohl als durch die kürzere Dauer von der wahren und falschen Druse leicht zu unterscheiden. Meistens entsteht sie nach einer Erhitzung des Körpers. Die Kennzeichen davon sind ein heftiges Fieber mit einem geschwinden und erhabenen Pulse, entzündeten Augen, beschwerlichem und übelriechenden Othem, Husten wobey ein Schleim ausgeworfen wird, aufgebürsteten Haaren und einer dicht auf dem Körper liegenden Haut. Das Pferd läßt den Kopf hangen und ist traurig, der Harn ist helle und roth, der Mist zuerst hart, nachher aber wird er weicher. Die Lust zum Futter und Tranke ist meistens ziemlich niedergeschlagen. Daß viele Gefahr bey der

Krankheit sey erkennt man daran wenn die Kräfte des Thiers sehr geschwächt sind, wenn der Puls schwächer und ungleich oder aussezend, und der Mist ganz dünne wird, wenn das Flankenschlagen, Verzuckungen, Ohnmachten und ein starker Schweiß hinzukommen.

Man muß bey dieser Krankheit eine sparsame Diät verordnen, wie bey einem ieden Fieber von Wichtigkeit. Gut ist es, wenn das Thier Buttermilch dabey trinken will, oder man kann wenigstens Säuren unter den Trank mischen. Gleich zum Anfange der Heilung öffnet man eine oder beyde Lungadern und läßt eine hinlängliche Menge Blut ablaufen; dabey gebraucht man täglich ein bis zwey Mahl das Klystier N 13. Innerlich giebt man alle Tage zwey bis drey Mahl ein Loth Salpeter. Auch ein starkziehendes Haarseil oder Lappen an der Brust ist dabey sehr dienlich.

Bisweilen tritt zu der Strenge das sogenannte Fettschmelzen, eine Art von Durchlauf von der ich nachher reden werde, und das ist sehr gefährlich. Dann muß man um soviel mehr das Klystier N. 13. und zwar oft genug gebrauchen, und iedes mahl ein Paar Loth Metallsafran, wie auch funfzig Tropfen von Sydenhams schmerzstillender Tinctur (Laudanum liquidum Sydenhami) oder von dem

dem von dem Herrn von Sind gerühmten Balsamo opiato spagyrice correcto hinzusetzen.

Die Kehlsucht oder Bräune.

Diese Krankheit, welche die Franzosen l'étranguillon, l'angine, l'esquinancie oder la squinancie nennen, ist bey dem Viehe nicht weniger bedenklich und erfordert eben so wohl schleunige Hülfe als bey dem Menschen. Sie besteht in einer Entzündung der Theile des Gaumens und der Musculn, welche dem Luftröhrenknopfe zugehören. Wegen des Geschwulstes, der damit verbunden ist, holt das Thier nicht nur sehr beschwerlich Othem, wobey es den Kopf in die Höhe hält und die Zunge bisweilen aus dem Maule ausstreckt, sondern das Fressen wird auch dadurch verhindert und schmerzhaft gemacht, und bey dem Trinken fließt das Wasser öfters wieder durch die Nase aus. Mehrentheils kann man den Geschwulst der Theile schon äusserlich bey diesem Zufalle bemerken, der sich bisweilen ganz bis an die Augen hinauf erstreckt. Sehr selten ist die Krankheit ohne ein starkes Fieber.

Eine plötzliche Erkältung nach einer starken Erhitzung, oder ein Trunk kaltes Wasser ist mehrentheils die Veranlassung dazu, daß das Geblüt in den zum Schlucken und Othem-

holen bestimmten Theilen stockt und dadurch die Entzündung und Kehlsucht zuwege bringt.

Unter den Schweinen ist diese Krankheit öfters grassirend und ausserordentlich heftig, und reißt manches Jahr eine große Menge davon hin. Die Zunge wird diesen Thieren dabey gemeiniglich ganz blau oder schwarz, und nach dem Tode ist der Körper hin und wieder purpurfärbig gefleckt.

Die Aderlaß darf bey dieser Krankheit nicht unterlassen werden wenn sie nur von einiger Beträchtlichkeit ist; ia sie muß, wenn die Entzündung nicht nachlassen will, bisweilen selbst einige Mahle hintereinander wiederholt werden. Dabey dienen täglich ein Paar Klystiere, und innerlich kann man ein Loth gereinigten Salpeter täglich zwey bis drey Mahl mit Wasser eingeben. Anstatt der Gurgelwasser, die man bey dem Menschen gegen diese Krankheit zu verordnen pflegt, muß man bey dem Viehe, weil sie da nicht Statt finden, Einsprützungen gebrauchen. Man kann einen Eßlöffel voll zerstossenen Leinsaamen in einem halben Quartiere Wasser kochen, durch ein Tuch giessen und zu dem abgekochten Wasser eben so viel Milch mischen. Alsdann nimt man eine Sprütze, die die gehörige Grösse hat, daß sie nicht zu wenig von

dem

dem Wasser fasse und auch bis an die kranken Theile reiche, und sprützt öfters des Tages über von diesem Wasser warm gegen den geschwollenen Schlund und Gaumen, in welcher Absicht es gut ist, wenn die Sprütze vorn an der Oeffnung einen Knopf mit mehrern Löchern hat, damit sich das Wasser desto besser nach allen Seiten ausbreite. Der Kopf muß dem Thiere dabey nicht in die Höhe, sondern nur gerade aus gehalten werden, so wird das Wasser wieder zum Maule ausfliessen.

Wenn der Geschwulst auch äusserlich am Halse sichtbar seyn sollte, so kann man einen erweichenden Umschlag aus Leinsaamen, Pappelkraute und Kamillen mit Wasser kochen und etwas weiß Lilienöhl zusetzen, und ihn öfters am Tage warm über die geschwollenen Theile umschlagen. Sollte sich darnach Eyter in dem Geschwulste erzeugen und sich der Schaden auf der Haut zur Oeffnung anschicken, so kann man ihn behutsam öffnen, und alsdann desto eher die gänzliche Heilung von der Krankheit selbst erwarten.

Eine heftige Bräune, die 1762. unter dem Viehe in einigen Provinzen Frankreichs gewüthet hat, beschreibt Herr **Bourgelat** ausführlich in seinen Anmerkungen über **Barberers** Werk, auf der 97. u. f. Seite.

Der Husten und Dampf.

Der Husten (la toux) besteht in einer schnellen und heftigen Zusammenziehung der Lunge und der Brust, vermittelst welcher die Luft plötzlich und mit Gewalt ausgestossen wird. Meistentheils ist ein zäher Schleim, scharfe Säfte, oder sonst etwas Widernatürliches, das sich in der Lunge oder in der Luftröhre befindet, die Ursache davon, indem es die Lungen zu dieser gewaltsamen Zusammenziehung reitzt.

Der Husten kann also entstehen, wenn von der Druse, der Strenge oder einer ähnlichen Krankheit noch etwas in den Lungen zurückbleibt, wenn die Lungen in Vereyterung übergehen, wenn nach einer Erkältung oder aus andern Ursachen die Säfte in den feinen Gefässen der Lunge stocken. Nach der grössern oder geringern Menge und Schärfe der stockenden Materie kann der Husten heftiger oder gelinder, und entweder mit oder ohne einen Auswurf der Materie seyn.

Die Arzneyen, die man gegen den Husten verordnet, müssen die in den Lungen stockende Materie auflösen und ausführen. Die damit öfters verbundene Krankheit, z. Ex. Ent-

Entzündungen in diesen oder ienen Theilen, erfordert ihre eigene Hülfsmittel, sonst aber wird der Auswurf der stockenden Materie durch dieienigen Mittel befördert, welche man gemeiniglich Brustmittel nennt. Das Honig ist ein würksames Mittel dieser Art, das man in den meisten Fällen nur mit einigen erwärmenden Arzneyen vermischen darf, um den Husten zu heben. Man kann z. E. die Lattwerge N. 29. gebrauchen, und auch unter das Wasser zum Trinken Honig genug mischen. Oder man kann auch Honig und reines frisches Mandelöhl von iedem gleich viel untereinanter mischen und davon öfters einen Löffel voll eingeben. Dies ist insbesondere bey einem trocknen Husten gut, bey dem das Thier nicht auswirft. Erfordert die grössere Zähigkeit dener Säfte, welche den Husten verursachen, noch stärkere Mittel, so kann man sich insbesondere den ausgepreßten Saft von weissen Zwiebeln empfohlen seyn lassen, den man mit Honig zusammen kochen kann.

Ein Husten, der zugleich mit einem beschwerlichen Othemholen verknüpft ist, wird gemeiniglich bey dem Pferde der Dampf, die Dämpfigkeit, Herzschlächtigkeit, Haarschlächtigkeit oder Hartschlächtigkeit (la pousse, courbature), genannt. Der Othem ist

dabey

daben kurz, man hört das Pferd Othem holen, und wenn es sich bewegt oder arbeitet, so empfindet es soviel Beschwerde davon, daß es beynahe ersticken möchte. Das Othemholen ist auch bey dieser Krankheit unterbrochen, das Thier athmet ein, noch ehe es die Luft ganz wieder ausgestossen hat. Der Husten ist nicht immer in einem gleich hohem Grade mit der Dämpfigkeit verbunden; ein Pferd kann sehr dämpfig seyn und äusserst beschwerlich Othem holen, und dennoch wenig oder gar nicht husten. Oefters bemerkt man bey dem Dampfe die vorher bey einer andern Gelegenheit (242. S.) beschriebene Schnur.

Der Dampf rührt gewöhnlicher Weise von einer Verschleimung her, welche sich in den Lungen angesammlet hat. Diese kann durch eine blosse Vollblütigkeit, durch eine feuchte Luft, durch eine Erkältung oder durch schlechte Nachrungsmittel verursacht werden. Pferde aus den wärmern Ländern werden vorzüglich leicht dämpfig, wenn sie in kältere Gegenden gebracht werden. Auch altes, verdorbenes oder staubichtes Heu macht die Pferde dämpfig. Aeltere Pferde bekommen diese Krankheit leichter als die jüngern. Herr de Garsault versichert aus langer Erfahrung gewiß zu seyn, daß die Dämpfigkeit nicht unter

ter die Erbkrankheiten gehöre, wie viele behaupten.

Man muß einem dämpfigen Pferde vorzüglich gutes Futter geben, das von allem Staube sorgfältig gereiniget worden. Das Heu, das ia nicht verdorben seyn darf, kann man zur Hälfte mit Strohe vermischen; grünes Futter ist mehr ab als anzurathen, da es die Säfte vielleicht noch mehr verschleimt. Der Stall, worin ein dämpfiges Pferd steht, muß ia nicht zu kalt und luftig, noch weniger aber feucht seyn; und überhaupt muß man das Pferd sorgfältig für allen Erkältungen und dem kalten Trinken in Acht nehmen. Unter das Wasser zum Trinken mischt man ordentliches gewöhnliches Honig, oder das mit Meerzwiebelessig zubereitete (Oxymel squilliticum).

Die Lattwerge N. 29. drey Mahl des Tages zur Größe eines kleinen Hünereyes gegeben wird von vorzüglich guter Würkung zur Heilung des Dampfes seyn: sollte aber die Krankheit sehr heftig seyn, so kann man ein Pfund ausgepreßten Zwiebelsaft mit dem Honige abkochen, das man zur Verfertigung dieser Lattwerge nimt. Man kann auch täglich ein oder zwey Mahl ein Loth Schwefelbalsam

balsam geben. Der Herr von Reitzenstein verordnet fein gefeiltes Bley, aber das ist sehr verdächtig. Bey grosser Vollblütigkeit ist auch eine Aderlaß gut. Purgirmittel sind nicht bey dem Dampfe anzurathen, hingegen ist der öftere Gebrauch gelinder Klystiere sehr dienlich.

Bisweilen rührt auch der Husten oder der Dampf nicht sowohl von einem in den Werkzeugen des Othemholens stockenden Schleime her, als vielmehr von einem Krampfe, der diese Theile befallen hat. Alsdann helfen die ebenempfohlnen Mittel nichts, und man muß vielmehr zur Aderlaß und zum Salpeter seine Zuflucht nehmen.

Entzündung der Lunge und der benachbarten Theile der Brust.

Die Entzündung der Lunge und der Brustmusculn (la pleurésie, peripneumonie) ist eine von den gefährlichsten Krankheiten des Viehes; sie gehört unter die eine kürzere Zeit daurenden Krankheiten, und wird von dem größten Haufen der Vieharzte gemeiniglich verkannt. Von einigen Pferdeärzten wird sie bey dem Pferde mit dem Namen der Hartschlächtigkeit besonders belegt. Oefters wird

wird sie den Thieren nur deswegen tödtlich, weil man ihre Gegenwart nicht bey Zeiten wahrgenommen hat. In der Grafschaft Burgund ist sie unter dem Rindvieh sehr gewöhnlich.

Eine übermässige Erhitzung und eine unmittelbar darauf folgende Erkältung ist fast immer die hervorbringende Ursache derselben. Das höchst unsinnige Verfahren einiger Leute mit den Pferden, diese Thiere in einen ausserordentlichen Schweiß zu setzen, kann sehr leicht Anlaß dazu geben.

Diese Krankheit ist iederzeit mit einem starken Fieber verbunden; der Puls ist hart und geschwind, das Maul trocken, die Augen glänzend und roth, das Thier holt geschwinde und ängstlich Othem und schlägt mit dem Bauche, es verräth dabey den grossen Schmerz, da es in der Brust empfindet, ziemlich deutlich. Der Harn ist roth und klar, der Mist trocken. Das Pferd legt sich bey dieser Krankheit gar nicht nieder.

Schleunige Hülfe muß man bey der Entzündung in der Brust verschaffen, oder man wird gar keine zu schaffen im Stande seyn. Man muß sogleich an beyden Lungadern Blut lassen, und zwar ziemlich reichlich; ia man

muß

muß sogar die Aderlaß noch öfter wiederhohlen, wenn die erste nicht genug hilft. Das aus der Ader fliessende Blut wird dann dicke und schwarz seyn, und nachher, wenn es kalt wird und gestanden hat, eine dicke weisse und zähe Rinde bekommen.

Man giebt gleich nach der ersten Aderlaß das Klystier N. 13. und wiederhohlt den Gebrauch desselben hernach alle Tage drey Mahl. Alle vier Stunden giebt man innerlich ein Loth Salpeter ein, und sobald wie möglich setzt man auf iede Seite der Brust ein Haarseil, das man durch etwas in die Wunde gestreuetes spanisch Fliegenpulver um desto geschwinder zur Vereyterung bringt. Unter den Trank wird Vitriolspiritus gemischt oder Honigessig (Oxymel simplex). Das Futter muß wie sonst bey einem schweren Fieber seyn, sparsam, aber gut und leicht zu verdauen; das Thier muß in einem warmen Stalle stehen und ein starkes Streu haben, auch mit Decken behangen werden.

Die Entzündung der Lungen und der benachbarten Theile der Brust endiget sich entweder mit der völligen Wiederherstellung des Thieres — und dann muß man noch eine Zeitlang das Thier in Ansehung des Futters behutsam warten und es insbesondere für Er-

hitzung

hitzung und schleunige Erkältung in Acht nehmen — oder es erfolgt in kurzer Zeit der Tod, oder es entsteht auch eine Vereyterung der Lungen und die Lungensucht darnach.

Die Lungensucht.

Die Lungensucht (la phthisie) ist ein langsames auszehrendes Fieber, das mit einer Vereyterung der Lungen verbunden ist. Der fieberhafte aber dabey nicht heftige Puls und der trockne bräunliche Mist verräth das Fieber, bey welchem das Thier immer mehr vom Körper abgeht und an Kräften abnimt. Die Ohren sind bey dieser Krankheit ganz welk, das Thier hustet und wirft eine übelriechende, öfters blutige Materie aus, es holt dabey ganz kurz Othem. Die Haut liegt fest auf dem Leibe an, und die Haare sind aufgebürstet und verfärbt, die Augen sind traurig; nimt die Krankheit noch mehr Ueberhand, und nähert sie sich dem Ende, so kömmt ein Durchlauf hinzu, das Thier bekömmt geschwollene Füsse und stirbt.

Die Vereyterung der Lungen entsteht zwar aus einer vorgängigen Entzündung derselben; allein ein Thier kann auch die wahre Lungensucht bekommen und daran sterben, ohne die vorher beschriebene hitzige Krankheit gehabt

zu haben. Eine Strenge oder eine Dämpfigkeit, denen man nicht zu rechter Zeit die gehörigen Mittel entgegen gesetzt hat, kann endlich in eine wahre Vereyterung der Lungen übergehen.

Es ist eben nicht sehr viel gegen die Lungensucht auszurichten, zumahl wenn es schon etwas weit damit gekommen ist. Ein Paar starkziehende Haarseile auf der Brust gehören vielleicht noch unter die würksamsten Mittel dagegen. Innerlich kann man alle Tage einige Quartiere von einem abgekochten Tranke von Klettenwurzel und Huflattigblättern, mit Honig vermischt eingeben.



Sieben-

Siebenter Abschnitt.

Von den Krankheiten der Werkzeuge der Verdauung.

Die Freßkrankheit.

Die Freßkrankheit oder der Hundshunger (la faim canine) besteht in einer unmässigen Begierde zu einer grössern Menge Speise, als zur Unterhaltung des Lebens und zur Ernährung des Körpers erfordert wird. Selten geschieht es, daß das Thier dabey sein Futter bald nachdem es dasselbe zu sich genommen hat, unverdauet wieder durch den Mastdarm von sich giebt.

Die Ursachen dieses übermässigen Hungers können in einer zu grossen Schärfe desjenigen Saftes liegen, welcher in dem Magen abgesondert wird und die Verdauung der Speisen befördert. Ist dieser Saft zu scharf, so geschiehet nicht allein die Verdauung sehr bald, sondern der Saft reitzt auch die Häute des Magens nach der Verdauung zu sehr und so entsteht der Hundshunger gleich wieder. Aber auch Würmer in dem Magen, die aus dem Futter des Thieres ihre Nahrung ziehen

und den Magen selbst anfressen, können den Hundshunger verursachen.

Wenn der Trieb zum Fressen nicht gar zu groß ist und das Thier sich im Uebrigen wohl dabey befindet und zunimt, so ist der Zustand eben nicht als eine Krankheit anzusehen und erfordert keine Arzneyen. Man lasse nur das Thier dabey auch hinlänglich arbeiten. Wenn es aber bey dem übermässigen Hunger dennoch abnimmt und matt wird, so ist es an dem eigentlichen Hundshunger krank und man muß dem Fehler Einhalt zu thun suchen.

Finden sich die Kennzeichen von Würmern bey dem Hundshunger, so muß man die diesen entgegen gesetzten Mittel dagegen gebrauchen. Ist aber die gar zu grosse Schärfe des Magensaftes vielmehr als die Ursache der Krankheit anzusehen, so muß man diese durch erdichte Dinge und Stahlarzneyen zu heben suchen, die man mit Magenarzneyen versetzen kann, um dem Magen seine ordentliche Stärke zur Verdauung wieder zu geben. Man kann z. Ex. von den Pulvern N. 39. Morgens und Abends iedesmahl eins mit einem Glase Wasser eingeben. Es ist auch gar nicht undienlich, ein Purgiermittel, z. Ex. das N. 40. bey der Freßkrankheit zu geben, um die im Magen vorhandene Schärfe abzuführen.

Die

Die unterdrückte Lust zum Futter.

Das Vieh kann aus vielerley Ursachen die Lust zum Fressen verlieren oder wie man es nennt, aufstössig werden, wovon eine jede ihre eigenen Arzneymittel erfordert. Das wiederkäuende Vieh hört auch alsdann auf wiederzukäuen, und man sagt von ihm es habe den Indrunk verlohren.

Ein Fehler an den Theilen des Maules kann den Thieren das Zerkäuen oder das Niederschlucken der Speise beschwerlich und schmerzhaft machen und es folglich am Fressen verhindern. In diesem Falle wird man bemerken, daß sich das Thier öfters zum Fressen begiebt, aber gleich beym Anfange die Speise liegen läßt. Sobald man dieses wahrnimmt, muß man alle Theile des Maules sorgfältig untersuchen, um den Fehler zu entdecken, der das Thier am Fressen hindert, und ihm abzuhelfen suchen.

Wenn die Speicheldrüsen oder ihre Gänge verstopft oder verschleimt sind, und nicht die gehörige Menge Speichel dem Munde zuführen, so hat das Thier ebenfalls wenig Begierde zum Futter. Man wird diesen Umstand an einer Trockniß des Mundes erkennen und dagegen speichelerweckende Arzneyen gebrauchen. Man kann z. Ex. zerstossenen

Galgant, oder Bertramwurzel, oder Teufelsdreck mit etwas Salz in ein leinenes Tuch binden, und es dem Pferde an einer Trense befestigt ins Maul geben, oder man kann auch nur ein Stück grünes Weidenholz dem Viehe ins Maul bringen und um den Kopfe fest binden, damit es daran käue. Man sehe meine **Einleitung in die Vieharzneykunst a. d. 267. u. f. S.**

Es kann auch der Mangel des Magensaftes, der die Thiere sonst zum Futter reizt, oder Schleim der sich in dem Magen angesammelt hat, die Ursache dieses Fehlers seyn. Den erstern Fehler sucht man wieder durch magenstärkende Arzneyen, z. Ex. N. 41. zu verbessern, und wenn sich der Schleim zu sehr in dem Magen angehäuft hat, so muß man ihn erst aufzulösen und dann abzuführen bemühet seyn. Das erstere geschiehet durch ein Loth Wermuthsalz (sal absinthii), das man Morgens und Abends mit Wasser eingiebt; in der letztern Absicht kann man ein gelindes Purgiermittel geben, nachdem man das Wermuthsalz etwa acht Tage lang gebraucht hat, z. Ex. das N. 40. früh Morgens mit Wasser eingeben. Man beobachte aber dabey die Vorsicht, die bey der Verordnung der Purgirmittel in der Einleitung in

die

die Vieharzneykunst 226. S. gelehrt worden ist.

Ofters gebraucht man gegen die Aufstössigkeit des Viehes auch Schwefel und rohes Spießglas, von iedem ein Loth. Wenn man dem Viehe fleissig Salz zu lecken giebt, so verhütet man auch daß es die Lust zum Fressen nicht leicht verliert und auch gut verdauet; und Lust zum Futter und gute Verdauung sind fast immer mit einander verbunden, so wie im Gegentheile niedergeschlagener Appetit und schwache Verdauungskräfte auch meistens bey einander sind.

Nach einer ausserordentlich schweren Arbeit verlieren die Pferde oder Zugochsen auch die Lust zum Futter, aber dann darf man ihnen keines der angezeigten Mittel eingeben, sondern sie nur ausruhen und sich von selbst wieder erholen lassen.

In dem ersten Magen oder dem Panzen des wiederkäuenden Viehes finden sich bisweilen Haarkugeln die manchmahl von ansehnlicher Grösse sind. Sie ballen sich in dem Magen aus den Haaren, die das Vieh mit der scharfen Zunge einander ableckt und aus andern Materien zusammen: wenn sie sehr groß sind, so können sie auch die Verdauung

und folglich auch die Lust zum Fressen verhindern. Ich zweifle ob man sie durch den Spießglasschwefel auflösen oder ausführen kann, wie von Tam S. 370. lehrt.

Bisweilen ist der Mangel an Appetite nur ein Vorbote einer nächst bevorstehenden Krankheit, auf deren übrige sich nach und nach einfindende Kennzeichen man wohl zu merken hat, damit man nicht durch den übereilten Gebrauch unrechter Mittel schade.

Die Cardialgie.

Unter diesem Namen, der den wenigsten Vieharzten bekannt seyn wird, muß ich von einer Krankheit handeln, der sie bey dem Pferde den sonderbaren Namen des Geschwulstes am Herzen (l'anticoeur, l'avant coeur) geben, und von der sie sich auch ganz unrechte Begriffe machen. Es sollen sich ihrer Meynung nach allerhand ich weiß nicht was für Säfte im Herzbeutel ansammeln, und äusserlich auf der Brust einen Geschwulst verursachen. Dieses sowohl, als die Heilungsart, welche unsere Schriftsteller dagegen verordnen, und die darin besteht, daß vorn auf der Brust ein künstliches Geschwür erweckt werden soll, muß einem ieden, der sich mit der Einrichtung des thierischen Körpers ordentlich bekannt gemacht

macht hat und die Vieharzneykunst auf eine vernünftige Weise treibt, höchst sonderbar und unbegreiflich vorkommen. Ich muß hierin vielmehr dem denkenden und erfahrungsvollen Herrn von Sind folgen, welcher in seinem Unterrichte in den Wissenschaften eines Stallmeisters 303. S. an die Stelle dieses vorgeblichen Geschwulstes am Herzen die Cardialgie setzt; eine Krankheit, die aber weder im Herzen noch auch vorn an der Brust ihren wahren Sitz hat.

Indessen will ich eben nicht behaupten, daß alle und iede Schriftsteller unter dem Namen des Geschwulstes am Herzen diese Cardialgie beschrieben haben. Vielleicht haben einige auch andere Krankheiten, die sie nicht recht erkannten, z. Ex. eine Brustwassersucht, oder eine Wassersucht des Herzbeutels, gegen die nun wohl eben nicht viel auszurichten steht, vielleicht auch wohl eine Entzündung in den Lungen oder dem Innern der Brust mit diesem Namen belegt; und in diesem letztern Falle wäre es dienlich, ein Haarseil vorn an der Brust zu setzen, wie man gemeiniglich in den Pferdarzneybüchern gegen den Geschwulst am Herzen verordnet findet.

Die Cardialgie besteht in einem heftigen Schmerzen, den das Thier an der vordern

Mündung des Magens erleidet. Weil die Mündung des Magens nahe hinter dem Herzen liegt, und das Thier durch die ihm gewöhnlichen Zeichen zu erkennen giebt, daß es daselbst Schmerzen empfinde, so hat man sich vielleicht deswegen überredet, daß das Herz selbst bey dieser Krankheit leide. Ausser diesen Merkmaalen des Schmerzens in der Gegend, wo sich das Brustbein endiget, ist das Thier bey dieser Krankheit ungemein traurig und matt und fällt auch wohl in Ohnmachten nieder; das Othemholen geschieht mit Beschwerden, die Ohren und die Nase sind ihm kalt und der übrige ganze Körper bricht in einen kalten Angstschweiß aus. Bisweilen wirft sich auch das Thier für Schmerzen ganz unsinnig nieder.

Die Ursachen dieser Krankheit können allerhand scharfe Körper seyn, die dem Thiere mit der Speise in den Magen gelangt sind, Glas, Nadeln, oder auch Gift das mit dem Futter vermengt gewesen ist; ia auch die Würmer in dem Magen können dieses Uebel hervorbringen. So gehören auch verhaltene Winde und Verstopfungen, und die Schärfe einer in dem Magen ausgegossenen Galle unter die hervorbringenden Ursachen der Cardialgie.

Nach-

Nachdem die Krankheit mehr oder weniger heftig und anhaltend, und nachdem sie aus diesen oder ienen Ursachen entstanden ist, nachdem ist sie auch mehr oder weniger gefährlich. Wenn sich schon ein starkes Fieber dazu gesellt hat, so ist sie am bedenklichsten.

Der Arzt muß wohl untersuchen, aus was für Ursachen die Cardialgie entstanden ist und darnach seine Hülfsmittel einrichten. Als allgemeine Mittel, die iederzeit dabey dienlich seyn werden, empfehle ich vornehmlich nicht zu sparsam gegebene gelinde Klystiere, z. Ex. das N. 1. oder N. 13. und wenn die Krankheit sehr heftig ist, eine Aderlaß.

Hat man Grund zu vermuthen, daß das Thier Gift bekommen habe, so muß man die dagegen dienenden Arzneyen gebrauchen; oder Wurmarzneyen, wenn man aus den vorhandenen Umständen schließt, daß die Ursache der Krankheit in Würmern bestehe. Verhaltene Winde, die man am öftern Knurren im Leibe und am Aufstossen erkennt, erfordern windtreibende Mittel, z. Ex. N. 41.

Wenn man dem Miste rohe Galle oder andere scharfen Säfte beygemischt findet, so muß man dagegen erdichte die Schärfe in sich nehmende Arzneyen verordnen, z. Ex. präparirte

parirte Austerschaalen zu einem Lothe, täglich drey Mahl, denen man auch ein Loth Salpeter zusetzen kann.

Während der ganzen Krankheit und auch noch die erste Zeit nach der Heilung derselben muß das Thier im Futter sparsam gehalten und wohl gewartet werden.

Wenn ein Thier sehr gefrässig ist und zumahl eine Zeitlang das Futter hat entbehren müssen; oder wenn die Leute aus Faulheit dem Viehe auf Ein Mahl das Futter geben, das es auf mehrere Mahle hätte bekommen müssen, so überladet es sich auch wohl den Magen, wodurch die Verdauung verhindert und dem Thiere allerley Beschwerden zugezogen werden.

Das schwere und fette Rindvieh ist diesem Zufalle vorzüglich ausgesetzt wenn es zu viel gefressen hat, insbesondere grünes fettes und geiles Futter, frischen und zarten Klee, junges grünes Getraide, oder auch wenn es zu früh auf die noch vom Thaue nasse Weide geführt worden.

Das Thier erleidet in diesem Falle grosse Beängstigungen und steht wie dumm, das Othemholen leidet, es bricht ein kalter Schweiß

aus

aus und der Leib schwillt wohl gar gewaltig auf. Der Tod kann sogar plötzlich auf diese Ueberladung des Magens erfolgen.

Bey dem Pferde nennt man diesen Zufall irriger Weise die Freßräthe: mit der eigentlichen Räthe hat er gar nichts gemein.

Da die Brechmittel nicht gebraucht werden können den Magen leer zu machen, so müssen häufige Klystiere machen, daß die übermässige Menge Futter desto eher in die Gedärme übergeht. Schweres Rindvieh umwindet man in einigen Gegenden, wenn es aufläuft, mit langen Tüchern. Bisweilen ist es nöthig um dem Thiere schnelle Hülfe zu schaffen, den Mist mit der Hand aus dem Mastdarme holen zu lassen, wobey viele Winde abzugehen pflegen und das Thier sogleich Linderung bekömt.

Wenn das Uebel nachläßt, so kann man magenstärkende Mittel, z. Ex. N. 41. täglich ein Mahl gebrauchen, um die zurückgebliebene Schwäche der Verdauungswerkzeuge dadurch zu heben. Futter bekömmt das Thier nicht eher wieder, als bis es ganz gesund ist, und zwar sparsam genug, damit es nicht den noch schwachen Magen wieder aufs Neue überlade.

Die

Die Gifte.

Ich habe schon in meiner Einleitung in die Vieharzneykunst S. 429. etwas von den Giften und dem Verfahren mit einem Thiere gesagt, das Gift bekommen hat; hier erfordert es die Absicht meines Buches, mich noch etwas umständlicher darüber einzulassen.

Es geschieht bisweilen, daß etwas Ratzenpulver, womit man Mäuse und Ratzen hat tödten wollen, durch einen Zufall unter das Futter oder in die Krippe des Viehes gerath und so in den Magen desselben gelangt. Meistentheils bemerkt man es zu spät, wenn keine Zeit mehr zur Hülfe da ist, an der Angst und den Schmerzen die das Thier erleidet, an dem Aufschwellen des Körpers, dem Flankenschlagen und den Zuckungen, die sich darauf bey dem Viehe einfinden. Sieht man aber früh genug was geschehen ist, so gießt man dem grössern Viehe soglcich zwey Pfund, dem kleinern ein halbes Pfund Baumöhl ein, und gebraucht immer fort Klystiere aus halb Milch und halb Oehl mit etwas Salz.

Unter den schädlichen Kräutern ist meistens das eine der einen Art Vieh, das andere einer andern Art ein Gift. Folgende sind die bey uns gewöhnlichen Arten von giftigen Kräutern, die das Vieh bisweilen fressen kann;

kann; verschiedene andere giftige Pflanzen rührt das Vieh niemahls an. Dieienigen meiner Leser, welche Botanik verstehen, werden diese Kräuter am besten nach dem linneischen Namen kennen; die übrigen müssen sich dieselben von Jemanden zeigen lassen.

1) *Pinguicula vulgaris* soll den Schaafen schädlich seyn. Sie wächst in moorichten Gegenden.

2) *Myosotis scorpioides* wenn sie an Gewässern oder an feuchten Stellen wächst, ist sie den Schaafen ein Gift: die im Trocknen aufgeschossene fressen die Schaafe gar nicht.

3) *Phellandrium aquaticum.* Es wächst in Sümpfen, Graben und Teichen und ist dem Pferde ein starkes Gift, insbesondere, wie man sagt, wenn es trocken ist. Dieses Thier soll nach dem Genusse desselben wie vom Schlage gerührt werden. Linné behauptet, daß diese üble Würkung von einem gewissen Insecte (Curculio Phellandrii) herrühren, das in den Stengeln dieser Pflanze wohnt. Dem Rindviehe schadet dies Kraut nicht.

4) *Cicuta virosa* wächst ebenfalls auf feuchten Boden und an den Ufern der Gewässer.

Dem

Dem Rindviehe und den Schaafen ist sie ein Gift, die Ziegen fressen sie ohne Schaden.

5) *Drosera*, ein Geschlecht das in moorichten Gegenden wächst und den Schaafen schädlich seyn soll.

6) *Anthericum ossifragum*. Dieses Kraut, welches in sumpfichten Boden wächst, soll den Schaafen und dem Rindviehe, die es fressen, die Knochen erweichen.

7) *Juncus pilosus*, soll den Schaafen schaden.

8) *Andromeda polifolia* ebenfalls.

9) *Aconitum Napellus* ist dem Rindviehe, Schaafen, Ziegen und Schweinen ein Gift. Die Pferde fressen es nicht frisch, wohl aber getrocknet, und dann schadet es ihnen nicht.

10) *Anemone nemorosa* wächst auf schattichten Wiesen und verursacht dem Rindviehe und den Schaafen, die es fressen, die Ruhr.

11) *Ranunculus Flammula* ein scharfes und den Schaafen, so wie auch anderm Viehe schädliches Gewächs.

12) *Mercurialis perennis* ein Gift für die Schaafe.

13) *Equisetum*, das Geschlecht des Schaftheues; alle Arten davon, vornehmlich die welche an feuchten Orten wachsen, sind den Schaafen schädlich und machen daß sie verwerfen. Auch dem Rindviehe schadet das *Equisetum aruense*: das *fluuiatile* getrocknet soll ihm hingegen nicht schädlich seyn, sondern vielmehr den Kühen die Milch vermehren. Das Pferd frißt einige Arten aus diesem Geschlechte gern.

In den wenigsten Fällen, wenn ein Stück Vieh eine solche giftige Pflanze gefressen hat, wird man wissen was für eine es gewesen ist, und man wird also auch nicht ein gewisses Gegengift ihr entgegen setzen können. Indessen ist es nützlich diese Gifte zu kennen, damit man um desto eher im Stande sey zu verhüten, daß das Vieh nicht davon fresse.

Der Hünermist soll für die Pferde auch ein Gift seyn, und denen die etwas davon einbekommen haben, Beängstigungen, Seitenschlagen und starken Durchlauf verursachen. Man muß sich häufiger Klystiere dagegen bedienen, und auch wohl ein innerliches Purgiermittel, z. Ex. N. 40. eingeben. Sonder-

bar ist es, daß der nach medicinischen Grundsätzen heilende Pferdearzt für solche Pferde, die Hünermist bekommen haben, Hünermist zur Arzney verordnet.

Das verschluckte Federn dem Pferde nicht schaden, wie man gemeiniglich sich einbildet, das hab ich schon aus Versuchen in meiner Einleitung S. 429. widerlegt.

Ein zu heftiges oder einem Thiere in einer zu grossen Menge gegebenes Purgirmittel kann mit Recht als eine Art von Gift angesehen werden, und erfordert hier in sofern unsere Aufmerksamkeit. Es erfolgt darauf ein zu starker Abgang des Mistes, Hitze, Beängstigung, Flankenschlagen, Verzuckungen und selbst der Tod. Oefters geht nach einem zu starken Purgirmittel lange nicht so viel Mist ab, als nach dem Gebrauche eines gelindern: es ist ein ausserordentlich schädliches Vorurtheil, daß für das Vieh so starke Portionen von Purgirmitteln verschrieben werden müßten, wie die meisten Vieharzte thun; schwächere reinigen die Gedärme mehr und weit sicherer. Was die besten Schriftsteller in unserer Wissenschaft von dem grossen Schaden sagen, den die Purgirmittel in dem Körper des Pferdes und anderer Arten Vieh anrichten, das hat man vornehmlich von zu starken

Mitteln

Mitteln dieser Art zu verstehen; denn ordentliche mässig würkende Purgirmittel schaden nicht allein nicht, sondern sie sind auch selbst in der Vieharzneykunst unentbehrlich.

Wenn aber ein Thier ein zu starkes Purgirmittel bekommen hat, so muß man nur zu machen suchen, daß es bald wieder fortgeht, und in dieser Absicht öftere erweichende Klystiere geben, nur Wasser das mit Kamillen abgekocht und mit Oehl vermischt ist, alle vier Stunden durch den Mastdarm eingesprützt. Sollten die Gedärme gar zu heftig durch das Purgirmittel angegriffen werden, und zu viel Schleim oder gar Blut mit dem Miste abgehen, so ist es sehr gut den Klystieren iedesmahl dreyssig bis vierzig Tropfen Laudanum liquidum Sydenhami oder des Herrn **von Sind** Balsamum opiatum spagyrice correctum in eben der Menge zuzusetzen. Wenn ein gar zu heftiges Fieber durch das starke Purgirmittel erweckt worden ist, so ist es auch nöthig eine Aderlaß anzustellen, um der sonst zu befürchtenden Enzündung des Magens und der Gedärme zuvorzukommen.

Wenn von ungefähr ein lebendiger Blutigel mit dem Getränke in den Magen gekommen ist, so ist das Beste, was man dagegen geben kann, eine starke Portion Salz

in Wasser aufgelöst zu geben. Hierdurch wird das Thier getödtet, und dann kann es durch ein gelindes Purgirmittel ausgetrieben werden.

Wenn ein Stück Vieh von einem giftigen Thiere, einem Skorpione oder einer Viper gestochen worden, so salbt man die Wunde fleissig mit Baumöhle, und giebt innerlich ein bis zwey Loth Theriak ein. Der Biß einer Spitzmaus soll ebenfalls vergiftet seyn, und man kann eben die Mittel dagegen gebrauchen.

Die Würmer.

In dem Magen und den Gedärmen des Viehes finden sich verschiedene Arten von Insecten und Gewürmen, welche daselbst durch ihr Nagen und Beissen dem Viehe Schmerzen verursachen, theils aber auch den für das Vieh bestimmten Nahrungssaft verzehren und zu ihrer Nahrung anwenden.

Man erkennt ihre Gegenwart davon, daß das Thier öfters Bauchschmerzen erleidet, als wenn es die Darmgicht hätte, wobey dennoch Mist und Harn ordentlich abgeht. Es beißt sich hier oder da am Hinterleibe, oder schlägt mit dem Fusse darnach: es wird bey dem be-

sten

sten Futter mager; es ist traurig, sieht immer nach dem Hinterleibe und hat ein rauhes aufgebürstetes Haar. Manchmahl verursachen die Würmer eine ordentliche und heftige Darmgicht, ja bisweilen zernagen sie den Magen und die Gedärme dergestalt, daß starke Entzündungen und der Brand hinzuschlagen und das Thier davon stirbt. Man kann bisweilen die Würmer in dem Miste des Viehes finden oder sie im Mastdame liegen sehen, wenn das Thier ihn öffnet um zu misten, und ihre Gegenwart im Körper auch daran erkennen. Ueberhaupt aber sind die meisten Kennzeichen, woraus man schließt, daß ein Thier Würmer im Leibe habe, ziemlich zweydeutig und ungewiß.

Junge Thiere und solche, deren Gesundheitszustand nicht sehr dauerhaft ist, sind den Würmern weit mehr ausgesetzt als die ältern und gesündern.

Ich getraue mir den Satz immer fest zu behaupten, daß alle die Würmer, die sich in dem Innern des Körpers der Thiere finden, so wie alle Thiere überhaupt, von Eltern erzeugt worden sind, und sich auch so wie andere Thiere vermehren, nie aber ohne Zeugung und von selbst aus den Nahrungstheil-

chen im Körper des Viehes zusammengesetzt werden. Bey verschiedenen dieser Würmer sind wir von ihrer Erzeugung hinlänglich und gewiß unterrichtet und wissen, auf welche Weise sie in den Körper der Thiere gelangt sind; daraus, daß wir es nicht bey allen wissen, folgt nicht, daß sie auf eine Art entstehen, die der gesunden Vernunft so sehr widerspricht als die Lehre von der Entstehung der Würmer ohne Erzeugung thut.

Die besten Mittel gegen die Würmer im Körper sind die Queckſilberarznenen; versüßtes Quecksilber, mineralischer Aethiops, Wasser, das mit Quecksilber eine Zeitlang gekocht worden, und mehr dergleichen Dinge. Man kann z. Ex. einen grössern Thiere, bey dem man Würmer vermuthet, das Mittel N. 42. geben. Dieses Pulver wird mit Wasser zusammen gerührt und einige Morgen hintereinander dem nüchternen Thiere durch ein Horn eingegossen, wobey es ein sparsames Futter bekömmt. Der mineralische Aethiops tödtet die Würmer, und die Aloe führt sie hernach ab.

Weil sich die Würmer leicht in dem Körper des jungen Viehes ansammlen, so thut man wohl, wenn man ihm alle Herbste und Frühlinge drey Tage hintereinander des Morgens

gens ein halbes oder ganzes Loth mineralischen Aethiops eingiebt oder angefeuchtet auf das Futter streuet. Man kann auch bey Zufällen, bey denen man die Gegenwart der Würmer vermuthet ohne davon gewiß zu seyn, die Heilungart immer mit darauf einrichten und allen übrigen schicklichen Arzneyen mineralischen Aethiops zusetzen.

Ich will hier ein Verzeichniß von den mir bekannten Arten von Würmern geben die sich in den Gedärmen des Viehes aufhalten; man nehme es aber ia nicht für ganz vollständig auf, vielleicht giebt es noch mehrere Gattungen davon.

1) *Oestrus haemorrhoidalis.* Dies ist eine Fliege, die ihre Eyer auf der Weyde in den Mastdarm des Pferdes legt, wenn dieses Thier den Mist von sich giebt, oder wenn sie sonst dazu gelangen kann. Aus den Eyern entstehen Würmer (*moraines*), die sich hernach bloß in den Mastdarme, nicht in den übrigen Gedärmen aufhalten, und sich an den Seiten des Darmes vermittelst der kleinen Stacheln, die sie an allen Abschnitten oder Gelenken des Körpers haben, anhangen, wodurch dem Pferde ausserordentliche Schmerzen verursacht werden. Wenn der Wurm ausgewachsen ist, so begiebt er sich

durch den Hintern heraus und verwandelt sich in eben eine solche Fliege, als die war, wel- ihn erzeugte. Vielleicht wären Klystiere aus Wasser, worin Quecksilber gekocht worden, das Beste, was man gegen diese Würmer gebrauchen könnte. Es soll sich dieser Wurm auch in dem Magen des Pferdes befinden; vielleicht verwechselt man ihn aber mit einem andern.

2) *Lumbricus terrestris*, der ordentliche Spulwurm, der in den Gedärmen verschiedener Thiere wohnt. Er scheint einerley Thier mit dem gewöhnlichen Regenwurme zu seyn, wie er aber in die Gedärme der Thiere hinein kömmt, das weis ich mir nicht zu erklären, so daß ich selbst damit zufrieden wäre.

3) *Ascaris vermicularis*, ein kleiner einen bis anderthalb Zoll langer runder und dünner, an beyden Enden zugespitzter weisser Wurm, der sich vornehmlich in dem Magen und den Gedärmen des Pferdes häufig findet, und vermuthlich durch Speise oder Trank hineingelangt. Er ist gefährlicher als der vorhergehende und fast der schlimmste unter allen Würmern in den Gedärmen des Pferdes.

4) *Ascaris*

4) *Ascaris lumbricoides*, ein anderer nicht so gewöhnlicher Wurm, der mit dem Spulwurm viel Aehnlichkeit hat.

5) *Taeniae*, der **Bandwurm**, wovon es mehrere Arten giebt. Er siehet einem Bande ähnlich und ist aus verschiedenen Gelenken zusammen gesetzt. Man findet ihn in dem Magen und den Gedärmen des Viehes. Seine Entstehung und Fortpflanzung ist noch nicht ganz deutlich erklärt.

Auch ausser den Gedärmen finden sich einige Würmer in dem Innern des Körpers bey dem Viehe. Die mir bekannten Arten sind

1) *Oestrus nasalis*, eine Fliege, die durch die Nase des Pferdes kriecht und ihre Eyer in den Rachen dieses Thieres legt, woraus hernach die Würme auskommen, die sich daselbst bisweilen finden. Man kann, um sie zu vertreiben, das Maul und den Rachen mit Essig und Salz auswaschen. Vielleicht begeben sich diese Würmer bisweilen in den Magen hinunter und man hat sie für die Würmer des *Oestrus hoemorrhoidalis* gehalten: Linne' behauptet, es seyen die Würmer des *Oestris Bouis*, die man in dem Magen der Pferde findet.

2) *Oestrus Ovis*, eine ähnliche Fliege. Sie legt ihre Eyer auf eben die Art in die Nase der Schaafe und Ziegen, und die daraus entstehenden Würmer plagen dann diese Thiere sehr. Man sehe nach, was ich vorher S. 285. davon erinnert habe.

3) *Fasciola hepatica*, die Egel, ein gelblich grauer Wurmer, der die Gallengefässe der Leber in den Schaafen, dem Rindviehe und den Eseln bewohnt; bey den Ziegen ist dieser Wurm nicht so gewöhnlich. Vermuthlich kömmt er mit dem Wasser in den Magen dieser Thiere, und begiebt sich nach und nach in die Leber hinein, weil er das Bittere der Galle sehr liebt. Wenn sich zuviel davon ansammlen, so können die Schaafe die Wassersucht darnach bekommen und daran sterben. Die Schaafe, die auf sumpfichten Weiden gehen, bekommen sie am leichtesten. Man muß daher um die Ansammlung dieser Würmer zu verhüten, die Schaafe nur auf trockne Weiden treiben und ihnen übrigens fleissig Salz zu lecken geben. Vielleicht hilft dieses auch gegen die schon vorhandenen Egel. Schäfer hat sehr weitschweifig von diesen Thieren geschrieben und mit vielen Worten wenig davon gesagt, so wie er gemeiniglich thut.

4)

4) *Taenia hydatigena*, ein vom Herrn Pallas beschriebenes Thier, das sich in einer Wasserblase bey dem wassersüchtigen wiederkäuenden Viehe, wie auch bey den an der Wassersucht kranken Schweinen in dem zellichten Gewebe des Darmfelles, in dem Netze und an andern Orten des Hinterleibes findet. Sein Ursprung ist sehr schwer zu erklären.

Man will auch noch an andern Orten des Körpers Würmer bey dem Viehe bemerkt haben, in den Harngängen, den Lungen, der Milz, in den Hörnern, den Adern, u. s. w. deren Erzeugung ich noch nicht begreifen kann, und von deren Beschaffenheit ich nicht hinlänglich unterrichtet bin.

Ich will noch ein Verzeichniß anderer Insecten anhangen, welche das Vieh äusserlich zu plagen pflegen.

1) *Oestrus Bouis*, eine rauhe Fliege, die ihre Eyer in die Haut des Rindviehes, und zwar vorzüglich des iüngern legt. Die daraus entstehenden Würmer oder sogenannten Engerlinge bleiben in der Wunde stecken und bringen darin ein Geschwür hervor, in welchem sie den Winter durch leben bis sie ausgewachsen sind, worauf sie sich im Sommer heraus begeben und sich in der Erde wieder

der in eine Fliege verwandeln. Die Haut des geschlachteten Rindviehes ist bisweilen ganz davon durchlöchert und voller Narben. Wenn man die Beulen auf der Haut mit Salzwasser wäscht, so sollen diese Engerlinge dadurch heraus getrieben werden; im übrigen sind sie aber dem Rindviehe gar nicht schädlich.

2) *Tabanus bouinus*, die sogenannte blinde Fliege, und mehrere Arten dieses Geschlechtes;

3) *Conops calcitrans*, die gewöhnliche Stechfliege;

4) *Conops irritans*, und

5) *Hippobosca equina*. sind Fliegen, die sich im Sommer auf die Haut des Viehes setzen und es vermittelst ihres Saugstachels verletzen, durch welchen sie ihre Nahrung aus den Säften des Viehes ziehen.

6) *Musca meteorica*, eine kleine Fliege, fliegt insbesondere bey bevorstehenden Regen häufig und in grosser Gesellschaft den Pferden um das Maul herum und wird ihnen dadurch sehr beschwerlich.

7)

7) *Culex equinus*, eine kleine Mücke oder Schnacke die die Pferde gewaltig zersticht und ihnen das Blut aussaugt.

Es wird gerathen, die Haut des Viehes mit Wasser zu waschen, worin Tannzapfen, oder die grünen Schaalen von Wallnüssen, oder das Laub des Wallnußbaumes abgekocht worden, weil dadurch alle dergleichen Stechfliegen von ihm abgehalten werden. Die Fliegennetze schützen das Pferd nicht gänzlich dagegen.

Wir begehen öfters die Thorheit, dem Pferde das Werkzeug, wodurch es dergleichen Fliegen von seinem Körper abwehrt, den Schweif, abzuschlagen, weil wir ein solches geengländertes Pferd für schöner halten, als ein anderes natürlich schönes.

8) *Pediculus Equi*, die Pferdelaus.

9) *Pediculus Asini*, die Eselslaus.

10) *Pediculus Bouis*, und

11) *Pediculus Vituli*, zwo Arten von Läusen des Rindviehes.

12) *Pediculus Ouis*, die Schaaflaus.

13) *Pediculus Suis*, die Schweinelaus.

Denn

Denn die meisten Thiere haben ihre eignen Arten von Läusen, die nicht auf andern gefunden werden. Von ihrer Vertreibung ist schon vorher geredet worden S. 276.

14) *Acarus Reduuius*, die Schaafzäke, sitzt auf Rindviehe und Schaafen, und verderbt und verwirrt bey den letztern die Wolle sehr.

15) *Acarus Ricinus*, hält sich ebenfalls auf dem Rindviehe und andern Thieren auf.

16) *Hippobosca ouina*, noch eine Art von Täken, auf den Schaafen. Sie verderbt die Wolle derselben und macht sie grün.

Die Dürrmaden des Rindviehes, deren im I. Bande der Nachrichten der königl. Großbritannischen Landwirthschaftsgesellschaft S. 497. gedacht wird, kenne ich nicht. Es sollen kleine rothe Würmer auf der Zunge dieses Viehes seyn, welche bald dadurch vertrieben werden können, wie ebendaselbst gelehrt wird, wenn dem Rindviehe die Zunge mit Honig und mit einem Stücke von einem Dachsteine derbe abgerieben wird, wodurch diese Würmer genöthiget werden sollen herauszuspringen.

Die

Die Darmgicht.

Unter dem Namen Darmgicht, Darmstrenge oder Kolik (la colique, les tranchées) versteht man überhaupt alle Arten von Schmerzen in den Gedärmen, sie mögen nun mit mehr oder weniger heftigen Zufällen anderer Art vergesellschaftet, und aus diesen oder ienen Ursachen entstanden seyn.

Ein Thier, das die Darmgicht erleidet, wirft sich für Heftigkeit der Schmerzen öfters zu Boden und wälzt sich auf der Erde herum, springt dann wieder auf, sieht mit dem Kopfe nach dem Hinterleibe als dem Orte wo es die Schmerzen erleidet, und hauet und schlägt mit den Füssen darnach hin. Die gewaltigen Bewegungen sowohl, die das Thier vornimt, auch die Schmerzen in den Gedärmen selbst erwecken dem Thier einen starken Schweiß und meistentheils zugleich ein heftiges Fieber mit rothen entzündeten und traurigen Augen, einem trocknen Maule, abwechselnd bald kalten bald heissen Ohren, Flankenschlagen und einem Fieberpulse der bisweilen unordentlich und aussetzend ist. Ein Thier kann in einer sehr kurzen Zeit an der Darmgicht sterben, wenn sich die Zufälle nicht legen noch besänftigen lassen wollen, und diese

Krank-

Krankheit ist würklich eine von den gefährlichsten, insbesondere bey den Pferden.

Die Ursachen, welche die Darmgicht hervorbringen, sind nicht iederzeit eben dieselben. Es können Würmer in den Gedärmen so stark nagen und saugen, daß dadurch die Kolikschmerzen hervorgebracht werden; oder eine Schärfe, die sich in den Gedärmen angesammlet hat, reitzt dieselben und verursacht selbst eine Entzündung darin; oder die Gedärme verwickeln sich dergestalt durch einander, daß die Winde und der Mist darin verhalten und die Gedärme dadurch zu stark gespannt und unter grossen Schmerzen aufgetrieben werden. Endlich kann aber auch eine Verstopfung des Harnes eine Darmgicht hervorbringen, indem die Blase von dem sich darin ansammlenden Harne aufgetrieben wird, die Gedärme drückt und macht, daß Mist und Winde nicht durchgehen gehen können: ia es geht auch wohl die Entzündung der Harnblase mit zu den Gedärmen über und erweckt solchergestalt die Kolikschmerzen.

Die Darmgicht ist eine Krankheit, bey der man nicht lange zaudern darf, wenn man Hülfe schaffen will. Man muß sich, selbst ehe man noch die eigentlichen Ursachen hat entdecken können, wodurch die Schmerzen

und

und die Krankheit hervorgebracht worden, allgemeiner Hülfsmittel bedienen, um dem Thiere Linderung zu verschaffen. Dahin gehört vornehmlich, daß man an beyden Seiten des Halses zur Ader läßt und öfters das Klystier N. 13. giebt, dem man vier Loth Metallsafran und dreyssig Tropfen von Sydenhams schmerzstillender Tinctur zusetzt. Man wird zwar hierdurch vieles zur Beruhigung des Thieres beytragen, allein man muß doch auch dabey die nähern Ursachen der Kolikschmerzen zu entdecken bemüht seyn und ihnen die eigentlichern Heilungsmittel entgegen setzen.

Daß die Darmgicht durch die in den Gedärmen nagenden Würmer hervorgebracht werde, kann man wenigstens mit einiger Gewißheit daran erkennen, daß das Thier abwechselnd eine etwas längere Zeit Ruhe hat als sonst, und dann auf ein Mahl wieder für Schmerz zu springen anfängt. Da die Würmer zumahl in den Gedärmen des Pferdes ziemlich gewöhnlich sind, so ist es gut fast allemahl bey der Darmgicht dieses Thieres darauf mit sein Augenmerk zu richten und ausser der Aderlaß und den Klystieren ein Loth mineralischen Aethiops, oder auch ein Paar Loth gepulverten Rheinfahrensaamen (Semen Tanaceti) mit Wasser einzugeben. Ei-

nige Haushälter haben die Gewohnheit, ihren Pferden jährlich einige Mahle das Rheinfahrenkraut frisch oder getrocknet, oder auch den Saamen davon unter dem Futter zu geben, und sie verhüten hierdurch würklich die Darmgicht unter ihren Pferden und die Anhäufung der Würmer in den Gedärmen derselben.

Eine Darmgicht die von einer Schärfe in den Gedärmen herrührt, kann man meistens daran erkennen, daß der abgehende Mist ein unnatürliches Ansehen hat, flüssig, grünlich, schwärzlich und stinkend, oder bey dem Pferde mit einer weißlichen Materie vermischt ist, die sich auf den Boden bewegt als wenn sie gährte. Diese Schärfe besteht bisweilen aus verdorbener Speise, bisweilen aus einer fehlerhaften Galle oder andern Säften die sich in den Gedärmen ansammlen und eine Schärfe annehmen. Oefters ist ein sehr heftiges Fieber mit dieser Darmgicht verbunden, und meistentheils ist auch ein Durchlauf dabey, oder er kömmt wenigstens hinter her. Man muß bey dieser Darmgicht, nachdem es die Heftigkeit des Fiebers erlangt, mehrere Mahle zur Ader lassen, die verordneten Klystiere sehr oft gebrauchen und innerlich alle vier Stunden ein Quentchen Spiritus nitri dulcis mit zehn Tropfen von Sydenhams schmerzstillender

stillender Tinctur in einem Glase Wasser eingiessen.

Eine Darmgicht die aus verhaltenen Winden entsteht, oder eine Windkolik, ist daran kenntlich, daß der Leib meistens dabey aufgetrieben und verstopft ist: ausserdem hört man auch gemeiniglich das Knurren der Winde in den Gedärmen. Die Pferde, welche die üble Gewohnheit haben, daß sie koppen oder aufsetzen, sind diesen Windkoliken vorzüglich ausgesetzt. Innerlich starke windtreibende Mittel zu geben ist bedenklich; man kann die Krankheit wirklich dadurch vermehren: ein Paar Loth Theriak mit Weine kann man indessen ohne Bedenken eingeben, oder auch ein anderes gelindes windtreibendes Mittel. Ausserdem, und dem Gebrauche der Aderlaß und der Klystiere kann man das Thier sich gelinde bewegen lassen und es langsam spazieren führen. Auch ein solches Dampfbad ist dabey dienlich, wie vorher bey Gelegenheit der Hirschkrankheit der Pferde (S. 298.) empfohlen worden. Uebrigens ist es bey allen Verstopfungen besser, fleissig erweichende und gelind abführende Klystiere zu geben, als den Mist mit der Hand aus dem Mastdarme heraus holen zu lassen.

Manchmahl rührt diese Darmgicht von einer gänzlichen Verschlingung und Verwickelung der Gedärme her, und der Zufall ist so schlimmm und gefählich, daß nichts dagegen hilft. Der Mist dringt endlich sogar dem Thiere zum Maule heraus, und es ist das wahre Miserere (le convolvulus, miséréré) da, worauf der Tod bald zu folgen pflegt. Man kann indessen versuchen, ob man durch fünf bis sechs Pfund reines Quecksilber, die man durch das Maul auf ein Mahl eingießt, die verwickelten Gedärme noch wieder in Ordnung bringen kann.

Von der Darmgicht, die aus einer Verstopfung des Harnes entsteht, wird sich weiter unten besser handeln lassen.

Die bey den Pferden sogenannten Viefeln oder Feibeln (les avives) sind nichts anders als eine Kolik. Diese aber dadurch heilen wollen, daß man die unter den Ohren liegenden Speicheldrüsen (parotides) mit einer Zange quetscht, ist entsetzlich ungereimt. Die rothe Darmgicht, wovon die Schmiede so gern reden, ist ein Unding.

Der Durchlauf.

Wenn einem Thiere der Mist zu oft abgeht, und dabey zu flüssig, oder auch mit allerhand

lerhand unnatürlichen Materien, Blute, Schleime, Galle, u. d. gl. vermischt ist, so hat es einen Durchlauf (dévoyement, diarrhée). Eigentlich aber benennt man denjenigen Zufall mit diesem Namen insbesondere, wenn ein Thier nur einen blossen dünnen und wässerichten Mist, mit dem keine fremden Materien vermischt sind, ohne daß es Schmerzen dabey empfindet, zu oft von sich giebt.

In einen solchen Durchlauf endigen sich bisweilen einige Krankheiten auf eine heilsame Weise, indem die Uneinigkeiten dadurch aus dem Körper fortgehen, welche die Krankheiten hervorbrachten; oder es entsteht bisweilen auch ein Durchlauf von dieser Art, ohne daß eine andere Krankheit vorher gegangen ist, die ausgebrochen seyn würde, wenn nicht durch den Durchlauf das Schädliche aus dem Körper fortgegangen wäre. Der Arzt, der den Durchlauf in diesen Fällen unterdrücken und stopfen wollte, der würde also mehr Schaden als Vortheil stiften.

Wenn daher ein Thier einen blossen einfachen Durchlauf hätte, wobey der Mist nur wässericht und dünne, und gar nicht mit Galle, Blute, oder dergleichen vermischt wäre und auch nicht faul röche; wenn keine Bauch-

schmerzen damit verknüpft wären, und sich das Thier im Uebrigen wohl befände, so kan man der Natur dadurch zu Hülfe kommen, daß man täglich drey Mahl ein halbes Loth Rhabarber mit Wasser eingiebt.

Selten geschieht es, daß ein solcher Durchlauf zu lange anhält und zu einer Art von Gewohnheit wird, worauf mit der Länge der Zeit eine Ermattung und Schwäche des Thieres erfolgt. Sähe man aber, daß der Durchlauf gar nicht von selbst nachlassen wollte, und hätte der Mist ausser der zu grossen Flüssigkeit übrigens ein völlig natürliches Ansehen, so kann man sicher einige stopfende Mittel gebrauchen, z. Ex. innerlich N. 43. und wenn das noch nicht helfen will auch ausserdem das Klystier N. 44.

Man kann auch gegen einen zu lange anhaltenden Durchlauf einen von frischen oder getrockneten Heidelbeeren abgekochten Trank, oder ein Paar Loth Theriak mit Weine eingeben, oder das Vieh Wasser trinken lassen, worin öfters glühendes Eisen abgelöscht worden.

Wenn bey dem Durchlaufe mit dem Miste allerley Unreinigkeiten abgehen und der Mist unnatürlich riecht, der Durchlauf aber übrigens mit keinen Bauchschmerzen oder andern

dern Zeichen einer andern Krankheit verknüpft ist — denn in diesen Fällen müßte man bey der Heilung vornehmlich mit auf die damit verbundene Krankheit sehen — so kann man ebenfalls die Rhabarber wie vorher so lange gebrauchen, bis sich der Durchlauf von selbst stopft, wozu auch das Klystier N. 13. mit zwey Loth Metallsafran täglich zwey Mahl gegeben ausser der Rhabarber dienlich ist; oder wenn der Durchlauf nicht von selbst nachlassen will, der Mist aber wieder alles unnatürliche Ansehen ausser der zu grossen Flüssigkeit verlohree hätte, so könnte man sich auch des Trankes N. 43. bedienen, ihn zu stopfen.

Wenn bey einem Durchlaufe Blut mit dem Miste abgeht, so heißt er die Ruhr (le flux dissenterique), und diese ist zugleich mit Schmerzen in den Gedärmen vergesellschaftet. Manchmahl geht aber auch bey der Ruhr oder einem schmerzhaften Durchlaufe anstatt des Blutes nur ein scharfer Schleim ab. Ueberhaupt entsteht die Ruhr aus einer Schärfe in den Gedärmen, welche dieselben anfrißt und die Schmerzen und den Blutfluß verursacht. Meistentheils ist auch ein beständiges D ängen und Trieb zum Misten dabey, und doch geht wenig oder eine Zeitlang gar nichts aus den Körper ab; und dieses heißt der Afterzwang (le tenesme). Die Thiere pflegen

bey der Ruhr sehr matt und krank zu seyn; in manchen Jahren ist sie grassirend.

Man muß gegen die Ruhr vornehmlich Rhabarber eben so wie vorher bey dem Durchlaufe gelehrt worden gebrauchen, damit die Schärfe als die hervorbringende Ursache der Krankheit sobald wie möglich aus den Gedärmen fortgeschaft werde. Zusammenziehende Arzneyen dabey zu geben, wie einige verordnen, ist höchst widersinnig und gefährlich. Zur Linderung der Schmerzen kann man alle Tage ein Paar Klystiere aus einem halben Quartiere Milch mit einem halben Pfunde Baum-Rüb-oder Leinöhl vermischt geben, wozu man zwanzig bis dreyssig Tropfen von Sydenhams schmerzstillender Tinctur setzen kann.

Die Ipekakuanhe ist gegen die Ruhr als ein vortreffliches und sehr würksames Mittel bewährt gefunden worden. Man kann sie innerlich täglich zwey Mahl zu einem Lothe gepulvert eingeben, und auch den Klystieren, die man sonst gebraucht, ein Paar Loth davon zusetzen.

Bisweilen iedoch selten geht dem Viehe anstatt des Mistes die fast ganz unverdauete Speise ab, und dieser Zufall heißt die Speiseruhr

feruhr oder Lienterie. Es kann eine Schwäche des Magens Ursache davon seyn, und ausser einem sparsamen Futter, das überhaupt bey allen diesen Krankheiten der Werkzeuge der Verdauung zu verordnen ist, kann man magenstärkende Arzneyen, z. Ex. N. 41. dagegen gebrauchen.

Noch seltener sind die Milchgefässe der Gedärme dergestalt verstopft, daß sie den Milchsaft aus den Speisen nicht aufnehmen und dem Blute zuführen können, daher der Milchsaft mit dem Miste vermischt abgeht und das Thier sehr matt und kraftlos und mager wird. Es kann auch diese Krankheit daher rühren, daß die Milchgefässe geschwächt sind: sie nehmen dann zwar den Milchsaft auf, aber sie können ihn nicht weiter zum Gebrauche fortschicken, sondern lassen ihn wieder fahren. Weil man selten wird entscheiden können, ob der Zufall einer Verstopfung oder einer Schwäche der Milchgefässe zuzuschreiben ist, so thut man wohl, wenn man die Arzneyen, die man dagegen verordnet, so einrichtet, daß sie in beyden Fällen nützlich seyn können, wie z. Ex. die Vorschrift N. 45. Man giebt davan täglich zwey Mahl so viel, als eine Wallnuß an Grösse beträgt.

Eine gewisse schlimme Gattung vom Durchlaufe bey dem Pferde belegt man mit dem sehr unschicklichen Namen des Fettschmelzens (la gras-fondure), und bildet sich gemeiniglich ein, daß das Fett bey dem Thiere nach einer starken Erhitzung des Körpers schmelze, und durch deu Hintern mit dem Miste abgehe. Das ist aber alles falsch; was man hier für Fett ansieht, ist nichts weniger als Fett.

Zwar ist es wahr, daß das Fettschmelzen nach einer Erhitzung des Körpers entstehen kann, aber deswegen folgt nicht, daß das Fett würklich im Körper schmelze und den sonderbaren Weg zum Hintern heraus nehme. Die Erhitzung ist auch nicht die einzige Veranlassung zum Fettschmelzen, sondern eine Schärfe, die sich ausserdem in den Gedärmen ansammlet, kann auch diese Krankheit hervorbringen. Würklich ist sie nichts anders, als eine Ruhr, wobey dem Miste kein Blut, sondern ein weisser Schleim beygemischt ist.

Bey dem ersten Anfange der Krankheit wird das Pferd traurig und läßt Futter und Trank stehen; es zeigt durch sein öfteres Niederlegen und Aufstehen an, daß es Schmerzen im Hinterleibe erleide, noch mehr aber

dadurch,

dadurch, daß es sich öfters nach dem Bauche umsieht. Der Mist ist anfänglich hart und mit einem weissen Häutchen überzogen, aber bald darauf folgt ein ordentlicher Durchlauf, wobey ein weisser Schleim fortgeht, der in einer gährenden Bewegung ist. Das Fieber dabey ist meistentheils sehr stark, zumahl wenn das Fettschmelzen von einer Erhitzung herrührt.

Wegen des mit der Krankheit verbundenen Fiebers läßt man zur Ader und gebraucht Salpeter; im übrigen verfährt man wie bey einer andern Ruhr. Klystiere von warmen Kalbs- oder Hammelblute öfters gegeben sind bey dem Fettschmelzen von vorzüglich guter Würkung.

Verstopfung.

Wenn ein Thier eine **Verstopfung** (constipation) hat, ohne daß eine andere Krankheit, z. Ex. eine Darmgicht, damit verbunden ist, so kann man am geschwindesten durch eine Stechpille rathen, die man aus einem Stücke Seife nach der Grösse des Thieres bildet; oder man bringt ihm ein Talglicht durch den Hintern in den Mastdarm. Wenn die Stechpille stärker reitzen soll, so kann man sie mit Salzwasser oder Heringslake befeuchten,

ehe

ehe man sie einbringt. Ein anderes Mittel gegen die Verstopfung ist ein Klystier, z. Ex. N. 1.; soll es stärker seyn, so setzt man drey bis vier Loth Metallsafran hinzu.

Ausfallen des Mastdarms oder Afters.

Der Mastdarm fällt den Thieren bisweilen bey einem anhaltenden Durchlaufe hervor, oder auch nach einer schweren Geburth. Man bestreicht die Hand mit Oehle und bringt den Darm damit behutsam wieder hinein; damit er nicht wieder ausfalle, gebraucht man das Klystier N. 44. oder ein anderes zusammenziehendes. Sydenhams schmerzstillende Tinctur kann man aus dem Klystiere N. 44. weglassen, wenn man es zu dieser Absicht gebrauchen will.

Bisweilen kann man aber den Mastdarm nicht gleich wieder an seinen gehörigen Ort bringen, weil er geschwollen ist; und dann muß man ihn erst wieder mit erweichenden Mitteln bähen, wozu man laues Wasser nehmen kann, worin Pappeln abgekocht worden. Wenn man hierauf den Mastdarm wieder eingebracht hat, so kann man zur Ader lassen, um Entzündungen zuvorzukommen, die etwa zu befürchten wären.

Achter

Achter Abschnitt.

Von einigen andern Krankheiten der Eingeweide des Hinterleibes.

Verstopfungen in den Eingeweiden.

Das Geblüt dessen Umlauf im Hinterleibe ruhig und vielleicht um ein Gutes langsamer geschieht als anderwärts im Körper, und ohnedem daselbst vorzüglich dick zu seyn pflegt, kann in den Gefässen der Eingeweide, die in dieser hintersten Höhlung des Leibes liegen, um so viel leichter zur Anhäufung und in ein Stocken gebracht werden. Allein der Mangel an deutlichen und sichern Kennzeichen dieser Zufälle verhindert uns meistentheils immer dieselben bey dem Viehe ordentlich zu erkennen. Es kann ein Thier eine ansehnliche Verstopfung in der Leber zum Exempel haben, mit allen denen schlimmen Zufällen, die dieselben begleiten, und ein geschickter Arzt entdeckt doch vielleicht nicht eher als nach dem Tode des Thieres mit völliger Gewißheit die eigentliche Natur der Krankheit.

Die Zufälle, welche mit dergleichen Verstopfungen in den Eingeweiden des Hinterleibes

leibes verknüpft zu seyn pflegen, sind gemeiniglich Schwäche im ganzen Körper, unterdrückte Verdauungskräfte, Magerkeit und Abzehrung, Wassersucht, Rauhigkeit und unnatürliches Ansehen des Haares, u. d. gl. Manchmahl ist das verstopfte Eingeweide so stark angeschwollen, daß man es äusserlich durch die Augen oder das Gefühl wahrnehmen kann. Könnte das Thier reden, so würde es sich öfters über ein Drücken oder einen stumpfen Schmerzen im Hinterleibe beklagen. Manchmahl entsteht auch aus dergleichen Verstopfungen eine Art von stillem Koller. Diese und mehr dergleichen Zufälle nähern das Thier meistens langsam seinem Tode, ohne daß man eben viel Hülfe dagegen schaffen kann, theils weil man selten ganz gewiß von der eigentlichen Natur der Krankheit unterrichtet ist, theils weil man auch eben nicht viel dazu thun kann, dergleichen Verstopfungen wieder zu heben.

Oeffnet man nach dem Tode des Thieres den Hinterleib desselben, so findet man das oder die Eingeweide, welche den Sitz der Krankheit ausmachten, unnatürlich hart oder vergrössert, mit allerley harten Knoten oder auch mit Wasserblasen besetzt, und von einer unnatürlichen Farbe.

Um doch ein Arzneymittel gegen diese Umstände anzuführen, ungeachtet man wohl thun wird, wenn man sich nicht zu viel darauf verläßt, empfehle ich insbesondere feine Stahlfeil täglich einige Mahle zu einem bis anderthalb Lothen mit Wasser eingeben. Auch die Fieberrinde besitzt ansehnliche Kräfte zur Stärkung der Eingeweide des Hinterleibes.

Manchmahl entstehen auch in einem oder dem andern Eingeweide des Hinterleibes ordentliche Entzündungen, auf welche wahre Vereyterungen derselben erfolgen, die mit einem auszehrenden Fieber verbunden sind. Eine solche Vereyterung im Hinterleibe erweckt eben so eine wahre und fast gänzlich unheilbare Schwindsucht als die Vereyterungen der Lungen; bey allen solchen langsamen auszehrenden Fiebern ist wohl nicht viel Hülfe zu schaffen möglich.

Die Wassersucht.

Eine Wassersucht (l' hydropisie) heißt eine iede Anhäufung eines Wassers an einem oder dem andern Theile des Körpers, sie sey nun in dem zellichten Gewebe, dem Sitze des Fettes, oder in der Höhlung des Bauches, oder im Hodenbeutel, oder in der Brust und dem Herzbeutel, oder auch im Kopfe

selbst

selbst geschehen. Die gewöhnlichste Gattung davon ist die Bauchwassersucht, wo das Wasser in der Höhlung des Hinterleibes steckt.

Ein wassersüchtiges Thier ist traurig und matt, verliert die Lust zum Futter, hat einen schwachen Puls, und holt mit grosser Beschwerde und unter Flankenschlagen Othem. Der ganze Körper, insbesondere aber die äussern Theile, Nase, Ohren und Füsse sind kalt. Man bemerkt auch bald an den Theilen, worin sich das Wasser ansammelt, einen starken Geschwulst, der manchmahl ansehnlich zunimt. Hat sich das Wasser unter der Haut in die Fetthöhlen ergossen, so kann man mit den Fingern Gruben in den Geschwulst drücken, die nicht so gleich wieder vergehen wenn man den Finger aufhebt, sondern eine Zeitlang zurückbleiben. Bey einer Brustwassersucht ist das Othemholen vorzüglich schwer; vom Geschwulste ist äusserlich wenig oder gar nichts dabey zu bemerken; oft ist auch ein Herzklopfen, starke Beängstigung und ein unordentlicher Puls damit verbunden. Hat sich das Wasser unter der Hirnschaale angesammelt, so erleidet das Thier eine Art von stillen Koller und eine Dummheit, und stirbt meistens, ehe man weiß, was ihm eigentlich fehlt.

Die Ursachen der Wassersucht sind eine Schwäche im ganzen Körper und in den Theilen insbesondere, in welchen sich das Wasser ansammelt; Verstopfungen in den Eingeweiden des Hinterleibes, Würmer in der Leber oder an andern Orten des Körpers, z. Ex. die Leberwürmer oder Egeln bey den Schaafen und die Taenia hydatigena. Zu viel oder zu wenig Bewegung, schlechte Nahrung und feuchte Luft veranlassen diese Krankheit insbesondere. Feuchte Weiden machen die Schaafe vorzüglich leicht wassersüchtig, vornehmlich in nassen Jahren, und dann ist die Wassersucht öfters eine stark unter ihnen grassirende Krankheit.

Selten bemerkt man die Gegenwart dieser Krankheit bey dem Viehe so frühe, daß es noch Zeit ist Hülfe zu schaffen. Zwar ist es meistentheils nicht schwer, das Wasser aus dem Körper fortzubringen; aber die Ursachen der Wassersucht selbst zu heben, zu machen daß sie nicht wieder kömmt, das ist gemeiniglich nicht leicht zu bewerkstelligen. Bey der Bauchwassersucht kann man noch am ersten Hülfe erwarten.

Man muß bey der Wassersucht eines Theils das Wasser fortschaffen und ausführen, und andern Theils den Körper hinlänglich stärken.

Harntreibende Mittel sind zu der ersten Absicht am schicklichsten, z. Ex. die Lattwerge N. 12. Morgens und Abends zur Grösse eines Hünereyes eingegeben. Es geht auch gar wohl an, den Hinterleib mit einem gewissen Instrumente, das man einen Troicar nennt, zu durchbohren und das Wasser behutsam abzuzapfen, nur muß dies nicht auf ein Mahl, sondern nach und nach geschehen, zumahl wenn der Hinterleib stark von Wasser ausgedehnt ist.

Aber weder die Mittel, welche das Wasser abführen, noch das Abzapfen selbst werden etwas helfen, wenn man nicht durch stärkende Mittel zugleich verhütet, daß sich nicht wieder neues Wasser ansammelt. Zu dem Ende kann man bey dem Gebrauche der Lattwerge N. 12. täglich zwey Mahl anderthalb Loth Stahlfeil mit Wasser eingeben, oder ein Loth Fieberrinde, und den Gebrauch eines dieser beyden Mittel auch noch eine geraume Zeit fortsetzen, einige Wochen lang, wenn das Wasser durch die Lattwerge hinlänglich abgeführt worden ist; ia man kann dann die Fieberrinde oder die Stahlfeil täglich drey bis vier Mahl geben.

Leicht zu verdauendes Futter und eine mässige Bewegung des Körpers sind bey der Wassersucht zugleich mit zu empfehlen.

Bey

Bey wassersüchtigen Schaafen ist der fleissige Gebrauch der Salzlecken, unter welche man zerstossene Lorbeeren setzen kann, ungemein dienlich. Hastfer räth zuerst ein Purgirmittel zu geben, z. Ex. N. 46. (dies ist eine Vorschrift von ihm selbst), und dann die Kugeln oder Pillen N. 47. Man giebt den Schaafen nüchtern nach Verhältniß ihres Alters zwey bis drey Stück davon ein und läßt sie drey bis vier Stunden im Stalle darauf stehen; hernach werden sie ausgetrieben wenn es gut Wetter ist; sie müssen aber den Tag sehr vor Wasser gehütet werden. Wenn das Wetter trübe ist, so räth er an, die Schaafe lieber im Stalle zu behalten und sie den folgenden Tag und die Nacht mit Strohe oder andern trocknen Futter zu speisen. Er versichert, daß diese Kugeln iährlich bey den Schäfereyen zu Höjentorp und Berga in Schweden gebraucht werden, und ein sicheres Mittel gegen die Wassersucht der Schaafe sind. Hundert und achtzig solcher Kugeln sind für 60. alte Schaafe oder für 80. bis 90. Lämmer zureichend.

Er erzählt auch aus einem andern Buche, daß iemand in der Provinz Kent in England ein starkes Decoct von dem Sedum acre LINN. gegen die Wassersucht der Schaafe gebraucht habe, wovon er ieden Thiere ein Oe-

sel eingegeben hat. Sie haben stark darnach purgirt, und sind fast allezeit sicher dadurch geheilt worden. Noch mehrere Mittel sehe man bey ihm selbst S. 237.

Bey dem Rindviehe muß man die Wassersucht auf einen ähnlichen Fuß tractiren, und sie ist auch bey demselben in nassen Jahren am gewöhnlichsten.

Die Ziegen sind vorzüglich der Art von Wassersucht unterworfen, wobey sich das Wasser unter der Haut ansammelt. Man gebraucht zur Präservation sowohl als zur Heilung selbst fleissig Salzlecken; und wann die Wassersucht schon vorhanden ist, so schneidet man an der Schulter ein wenig in die Haut, damit das Wasser abfliesse, und giebt täglich ein Paar Mahl ein Loth gepulverte Lorbeeren.

Die Gelbsucht.

Die Gelbsucht (la jaunisse) ist bey den Pferden eine Krankheit, die gar nicht mit der Gelbsucht der Menschen verwechselt werden darf; bey der auch der Arzt ganz anders verfahren muß. Die Gelbsucht der Pferde ist gar keine langwierige Krankheit, sondern vielmehr ein hitziges Gallenfieber.

Das

Das Pferd hat nämlich einen geschwinden Fieberpuls dabey, ist matt und traurig und sehr beängstigt, läßt den Kopf und die Ohren hangen, verliert die Lust zum Futter, hat ein heisses Maul, stinckenden Othem, aufgebürstete und verfärbte Haare, braunrothen Harn welcher Leinewand gelb färbt, und harten grünbräunlichen Mist. Das vornehmste Kennzeichen der Krankheit ist eine gelbliche Farbe, die das Weisse im Auge, die Lippen und das Zahnfleisch annehmen.

Die Gelbsucht entsteht, wenn die Galle verhindert wird, sich ordentlich in die Gedärme zu ergiessen. Sie tritt dann nach und nach wieder in das Geblüt über und bringt darin das Fieber und die Gelbsucht hervor. Alles was also die Ergiessung der Galle in die Gedärme verhindern kann, z. Ex. Steine, die sich in der Gallenblase erzeugt haben, ein Krampf in den Gallengängen, eine starke Erhitzung des Körpers, kann die Gelbsucht veranlassen.

Man muß bey der Gelbsucht des Pferdes nicht allein die gestörte Ausleerung der Galle in die Gedärme wieder herzustellen bedacht seyn, sondern auch das damit verknüpfte Fieber dämpfen. Zu dem Ende läßt man reichlich zur Ader und gebraucht innerlich täg-

lich zwey bis drey Mahl ein Loth Salpeter mit eben soviel Austerschaalen; wie auch alle Tage ein Paar Mahl das Klystier N. 1.

Die Rhabarber ist übrigens dasienige Mittel, von dem man das meiste erwarten muß um die eigentliche Ursache der Krankheit zu heben. Man kann sie Morgens vor dem ersten, und Abends nach dem letzten Futter zu anderhalb Loth eingeben, entweder mit Wasser, oder mit Honig in eine Lattwerge verwandelt. Das Futter und die übrige Wartung muß bey der Gelbsucht wie bey einem ieden starken Fieber eingerichtet werden.

Der Herr von Sind setzt auch dem Pferde bey der Gelbsucht einige Lappen oder Haarseile, und läßt sie wenigstens acht bis zehn Tage lang ziehen: er gebraucht auch ein Käumittel dagegen. Garsaults Mittel gegen die Gelbsucht des Pferdes aus Lauge von Weinrebenasche mit zerstossenen Lorbeeren scheint mir eben nicht anzurathen zu seyn. Der vollkommene Pferdekenner verordnet es ebenfalls mit Baumöle vermischt: aber übrigens hätte er sich vor dem Anstecken dieser Krankheit nicht zu fürchten, wie er thut.

Wenn das Pferd von der Krankheit hergestellt ist, so ist es sehr dienlich noch eine Zeitlang

Zeitlang die Rhabarber zu gebrauchen, nachher aber acht bis vierzehn Tage täglich zwey Mahl anderthalb Loth Stahlfeil mit Wasser eingeben, um die Eingeweide des Hinterleibes und den ganzen Körper wieder zu stärken.

Einige Pferdeärzte reden von einer Krankheit des Pferdes, die sie die spanische Kopfkrankheit (le mal d' Espagne) nennen: sie scheint nichts anders als diese hitzige Gelbsucht zu seyn.

Bey dem Rind- und Schaafviehe, das von der Gelbsucht befallen ist, unterläßt man die Aderlaß und den Gebrauch des Salpeters: man verordnet vornehmlich Rhabarber und verfährt im übrigen zur Stärkung des Körpers wie eben bey der Wassersucht gelehrt worden; denn die Gelbsucht ist da nicht eine solche hitzige Krankheit noch mit einem Fieber verbunden, wie bey dem Pferde. Wenn die wahre Gelbsucht ohne Fieber mit den bey dem Menschen und andern Thieren dabey gewöhnlichen Zufällen würklich das Pferd befällt, so ist sie wenigstens eine äusserst seltene Krankheit, vielleicht weil das Pferd keine Gallenblase hat.

Neunter Abschnitt.

Von den Krankheiten derer Theile, welche den Harn absondern und ausführen.

Beschwerliches Harnen.

Die Ursachen, warum ein Thier den Harn mit Beschwerde von sich giebt oder auch wohl gar nicht stallen kann, können von ganz verschiedener Art seyn.

Wenn die Nieren, das Werkzeug wodurch der Harn aus dem Geblüte abgesondert wird, von einer Entzündung oder einem Geschwüre angegriffen sind, so giebt das Thier nicht viel Harn von sich, der Harn riecht bisweilen selbst faul und übel und sieht rothbraun aus oder ist gar schon mit Eyter vermischt; es ist ein ansehnliches Fieber mit der Krankheit verbunden und die Gegend, wo die Nieren liegen, oder die Lenden, sind dem Thiere schmerzhaft und der Hinterleib gleichsam steif. Besteht die Krankheit nur erst in einer Entzündung, ohne daß schon eine Verenterung in den Nieren geschehen wäre, so kann man vielleicht noch durch Aderlässe und andere den

den Entzündungen Einhalt thuende Mittel, z. Ex. Salpeter und Klystiere, Hülfe schaffen: ist die Verenterung schon würklich geschehen, so ist wohl eben nicht viel Hülfe mehr zu erwarten.

Auch Entzündungen in andern hieher gehörigen Theilen, z. Ex. der Harnblase, der Harngänge, verursachen ähnliche Zufälle und verlangen auch ähnliche Hülfsmittel. Wenn diese Entzündungen schon in Verenterungen übergegangen sind, so findet nicht viel Hülfe mehr Statt: Am ersten kann man noch helfen, wenn die Verenterung in der Harnröhre selbst geschieht. Man erkennet dieses daran, daß die Geburtsglieder auch äusserlich eine grössere Hitze als natürlich leiden. Der Herr von **Sind** gebraucht alsdann besonders zubereitete Wachskerzen. Das Emplastrum diachylon cum gummatibus wird über einem, gelinden Feuer zerlassen und unter zehn Loth davan ein Loth weisser Präcipitat gerührt, alsdann werden Wachskerzen von der Dicke eines Schwanfederkieles und eine gute Elle lang ganz damit überzogen. Diese Kerzen werden dem Pferde behutsam in die Harnröhre so weit hinein gesteckt, als man sie hinein bringen kann; die Verenterung wird dadurch ordentlich unterhalten und verhindert, daß keine Erhabenheiten aus dem Geschwüre her-

vor wachsen, die das Harnen nachher unmöglich machen würden; hernach aber gebraucht man Wachskerzen, die auf eben die Weise mit dem Emplastro de lapide calaminari überzogen worden sind, um das Geschwür zum Schlusse zu bringen und zuzuheilen. Beyde müssen täglich einige Mahle herausgezogen werden, damit das Pferd stallen kann, hernach steckt man sie wieder hinein, nachdem man sie abgewischet hat.

Aber diese Zufälle sind seltner als der, da eine Verschleimung in den Harngängen macht, daß das Thier den Harn nicht von sich geben kann, ungeachtet es sich öfters dazu anschickt und die Ruthe aushängt. Die geringe Menge Harn, die das Thier bisweilen läßt, ist in diesem Falle ganz dick und schleimicht. Man muß alsdann einige Mahle hintereinander lindernde und erweichende Klystiere geben, dergleichen das N. 1. oder 13. ist, und zugleich öftere Einsprützungen in die Ruthe oder die Harnröhre gebrauchen, welche den Schleim zertheilen und auflösen, wozu man nur Kalkwasser gebraüchen kann, in dem venedische Seife aufgelöst worden.

Bisweilen rührt die Verhaltung des Harnes nur von einem Krampfe, der die Gefäße der Nieren, die Harngänge, die Oeffnung des

des Blasenhalses oder die Harnröhre befallen hat. Ein solcher Krampf kann durch eine plötzliche Erkältung veranlaßt werden, die auf eine vorgängige Erhitzung erfolgt ist. In diesem Falle ist die geringe Menge Harn, die das Thier von sich giebt, ganz helle und klar. Ausser dem öfters wiederholten Gebrauche des Klystieres N. 13., dem man iedes Mahl dreyssig Tropfen von Sydenhams schmerzstillender Tinctur zu setzt, bedient man sich gegen solche krampfichte Zufälle der Althäensalbe, worunter der zehnte Theil Kampfer gemischt worden. Diese Salbe wird öfters auf die Gegend der Nieren und um die Geburtsglieder herum wohl eingerieben. Oefters ist auch ein gelindes erwärmendes Mittel, z. Ex. ein halbes bis ganzes Quartier weisser Wein auf ein Mahl eingegossen, zur Hebung des Uebels sicher und hinlänglich.

Endlich kann auch ein Stein, der in den Nieren, den Harngängen oder in der Harnblase steckt, die Verhaltung des Harnes verursachen. Dergleichen Steine erzeugen sich in den Nieren oder in der Harnblase aus den irdischen Theilchen die der Harn in Menge enthält, und gelangen bisweilen zu einer ansehnlichen Grösse. Ausserdem, daß sie das Harnen sehr beschwerlich machen oder gänzlich

lich verhindern, verursachen sie dem Thiere ansehnliche Schmerzen.

Man kann bey dem Pferde dergleichen Steine in der Blase, wo sie weit gewöhnlicher sind als in den Nieren, dadurch mit veranlassen, daß man das Pferd nicht zu gehöriger Zeit stallen läßt, sondern es zu lange Zeit hintereinander reitet ohne stille zu halten. Der Harn bleibt solchergestalt eine übermässige Zeit in der Blase, und die irdischen Theilchen desselben setzen sich um so viel leichter in einen Stein zusammen.

Befindet sich ein Stein in den Harnwegen, so ist der Harn bisweilen mit einem Sande vermischt, manchmahl auch blutig. Durch ein gewisses Werkzeug, den Katheter, das man durch die Harnröhre in die Blase hineinbringt, kann man sich von der Gegenwart eines Steines in der Blase ausser den vorigen Kennzeichen noch gewisser überführen und ihn fühlen.

Man kann versuchen, ob man die Steine etwa auflösen kann; Kalkwasser und venedische Seife sind sehr würksam dazu. Innerlich kann man täglich einige Mahle ein Quartier Kalkwasser eingeben, worin ein bis zwey Loth venedische Seife aufgelöst worden; eben

diese

diese Vermischung sprützt man auch durch die Harnröhre täglich einige Mahle in die Blase ein, und führt das Thier gleich darauf eine Zeitlang spazieren, damit es dieses Wasser nicht gar zu bald wieder von sich geben könne. Man kann auch innerlich eingekochten Menschenharn versuchen mit venedischer Seife; man sehe meine Einleitung in die Vieharzneykunst S. 252. Ebendaselbst S. 250. findet man mehrere Mittel gegen den Stein angeführt; die Bärentraubenblätter hat man vorzüglich würksam befunden.

Der Herr von Sind hat auch bey dem Pferde die Operation unternommen, den Stein durch einen Schnitt aus der Blase herauszubringen. Wenn man sich von dem Verfahren bey dieser Operation näher unterrichten will, welche bey dem Pferde viel schwerer als bey dem Menschen zu verrichten ist, so sehe man dieses erfahrungsvollen Kenners Unterricht in den Wissenschaften eines Stallmeisters S. 243. nach.

Diejenige Darmgicht, die mit einer Verhaltung des Harnes verbunden ist, ist eine der gefährlichsten: meistens entsteht sie aus einer Entzündung derer Werkzeuge welche den Harn absondern und ausleeren, die bis zu den Gedärmen übergeht: öfters ist sie mit

dem

dem Nieren- oder Blasensteine vergesellschaftet. Man muß sich durchaus aller innerlichen und harntreibenden Mittel dabey enthalten, denn die Zufälle werden gewiß nur dadurch verschlimmert werden. Noch weit schlimmer ist es, den Harn mit der in den Mastdarm des Thieres gebrachten Hand aus der Blase auszudrücken.

Man muß reichlich und selbst mehrere Mahle dabey zur Ader lassen und beständig erweichende Klystiere gebrauchen. Man kann zu dem Klystiere N. 13. dreyssig Tropfen von Sydenhams schmerzstillender Tinctur und zwey Loth aufgelöste venedische Seife zusetzen. Durch die Harnröhre sprützt man fleissig Kalkwasser mit aufgelöster Seife ein.

Sonst bringt man auch die Pferde, bey denen der Harn verhalten ist, dadurch öfters leicht zum Stallen, daß man sie auf einen Schaafstall führt. Die von dem Schaafmiste aufsteigenden flüchtigen Theilchen bringen durch ihren Reitz diese Würkung zu Wege. Auf eine ähnliche Weise reitzt man das Pferd durch etwas Salz zum Harnen, daß man äusserlich an die Oeffnung der Geburtsglieder bringt, oder man steckt bey den Stutten ein Stückchen Seife ungefähr sechs Zolle tief hinein.

Der

Der innerliche Gebrauch starker harntreibender Arzneyen erfordert in allen denen Fällen, wo das Harnen beschwerlich oder ganz verhindert ist, ausserordentlich grosse Vorsicht, weil man grossen Schaden dadurch stiften kann, wenn man dergleichen zur Unzeit gebraucht. Finden sich an einem oder dem andern Theile, der zur Absonderung oder Ausführung des Harnes dient, Entzündungen, so kann man sie durch dergleichen hitzige Arzneyen vergrössern und die Krankheit immer schlimmer machen ohne im geringsten zu helfen; und auch selbst in dem Falle, da die Harnwege nur verschleimt sind, kann man selbst darin Entzündungen hervorbringen, wenn man harntreibende hitzige Mittel gebraucht und der Harn doch wegen des Schleimes in den Gängen nicht durchkommen kann. Einen Krampf in diesen Theilen vergrössern sie und machen ihn hartnäckichter: Steine, die in den Harngängen oder vor der Oeffnung der Blase steckt, zwängen sie noch schärfer ein, und verschlimmern also fast in allen Fällen das Uebel, das man dadurch heben wollte.

Der Lauterstall.

Der Lauterstall, die kalte Pisse, oder Strahlpisse (le flux d'urine) ist eine Krankheit, die die Pferde bisweilen befällt, insbesondere

sondere wenn sie an fremde Orte kommen und Wasser trinken, an welches sie nicht gewöhnt sind, oder wenn sie dumpfichten Haber fressen. Sie besteht darin, daß das Pferd das Wasser ganz hell und klar, wie es dasselbe getrunken hat, in kurzer Zeit wieder ausharnt, wobey es immer wieder aufs neue trinken will und grossen Durst hat.

Wenn der Lauterstall ganz einfach und ohne Fieber und andere Zufälle ist, so hat er nicht viel zu sagen. Man darf nur in dem Wasser, das das Pferd trinken soll, Erlenblätter abkochen: will es dieses Wasser von selbst nicht trinken, so gießt man ihm bisweilen einige Quartiere davon ein. Wird die Krankheit hierdurch noch nicht gehoben, so gebraucht man ein kräftigeres erwärmendes und stärkendes Mittel, N. 38. täglich zwey Mahle zur Größe eines Hünereyes.

Allein bisweilen ist der Lauterstall mit einem Fieber und einer grossen Abmattung des Thieres verbunden. Dann muß man diese Mittel solange aussetzen, bis man das Fieber durch Aderlassen, Klystiere, Salpeter und die gehörige Diät gehoben hat.

Robertson rühmt gegen den Lauterstall als ein ungemein dienliches Mittel Haber

ber: oder Rockenmehl in einem gar nicht fetten eisernen Geschirre braun geröstet und davon dem Pferde iedes Mahl eine Hand voll unter das Saufen gethan. Er versichert, daß ihm dieses Mittel niemahls fehlgeschlagen sey.

Blut das mit dem Harne abgeht.

Bisweilen ist dem Harne Blut beygemischt, ein Zufall, der eben nicht viel taugt. Es kann die Ursache davon in einer sehr grossen Vollblütigkeit des Thieres und in einer Schwäche der Werkzeuge liegen welche den Harn absondern, und das Uebel durch eine zu grosse Erhitzung veranlaßt werden. Wenn man also bey dem Blutharnen die übrigen Merkmaale einer grossen Vollblütigkeit und ein starkes Fieber wahrnimt, so muß man danach vornehmlich die Cur einrichten und hinreichend Blut lassen, wie auch Salpeter gebrauchen, um die zu heftige Bewegung des Geblütes wieder zu mässigen. Gelinde zusammenziehende und stärkende Arzneyen können auch etwas zur Hebung des Uebels beytragen.

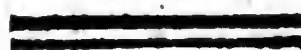
Allein manchmahl sind die Werkzeuge, die zur Absonderung und Ausleerung des Harnes dienen, beschädigt und mit einem Geschwüre

 besetzt;

besetzt; oder ein Stein, der irgendwo steckt, hat sie verletzt, und daher kömmt das Blut, das mit dem Harne abgeht. Wenn man dieses aus den übrigen Kennzeichen wahrnimt, so richtet man darauf die Heilungsart ein.

Bisweilen frißt das Vieh auf den Weiden allerley Kräuter, die ihm ein Blutharnen zu Wege bringen, mit welchem nicht viel Gefahr verknüpft ist. Wenn sich also keine schweren Zufälle dabey einstellen, so ist öfters nur der Gebrauch eines zusammenziehenden Mittels, z. Ex. der Schaafgarbe, Odermennig, Tormentill, Wassers worin glühendes Eisen abgelöscht worden, zur Heilung des Blutharnens zulänglich.

In wie fern die in den Nachrichten der königl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle, 1. B. S. 501. gegen das Blutharnen des Rindviehes empfohlnen Mittel nützlich seyn können, weiß ich nicht.



Zehnter Abschnitt.

Von den Krankheiten welche die Erzeugung und Geburth angehen.

Die Unfruchtbarkeit.

Bey verschiedenen Thieren ist es uns gar nicht unangenehm, wenn sie unfruchtbar oder zur Fortpflanzung ihres Geschlechtes ungeschickt sind, weil uns dieses nicht nur nicht hindert den Gebrauch von diesem Viehe zu machen zu welchem es bestimmt ist, sondern weil selbst dieser Fehler das Vieh zu verschiedenen Absichten geschickter und brauchbarer macht. Wir lassen selbst eine Menge Vieh durch eine eigene Operation, durch das Schneiden, verstümmeln und unfruchtbar machen, und zwar die Hengste und Bullen, damit sie etwas von ihrer natürlichen Wildheit verlieren und sicherer zu den für sie bestimmten Arbeiten gebraucht werden können; das übrige Vieh männlichen Geschlechts aber, dessen Fleisch wir essen, in der Absicht, daß es sich nicht durch Begattungen, oder auch nur durch einen heftigen Trieb dazu entkräfte, und vom Fleische zehre, oder damit es desto besser bey

der Mast zunehme. Selbst bey den Säuen wird diese Operation vorgenommen. Uebrigens hab ich schon von der Operation selbst im vierten Abschnitte meiner Einleitung in die Vieharzneykunst gehandelt.

Allein bisweilen hat ein Stück Vieh natürlicher Weise den Fehler an sich daß es unfruchtbar ist, und dies kann uns unangenehm seyn, wenn wir eben dieses Thier seiner vorzüglichen Bildung oder anderer guten Eigenschaften wegen zur Fortpflanzung seines Geschlechts brauchen zu können wünschen. Die Ursache der Unfruchtbarkeit kann dann in einer fehlerhaften Bildung der Zeugungswerkzeuge, in einer Schwäche des Körpers, in zu vielem Fette das das Thier hat, in einer zu grossen Geilheit, und noch in vielen andern uns bisweilen ganz unbekannten Ursachen liegen. Oefters wird man daher gar nicht im Stande seyn, dem Fehler abzuhelfen, wenn man z. Ex. die Ursachen nicht ergründen kann, denen er zuzuschreiben ist, oder wenn er von einer fehlerhaften Bildung der Geburtstheile abhängt, die man nicht abzuändern im Stande ist.

Die Schwäche des Körpers hindert vornehmlich die Fruchtbarkeit und Fortpflanzung des Geschlechts, wenn sie aus einer zu frühzeitigen

zeitigen oder zu häufigen Begattung, zu der man das Thier zugelassen hat, entstanden ist. Manche lassen ihr Vieh nicht das gehörige Alter erreichen, ehe sie ihm die Begattung erlauben, um desto mehr Nutzen davon zu haben; oder sie lassen die Thiere sich so oft begatten als diese nur immer können. Dieser Geitz bestraft sich am Ende selbst, alles Vieh weiblichen Geschlechts, das man zu frühzeitig hat tragen lassen, wird dadurch um so viel schwächlicher, daß es selbst nicht so alt wird als es sonst würde geworden seyn; und Hengste, oder Bullen, oder anderes Vieh männlichen Geschlechts hört immer um so viel früher auf zu zeugen, ie früher es angefangen hat, und ie weniger es bey diesem Geschäfte geschont worden ist. Ich geschweige, daß die Jungen, die von zu iungen Eltern erzeugt worden, allemahl um so viel schwächlicher und schlechter ausfallen. Stutten müssen von Rechtswegen selbst nicht alle Jahre tragen, sondern nur eins ums andere.

Das einzige, wodurch man vielleicht noch solchen Thieren helfen kann, die durch eine zu frühzeitige oder zu öfters wiederholte Begattung entkräftet sind, ist eine auserlesene gute Nahrung, die immer das meiste würken wird, wenn anders die Thiere nicht schon gänzlich verdorben sind. Vor dem Gebrau-

che aller starkreitzenden Mittel, welche öfters in dieser Absicht empfohlen werden, insbesondere der spanischen Fliegen, hüte man sich ja sorgfältig: sie thun allemahl den Thieren mehr Schaden als Vortheil.

Zu vieles Fett verhindert auch bisweilen die Stutten und andere Thiere weiblichen Geschlechtes daß sie nicht aufsetzen können, wenn sie besprungen worden sind. Dann kann man am besten rathen, indem man sie nur bey etwas bey etwas schlechtern Futter erhält, damit sie ihr zu vieles Fett verlieren.

Wenn ein Thier gar zu grossen Gefallen an dem Geschäfte der Begattung hat, so kann es auch dadurch zur Fortpflanzung seines Geschlechtes ungeschickt werden. Es läßt dann öfters nach der Begattung den männlichen Saamen wieder aus seinen Geburtsgliedern ausfliessen, ohne davon würklich befruchtet zu werden. Man führt die Stutten, die diesen Fehler an sich haben, gleich nach dem Sprunge eine Zeitlang nicht gar zur geschwinde spazieren, oder reitet sie gelinde, so behalten sie den Saamen leichter bey sich. Die Eselinnen pflegt man aus eben der Ursache gleich nach der Begattung tüchtig zu prügeln.

Es

Es giebt Stutten, die dadurch zur Fortpflanzung ihres Geschlechtes fast ganz unbrauchbar werden, daß sie zu empfindlich sind, und selbst dann, wenn sie voller Brunst sind, dennoch nach dem Hengste schlagen und den Sprung nicht erleiden wollen, wenn dieser die Handlung selbst verrichten will. Ich weiß nicht, ob man diesem Fehler abhelfen kann; das sicherste ist, die Stutte so zu befestigen und zu zwingen, daß sie den Hengst durchaus nicht zu verletzen im Stande ist, an dem öfters viel gelegen ist.

Es giebt auch Hengste, die den Sprung zu frühzeitig endigen, noch ehe sie den Saamen von sich gegeben haben; und ich darf es wohl nicht erst erinnern, daß ein solcher Sprung durchaus nicht fruchten könne. Wenn man dieses merkt, so müssen sich ein Paar Knechte sogleich mit dem Rücken gegen den Hengst stemmen, so wie er auf der Stutte ist, und ihn nicht eher wieder herunter lassen, als bis er den Saamen von sich gegeben hat, wobey er eine Bewegung mit dem Schweife machen wird.

Das Verwerfen.

Ein Thier verwirft oder mißgebiert, wenn es die junge Frucht zu früh von sich

giebt. Diese bleibt daher nicht beym Leben, sondern geht verlohren, und die Mutter selbst läuft Gefahr, das Leben dabey einzubüssen.

Die Veranlassungen dazu sind Schwächungen des Körpers, schädliche Nahrung, Purgirmittel zur Unzeit gegeben oder andere starkwürkende Arzneyen, zu schwere Arbeit die das trächtige Thier verrichten muß, Laufen, Springen, äussere Verletzungen, insbesondere Schläge und Stösse auf den Hinterleib. Bey oder nach verschiedenen schweren Krankheiten verwirft auch das trächtige Vieh; z. Ex. nach der Viehseuche; auch wenn es zu jung ist. Die Säue sollen leicht verwerfen, wenn sie mit Branteweinswäsche gefuttert werden.

Man muß folglich bey dem trächtigen Viehe alles das sorgfältig zu vermeiden suchen, was das Verwerfen veranlassen kann. Die Stutten verwerfen insbesondere leicht in den drey ersten und drey letzten Monathen ihrer Trächtigkeit; zur Vorsicht läßt man ihnen in dem dritten und neunten Monathe zur Ader.

Verwirft aber ein Thier würklich aus dieser oder jener Ursache, so muß man es nachher ansehen, als wenn es eine ziemlich schwe-

re

re Krankheit überstanden hätte. Man giebt ihm ein mässiges und leicht zu verdauendes Futter, und wenn das Verwerfen so spät geschehen ist, daß sich die Milch schon in den Eytern abzusondern anfängt, so giebt man den Stutten zumahl nicht zu viel Futter, damit die Milch ihnen keine Beschwerden verursache.

Schwere Geburt.

Die Geburt wird bey dem Viehe meistens dadurch schwer, daß entweder die Geburtsglieder unförmlich gebildet sind, oder das iunge Thier zu groß oder ungestalt ist, oder sich in einer unrechten Lage befindet, und deswegen nicht wohl durch den für dasselbe bestimmten Weg an das Licht gelangen kann. Seltner sind Entkräftungen der Mutter Schuld daran.

Man befördert die Geburt durch allerley Mittel, von denen ich schon in meiner Einleitung in die Vieharzneykunst S. 174. geredet habe. Sollte sich das iunge Thier in einer unnatürlichen Lage befinden, so muß man den Arm mit Oele bestreichen, ihn in die Geburtsglieder hinein bringen und das iunge Thier zu recht legen, daß der Kopf voran kömmt; bisweilen ist es aber fast bequemer,

die Frucht bey den Hinterfüssen zu fassen und so herauszuziehen.

Die Geburtshülfe bey dem Viehe ist noch äusserst vernachlässiget und dennoch von grosser Wichtigkeit; zumahl in Stuttereyen, wo die Füllen öfters viel werth sind, und wo man auch mit grosser Sorgfalt für die Erhaltung der guten Stutten bedacht seyn muß.

Wenn nach einer schweren Geburt die Gebährmutter oder andere Theile vorfallen, so bringt man sie mit der mit Oele bestrichenen Hand behutsam wieder an ihren Ort, und bähet dann die Geburtsglieder mit zusammenziehenden Mitteln, z. Ex. mit Wasser worin Tormentillwurzel abgekocht worden, damit sie an ihrem Orte bleiben.

Fehler der Milch.

Dieses sind Zufälle bey dem Milchviehe, wobey der gemeine Mann meistens Hexereyen als die Ursachen davon ansieht, und nur abergläubische Mittel gebraucht. Was wollt ich darum thun, wenn ich bey dem Landmanne das Vorurtheil ausrotten könnte, daß sein Vieh bey diesen oder auch bey andern Zufällen bezaubert sey! alle Krankheiten entstehen aus natürlichen Ursachen und erfodern natürliche Heilungsmittel.

Einige

Einige Kühe und anderes Milchvieh geben zu wenig Milch, weil die Nahrung bey ihnen mehr auf den ganzen Körper geht. In einigen Gegenden bedient man sich von dergleichen Kühen des sonderbaren Ausdruckes: die **Milch** gehe in die **Hörner**; aber mit den Hörnern hat dieser Fehler nichts zu thun. Am besten thut man, wenn man solche Kühe abschafft oder schlachtet.

Aber manchmahl giebt eine Kuh nur deswegen zu wenig Milch, weil man sie nicht gut genug futtert. Arzneymittel braucht man dann gar nicht zu geben, sondern nur besseres und mehr Futter; so wird sich die Milch schon vermehren.

Auch durch die Nachlässigkeit der Leute, welche das Vieh melken, verliert dieses die Milch, wenn sie dasselbe nicht iedes Mahl rein ausmelken, worauf man immer sehen muß, daß es allezeit ohne Ausnahme geschehe.

Sonst wird in den Nachrichten der königl. Großbrit. Landwirthschaftsges. 1. B. S. 485. gerathen, denen Kühen, welchen die Milch vergeht, die in einem Backofen gedörrten Zäpfchen von Haselstauden zu Pulver gerieben einige Mahle Morgens und

Abends

Abends mit einem Stücke Salzbrodte einzugeben.

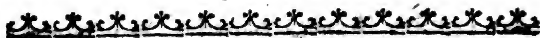
Wenn das Milchvieh Blut mit der Milch giebt giebt, so ist meistens eine Entzündung in den Eutern vorhanden. Der Landmann beschuldigt dann gemeiniglich die Hexen, oder auch wohl die Kröten, die den Kühen in den Ställen, wie man sagt die Milch aussaugen und blutig machen sollen; allein ich zweifle sehr daran, ob die Kröten iemahls an den Kühen saugen. Man hat auch einige Kräuter in dem Verdachte, als ob sie die Milch blutig machten, wenn die Kühe sie fressen; aber die Sache wäre auch noch näher zu untersuchen. Wenn man an dem Geschwulste, der Hitze und Röthe der Euter sieht, daß sie entzündet sind, so muß man Umschläge aus erweichenden Kräutern gebrauchen, oder auch nur die Euter mit ungesalzner Butter schmieren, und wenn die Entzündung zur Verenterung kömmt, sich der gewöhnlichen Mittel bedienen. Ausserdem dienen bey blutiger Milch zusammenziehende Kräuter, z. Ex. Tormentill, Odermennig, Täschelkraut, u. d. gl.

Manchmahl nimt die Milch von den Kräutern, die das Vieh gefressen hat, einen fremden und widrigen Geschmack an; z. Ex. von dem

Allio vrsino, Teucrio Scordio, Erysimo Alliaria einen Knoblauchsgeruch und Geschmack. Der Boletus bouinus, eine Art Erdschwamm, giebt ebenfalls der Milch einen übeln Geschmack, wenn ihn die Kühe gefressen haben; die Milch wird auch danach ganz lang und zähe. Zu Gothenbnrg in Schweden legt man wie Linné erzählt, die Drosera rotundifolia in das Seihetuch durch welches man die Milch gießt, um ihr diese von den Pilzen erhaltene üble Eigenschaft wieder zu benehmen. Sonst verdirbt auch bisweilen die Milch nur in den Milchgefässen, wenn diese nicht reinlich gehalten werden.



Einige



Einige Zusätze.

Von der Hornviehseuche.

Nachdem die Bögen schon abgedruckt waren, worauf ich von der Hornviehseuche und der Einimpfung derselben geredet habe, theilte mir der berühmte Herr D. Sandifort im Haag die Nachricht mit, daß die letztern Versuche über die Einimpfung in den Niederlandrn nicht so glücklich ausgefallen wären, als man wohl erwartet hatte. Um meine Unpartheylichkeit zu zeigen, theil ich hier die Uebersetzung einer Stelle aus einem Briefe des Herr van Doeveren zu Groningen an den Herrn Sandifort mit:

"Mit der Einimpfung des Rindviehes „ist es in dieser Provinz nicht so gut abgelaufen als mit der Inoculation der Kinderblattern: seit einer geraumen Zeit hören alle „Leute, soviel ich weiß, damit auf, und die „Versuche unserer Gesellschaft sind ebenfalls „geendigt. Der Ausschlag im Ganzen genommen thut bey weiten nicht der davon gefaßten Hoffnung genug; meinem Bedünken „nach

„nach fehlt noch sehr viel daran, daß er den „allgemeinen Nutzen der Einimpfung erweisen sollte: ich getraue mir vielmehr das Gegentheil davon auf das Deutlichste aus einer Anzahl mehrerer Beobachtungen darthun zu können, die man hier und anderwärts „gemacht hat: so daß ich nicht sehr darauf gesteuert bin länger für einen Vertheidiger dieser Operation gehalten zu werden, wie sehr ich „mich auch sonst bemühet habe sie zur allgemeinen Nützlichkeit zu bringen. Es ist auch „bey diesen Versuchen merkwürdig, daß die „letztern eben so wie die erstern ausgefallen „sind und daß die Operation noch zur Zeit „durch die öftere Wiederholung zu keiner grössern Vollkommenheit hat gebracht werden „können, welches den davon gehabten Erwartungen eben nicht sehr schmeichelt."

Möchte doch diese für mich sehr unerwartete Nachricht nicht veranlassen, daß man die Einimpfung der Seuche gänzlich wieder liegen liesse. Ich denke noch immer, daß man sie ein Mahl zu einer grössern Vollkommenheit wird bringen können, und daß sie ihren grossen Nutzen haben wird.

Uebrigens hat Herr **Bergius** seine Bedenklichkeiten gegen die Einimpfung der Seuche der schwedischen Uebersetzung einer

Abhandlung über die Hornviehseuche beygefügt, die der Herr **Sandifort** der königl. schwedischen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm eingesandt hatte. Diese Bedenklichkeiten scheinen mir gröstentheils ziemlich ungegründet. Sie laufen darauf hinaus, daß erstlich die Seuche unter die bösartigen, und nicht unter die exanthematischen gehöre. Weil aber die erstern den Menschen mehr als ein Mahl befallen könnten, so sey es wahrscheinlich, daß auch eben das von der Viehseuche gelte, und folglich sey die Einimpfung vielmehr abzurathen. Ich antworte hierauf, daß man mir eigentlich noch nichts von dem das Wesentliche einer Krankheit angehenden sage, wenn man die Krankheit bösartig nennt; daß man a priori nicht beweisen könne, keine Krankheit ausser den exanthematischen könne von der Art seyn, daß sie ein Thier nur ein Mahl befalle, und daß alle Argumente a priori, welche beweisen sollen, das Vieh könne die Seuche mehr als Ein Mahl bekommen, nichts beweisen, so lange die Erfahrung lehrt, daß das Vieh nicht zum zweyten Mahle angesteckt wird.

Weiter verwirft Herr **Bergius** die Einimpfung der Seuche deswegen, weil diese Krankheit dadurch nicht so gutartig gemacht wird, als die Kinderblattern durch die Einimpfung

impfung gemacht werden. Aber etwas gutartiger wird sie doch dadurch gemacht, wie die Erfahrung zeigt, und das Etwas ist immer besser als gar nichts.

Herr Bergius zweifelt ferner daran, ob es nicht vielleicht mehr der sorgfältigen Wartung und dem Gebrauche der mineralischen Säuren insbesondere, als der Inoculation zuzuschreiben sey, daß von dem eingeimpften Viehe mehr gerettet worden als sonst von dem natürlicher Weise angesteckten durchkömmt; allein eben diese Wartung und der Gebrauch der Säuren richtet nicht eben das bey dem natürlicher Weise angesteckten Viehe aus; und die Inoculation ist glücklich ausgeschlagen, ohne daß man Arzneyen oder Säuren dabey gebraucht hat.

Endlich schließt er die Einimpfung finde nicht auf einem Stalle Statt, wo schon die natürliche Ansteckung geschehen ist, denn da könne sie nichts helfen; und da wo sie noch nicht geschehen ist, dürfe man die Operation nicht vornehmen, damit man die Seuche nicht selbst weiter verbreite; also sey sie ganz und gar nicht anzustellen. Aber kann man sie denn nicht da anstellen, wo es höchst wahrscheinlich ist, daß die Seuche bald zum Ausbruche

kommen werde, wenn sie z. Ex. schon in den benachbarten Ställen wüthet?

Um zu zeigen, was für Verwüstungen die Seuche in Holland angerichtet habe, setze ich das Verzeichniß von dem Viehe hieher, daß in einem Jahre daselbst an dieser entsetzlichen Krankheit gefallen ist.

In Südholland.

			Stück		Stück
1769. im	April gestorben		4269	Gebessert	840
	Mai	-	2497	-	449
	Junius	-	2279	-	526
	Julius	-	3909	-	1047
	August	-	8129	-	2506
	September	-	18401	-	5867
	October	-	19588	-	6792
	November	-	17257	-	6005
	December	-	24871	-	10220
1770.	Jenner	-	10310	-	4354
	Februar	-	2642	-	1359
	März	-	1513	-	489
			gestorb. 115665.	gebess.	40454

In

In Nordholland und Westfriesland.

		Stück		Stück
1769.				
im April gestorben		997	Gebessert	294
Mai	-	618	-	296
Junius	-	1536	-	561
Julius	-	2606	-	1233
August	-	6067	-	2823
September	-	11973	-	6500
October	-	9090	-	4822
November	-	4342	-	1880
December	-	3424	-	1545
1770. Jenner	-	1945	-	989
Februar	-	582	-	148
März	-	383	-	146
	gestorb.	43563.	gebess.	21237

Gestorben sind also in Holland und Westfriesland vom April 1769. bis zum März 1770. in zwölf Monathen 159228 St. Rindvieh gebessert - 61691.

Folglich sind im Durchschnitte vom ganzen Jahre ungefähr dreyzehn Stücke von achtzehn krank gewordenen gestorben.

Von dem sogenannten Rückenblute.

Ich weiß nicht, was das eigentlich für eine Krankheit des Rindviehes und auch der Schaafe ist, die man mit dem Namen des Rückenblutes gemeiniglich zu belegen pflegt. Man soll dabey nach der gewöhnlichen Vorschrift mit der Hand in den Mastdarm fahren und geronnenes Geblüt ausstreichen. Dies nennt man das **Brechen des Rückenblutes**; aber so dunkel auch der Begriff ist, den ich mir von dieser Operation machen kann, so weiß ich doch genug davon um sie abzurathen. Die Krankheit, die man das Rückenblut nennt, scheint mir unter die hitzigen Fieber zu gehören; und Aderlassen, Salpeter und öftere Klystiere zu erfordern.

Von den sogenannten Franzosen des Rindviehes.

Eben so wenig weiß ich, was dieses für eine Krankheit ist. Unmöglich kann ich sie mit dem Herrn von **Fischer** in seinem Liefländischen Wirthschaftsbuche, S. 188. zu den venerischen Krankheiten rechnen. Vielleicht ist es ein Verderben und eine Verenterung der Eingeweide des Hinterleibes. Ob sie mit Franzosenholze geheilt werden könne, daran zweifle ich noch sehr.

Von

Vom Rankkorne der Schweine.

Das Rankkorn oder Gerstenkorn ist bey den Schweinen eben das, was die Plarre oder Blatter bey dem Rindviehe ist (126. S.). Es wächst ihm eine weisse Blatter in der Grösse einer Erbse am Gaumen oder sonst im Maule, welche mit einem bösen und schnell Ueberhand nehmenden Fieber verbunden ist. Ein Schwein kann in vier und zwanzig Stunden daran sterben. Ob aber die Krankheit ansteckend ist, wie ich höre, das weiß ich nicht; sie befällt die Schweine vornehmlich im Sommer bey grosser Hitze.

Man verfährt auf eine ähnliche Weise dabey wie bey der Plarre des Rindviehes und schneidet die Blatter so geschwind als möglich rein aus.

Von den Pocken der Schweine.

Auch diese kenn ich noch nicht recht: sie sollen den Sogferken zustossen, denen die Augen dabey zu schwären; wenn sie sterben, soll ihnen der Bauch schwellen und ganz blau werden. Das bewährteste Mittel dagegen soll seyn, die Ferken einige Tage mit frischer

Kuhmilch zu tränken. s. Nachrichten der königl. Großbritann. Landwirthschafts-ges. 1. B. S. 283.

Vom Herzklopfen der Pferde.

In den meisten Roßarznenbüchern findet man eine Krankheit dieses Namens beschrieben, die aber vielmehr als ein Zufall mehrerer und ganz verschiedener Krankheiten angesehen werden muß. Immer bleibt es ein sehr gefährlicher Zufall, znmahl wenn das Herklopfen ausserordentlich stark ist. Es kann von einem heftigen Fieber, von Gewächsen im Herzen und den grossen Gefässen, von einer Herzbeutelwassersucht, einer Cardialgie, Darmgicht und mehrern Krankheiten herrühren, und diese Krankheiten erfodern immer ihre eignen Mittel. Dem Herzklopfen selbst kann man übrigens durch Aderlässe und kühlende Mittel, z. Ex. Salpeter, Einhalt thun.

Nachricht wegen der Gewichte an den Landmann.

Die Landleute haben nicht immer kleinere Gewichte bey der Hand, um die Arznenen abzuwägen; ich will sie daher unterrichten, wie

wie sie sich im Falle der Noth helfen können. Vorläufig erinnere ich, daß sie sich der kleinsten und leichtesten Wagen bedienen müssen, um kleine Portionen von Arzneyen abzuwägen.

Vier gewöhnliche kurhannöverische drey Mariengroschenstücke, auf der einen Seite mit dem Rosse und auf der andern mit: 12 einen Rthlr. bezeichnet, nebst zwey einzelnen Mariengroschenstücken, auf der einen Seite mit dem geschlungenen Nahmen G. R. und auf der andern mit: 1 Mariengroschen bezeichnet, wägen zusammen genommen ein klein wenig mehr als ein Loth. Hätte man also kein Lothgewicht, so könnte man vier Dreymariengroschenstücke und zween einzelne Mariengroschen zusammen genommen als ein Lothgewicht gebrauchen. Eine Unze ist noch ein Mahl so schwer oder zwey Loth. Um ein Quentchen zu erhalten, wägt man ein Loth Rockenkörner oder dergleichen ab und theilt es erst in zween gleiche Theile und dann einen Theil wieder in zwo Hälften, also das ganze Loth in vier gleiche Theile, denn ein Viertheil von einem Lothe ist ein Quentchen. Der sechzigste Theil eines Quentchen ist ein Gran, ungefähr soviel als ein Gerstenkorn wägt, aber wer kein so kleines Ge-

wicht hat, der hat auch nicht leicht eine so feine Wage dergleichen Kleinigkeiten darauf abzuwägen, und muß also im Fall der Noth die Grane nach dem Augenmaasse nehmen; aber nur mit Vorsicht, weil die Arzneyen, wovon man nur so wenig verordnet, leicht schaden, wenn man auch nur ein klein Wenig zu viel davon nimmt.

ENDE.



Zu-

Zusammensetzung

derer

Arzneymittel

welche

in der Vieharzneykunst empfohlen werden.



N. 1.

Man vermische vier Löffel voll Honig, eben so viel Rüb- oder Leinöl und eine Hand voll Salz mit einem halben Quartier Milch, und gebrauche es, wenn das Salz völlig aufgelöst ist, laulicht warm als ein Klystier.

N. 2.

Man koche zwo Hände voll zerschnittene Krausemünze und eine Handvoll Fliederblumen in Weine, so viel als genug ist, zu der Dicke eines Breyumschlages.

N. 3.

Man nehme eine Hand voll Nachtschattenblätter, zwo Hände voll Kamillen und zwey Loth zerstossenen Kümmel, und koche es in halb Wasser und halb Essig, so viel als genug ist, zu einem Breyumschlage.

N. 4.

Man zerstosse oder zermahle drey Hände voll Leinsaamen, thue zwo klein zerschnittene Zwiebeln darunter, und rühre es mit so viel Honig zusammen, daß es ein dicker Brey wird.

N. 5.

℞. Mercur. sublim. Drachm. iij.
Aloes Drachm. j.
Pulv. M. cum spir. vin. q. s.
F. globuli magnitud. pisi, siccentur.

das heißt:

Man nehme drey Quentchen Sublimat und ein Quentchen Aloe, stosse beydes zu Pulver, vermische es wohl und mache es mit etwas Branteweine zu einem Teige an, woraus man Kügelchen in der Grösse einer Erbse verfertiget und sie trocknet.

N. 6.

℞. Mercur. viui Vnc. vj.
Flor. sulph. Vnc. iij.
M. exacte add.
Butyr. insulf. Vnc. iv.
F. vnguent.

das heißt

Man reibe zwölf Loth Quecksilber und sechs Loth Schwefelblumen wohl untereinander, und mache alsdann mit acht Loth ungesalzner Butter oder Schweineschmalz eine Salbe daraus.

N. 7.

℞. Ol. laurin.
hyperic. ana Vnc. v.

calef.

calef. ſuper ign. len. add.
Terebinth. Vnc. iv.
Vnguent. popul.
Vitriol. alb. pulueriſ. ana Vnc. ij. ſem.
M. probe, remou. ab igne & poſtea add.
Borrac. pulueriſ. Vnc. j.
Virid. aeris ſubtil, pulv. Vnc. j ſem.
Mercur. praecip. rubr. Vnc. ſem.

das heißt

Man laſſe in einem irdenen Geſchirre zehn Loth Lorôl und eben ſoviel Johannisôl über einem gelinden Feuer erwärmen, miſche alsdann acht Loth Terpenthin, fünf Loth Pappelnſalbe und fünf Loth weiſſen Vitriol klein gepülvert darunter. Dann nehme man das Geſchirr vom Feuer, und wenn die Salbe faſt kalt iſt, ſo rühre man noch zwey Loth fein gepulverten Borax, drey Loth fein geriebenen Grünſpan und ein Loth rothen Präcipität darunter.

N. 8.

Solleyſels Nußpflaſter.

Man nehme acht Tage vor oder nach dem Johannisfeſte Wallnüſſe, zerſtoſſe ſie in einem ſteinernen Mörſer ganz klein und reibe ſie durch ein Sieb, ſo, daß man das, was noch nicht durch das Sieb fällt, im-

mer

mer wieder aufs Neue zerstößt. Von diesen zerstossenen Nüssen vermische man zwey Pfund mit einem Pfunde wohlgetrockneten Salze und anderthalb Loth gemeinen Terpenthin, setze es in einem glasurten Topfe vierzehn Tage in den Keller und nachher koche man es unter beständigem Umrühren über dem Feuer zur Dicke eines Pflasters ein.

N. 9.

Man vermische ein Loth mineralischen Aethiops, einen Scrupel weissen Vitriol und zwölf Loth venedische Seife in einem Tope unter einander, thue zwey Loth Kampferspiritus und ein halbes Loth Salmiakspiritus dazu und rühre es über einem gelinden Kohlfeuer, ohne daß es kocht, zur Salbe.

N. 10.

Man tödte vier Loth Quecksilber mit etwas Terpenthin, das heißt man reibe das Quecksilber solange mit dem Terpenthine in einem steinernen Mörser, bis es sein glänzendes Ansehen verlohren hat, und dann reibe man vier Loth Schweineschmalz darunter, so erhält man eine schwarze Salbe.

N. 11.

℞. Sem. petroselin. pulueris. ℔ sem,
Croc. mart. aperit. Vnc. iv.
Sulph. antim. aurat. Vnc. j.
M. exacte c. Mell. q. s.
F. Electuar.

das heißt

Man mische zerstossenen Petersiliensaamen, ein halbes Pfund, eröffnenden Eisensafran, ein Viertheil Pfund und goldgelben Spießglasschwefel zwey Loth wohl untereinander und rühre es dann mit Honig, so viel als genug ist, zu einer Lattwerge, wovon man soviel als ein kleines Hünerey beträgt, auf ein Mahl eingiebt.

N. 12.

℞. Pulv. rad. squill. praeparat.
milleped. ana Vnc. j. sem.
herb. hederae terr. Libr. sem.
M. c. mell. q. s. F. electuar.

das heißt

Man nehme präparirte Meerzwiebel gepülvert, gepülverte Kellerwürmer, von iedem drey Loth, getrockneten Gundermann zu Pulver gerieben ein halbes Pfund, mische es wohl untereinander und mache daraus mit Honig, so viel als genug ist, eine Lattwerge.

N. 13.

N. 13.

Man koche eine Hand voll Kamillen in einem Quartiere Wasser, seige es dann ab, und vermische einen guten Löffel voll Salz und vier Loth Loröl oder Baumöl damit. Dieses gebrauche man laulicht zu einem Klystiere.

N. 14.

℞. Vnguent. de linaria Vnc. ij.
Camphor. puluerif. Drachm. j.
M. D.

das heißt

Man setze zu vier Loth Leinkrautsalbe ein Quentchen zerriebenen Kampfer und mische es wohl untereinander.

N. 15.

℞. Empl. de hyoscyamo Vnc. iij.
F. c. Ol. laurin. q. f. vnguentum crassius, cui adde
Mercur. praecip. rubr. Vnc. j.
Canthar. pulv. Drachm. ij.
M. D.

das heißt

Man vermische sechs Loth Bilsenkrautpflaster mit so viel Loröle, als genug ist, um eine etwas dicke Salbe daraus zu machen, und setze alsdann zwey Loth rothen Präcipitat und ein halb Loth spanische Fliegen hinzu.

N. 16.

N. 16.

Man nehme Geisbartwurzel, wilde Schwerdtlilienwurzel und getrocknetes Täschelkraut, von iedem acht Loth, Keuschlammsaamen zwey Loth. Nachdem ein iedes fein gepulvert worden, läßt man zwölf Loth weisses Pech mit zwey Loth Terpenthinöl über einem gelinden Feuer zusammen schmelzen und thut alsdann die vorigen Pulver darunter, die man wohl damit vermischt. Hierauf nimt man das Gemische vom Feuer und setzt noch zwey Loth zusammenziehenden Eisensafran und fünf Quentchen rohen Alaun hinzu, und rührt es, bis es kalt wird.

N. 17.

Man giesse auf vier Pfund Leinsaamenmehl ein halb Quartier des stärksten Weingeistes und koche es über einem gelinden Feuer zu einem Breye. Dazu setze man ein Pfund Honig und rühre es über dem Feuer solange, bis es dick wird, dann nehme man es herunter und vermische ein halb Pfund Schmalz oder Fett damit.

N. 18.

Man rühre zwey Pfund Bohnenmehl mit Lorölе, so viel als genug ist, zu einem dicken Breye, thue einen Löffel voll Wein-

geist dazu, mische es wohl durch einander und lasse es über dem Feuer bis zu einem dicken Breye einkochen.

N. 19.

Des Herrn von Sind Salbe gegen den angehenden Spatt.

Man nehme Rad. Petasitidis oder Pestilenzwurzel und Rad. Rusci oder Mäusedornwurzel von ieder vier Loth, stosse sie fein zu Pulver, und reibe sie alsdann mit zwey Loth des besten Vitriolöles auf einem Reibesteine ganz fein, dann mische man zwey Loth frisch ausgepreßten Saft von dem grossen Schellkraute (Chelidonium maius) ein Quentchen ol. petrae oder Steinöl und eben so viel ol. philosoph. wie auch ein halbes Loth Salmiakspiritus darunter und rühre es wohl untereinander.

N. 20.

Des Herrn von Sind Hufsalbe.

Man nimt im Frühiahre zwey Maaß Weinrebensaft * oder Thränen vom Weinstocke und kocht sie mit zwey Pfund frischen Hammeltalge, so lange bis der Saft ganz eingekocht ist, worauf man das Talg durchseihet. Alsdann zerstoßt man zwey Hände

de voll frisch eingesammlete Hollunderknöpfe in einem steinernen Mörser zu Breye, zerläßt das vorher zubereitete Talg in einem irdenen Geschirre und thut die zerstossenen Hollunderknöpfe dazu, rührt es solange über dem Feuer wohl durcheinander, bis das Talg davon grün wird, dann seihet man es wieder durch, setzt noch einmahl frische zerstossene Hollunderknöpfe dazu und verfährt eben so, und zwar drey Mahl hintereinander. Hierauf preßt man aus zehn zerschnittenen weissen Zwiebeln in einem steinernen Mörser den Saft aus, setzt ihn zu dem Talge, wie auch vier Loth Salmiakspiritus und ein Viertheilpfund weisses Wachs, und schmelzt dieses alles über einem gelinden Feuer unter beständigem Umrühren, iedoch ohne daß es kocht, zu einer Salbe. Hiermit bestreicht man alle acht Tage den Huf, besonders an der Krone.

N. 21.

Man weiche vier Loth Sennesblätter und zwey Loth Lerchenschwamm in siedheissen Wasser ein; wenn es kalt ist, so rühre man es um und giesse das Wasser durch ein Tuch, welches man auf ein Mahl eingiebt.

N. 22.

℞. Pulv. rad. Gentianae Vnc. vj.
nitr. depur. Vnc. ij.
M. c. mell. q. ſ.
F. electuar. D.

das heißt

Man vermische zwölf Loth gepulverte Enzianwurzel und vier Loth gereinigten Salpeter mit ſo viel Honig als genug iſt um eine Lattwerge daraus zu machen.

N. 23.

Man nehme Sennesblätter vier Loth, Coloquinten ohne Kernen ein halbes Loth, koche dieſes in einem Quartier Waſſer eine Stunde lang, gieſſe es durch ein Tuch und gebe es mit ein wenig Honig gemiſcht auf ein Mahl ein.

N. 24.

Nehmt Rautenblätter zwey Pfötchen, weicht ſie in ein halbes Quartier rothen Wein ein, thut einige Pollen Knoblauch, etwas Wachholderbeeren und ein halb Loth Kampfer hinzu.

N. 25.

℞. Pulv. rad. Contraieruae
Helen. ana Drachm. iij.

viper.

viper. ſiccat. n. j.
Camph. Drachm. j.
Rob. iuniperi q. ſ.
F. Bolus.

das heißt

Nehmt gepulverte Contraiernawurzel und Alant, von iedem drey Quentchen, eine trockne gepulverte Viper, Kampfer ein Quentchen, und macht mit Wachholderbeerenextract, ſo viel als genug iſt, eine Pille daraus.

N. 26.

℞. Rad. Vincetox.
Imperator.
Helen.
Angelic. ana Vnc. ſem.
Coqu. in Acet. roſat. Libr. ij
ad diminut. part. tert. colat. add.
Orvietan. Vnc. j.

das heißt

Man nehme Schwalbenwurzel, Meiſterwurzel, Alant und Angelikwurzel, von ieder ein Loth, koche es in zwey Pfund Roſeneſſig bis zur Verminderung des dritten Theiles, ſeihe es durch, ſetze zwey Loth Orvietan dazu und gebe die Hälfte des Morgens nüchtern, und die andere Hälfte des Abends ein, worauf man die Thiere wohl zudeckt.

N. 27.

Man nehme Quittenblätter zwey Mahl soviel als man mit den spitzen Fingern faßt, ein halb Loth Granatapfelrinde, ein Quentchen Sumachkörner; weiche es in einem Pfunde lauem Wasser einige Stunden ein, koche es darauf gelinde, seihe es durch und mische unter sechszehn Loth davon acht Gran gepulverten Safran und zwey Gran Kampfer.

N. 28.

℞. Pulv. rad. scill. ppt.
hep. antimon.
sal. mirab. Glaub. ana Vnc. iv.
rad. angel. Libr. sem.
M. c. mell. q. s. F. elect.

das heißt

Man rühre präparirte Meerzwiebelwurzel, Spießglasleber, und Glaubers Wundersalz, von iedem acht Loth, und ein halbes Pfund gepülverte Angelikwurzel mit soviel Honig, als genug ist, zu einer Lattwerge zusammen.

N. 29.

℞. Pulv. bacc. iunip.
rad. gentian. ana. Libr. sem.
galang. Vnc. iv.
M. c. mell. s. q. F. elect.

das heißt

Man mische ein halbes Pfund zerstossene Wachholderbeeren, eben soviel Enzianwurzel und acht Loth Galgant mit soviel Honig als genug ist zur Lattwerge.

N. 30.

Man mache aus Leberaloe anderthalb Loth, gereinigtem Weinsteine ein Loth, versüßtem Quecksilber einem halben Quentchen und weisser Seife soviel als genug ist, eine Pille.

N. 31.

Man nehme Enzianwurzel, Schwalbenwurzel von iedem acht Loth, Zaunrüben und Schierling von iedem sechs Hände voll, rohes Spießglas ein Pfund, pulvere es und mische es durch einander. Alsdann zerreibe man zwölf Loth Copaivabalsam mit dem gelben von vier Eyern in einem steinernen Mörser und rühre es unter das Pulver. Ferner giesse man auf ein Loth Salmiak und vier Loth Pottasche ein halbes Maaß Wasser (*), wenn alles zer-

flossen

(*) Dann wird aber der Salmiak zerstört und in Küchensalz verwandelt.

flossen ist, so giesse man es zu dem vorigen und mische soviel Weitzenkleye darunter, daß eine Lattwerge daraus entsteht.

N. 32.

Man nehme Franzosenholz vier Loth, Zaunrüben acht Loth, Cardubenedictenkraut, Schierling von iedem drey Hände voll und koche dieses in sechs Quartieren Wasser bey gelindem Feuer in einem zugedeckten Topfe. Wenn es erkaltet ist, gießt und preßt man den Trank durch ein Tuch.

N. 33.

Man nimt auf hundert Schaafe einen halben Himten ungelöschten Kalk, gießt drey bis vier Eymer Flußwasser darüber, rührt es wohl durch und läßt es vier und zwanzig Stunden stehen. Alsdann gießt man dieses Wasser ab in einen grossen kupfernen Kessel, daß der Kalk zurückbleibt, setzt ein halbes Pfund Salmiak fein gepulvert hinzu und läßt es wieder vier und zwanzig Stunden oder noch länger stehen. Hierauf thut man ein Loth Kampfer in starkem Branteweine aufgelöst hinzu und rührt und schlägt das Wasser in dem Kessel mit einem kleinen Besen aus Birkenreisern so lange, bis es ganz blau wird, worauf man

man es durch Löschpapier filtrirt und in wohl verwahrten Bouteillen zum Gebrauche verwahrt.

N, 34.

℞. Nitri depurat. Vnc. ij.
Croc. mart. aperit. Vnc. j.
Aqu. font. Vnc. vj.
M.

das heißt

Man mache aus vier Loth gereinigten Salpeter, zwey Loth eröffnenden Eisensafran und zwölf Loth Brunnenwasser durch einander gemischt einen Trank.

N. 35.

℞. Pulv. rad. rhabarb.
Sal. absinth.
ammon. depur. ana Vnc. iv.
sulph. ant. aurat. Vnc. ij.
M. c. oxymell. squillit. q. s.
F. elect.

das heißt

Man vermische Rhabarber gepulvert, Wermuthsalz und gereinigten Salmiak von iedem acht Loth, und Spießglasschwefel vier Loth, mit Meerzwiebelhonig soviel als genug ist zur Dicke einer Lattwerge.

 N. 36.

N. 36.

℞. Pulv. canthar. gr. j.
Mercur. dulc. r. ppt. & el. gr. j. sem.
Camphor. scrup. sem.
M. f. c. mucilag. Gumm. tragacanth. pil. N. vij.
D. dos. XII.

N. 37.

℞. Succin. ppt.
Conch. ppt.
Nitr. depur. ana. Vnc. iij.
Tart. vitriol. Vnc. j. sem.
Aqu. commun. Libr. vj.
M. D.

das heißt

Man nehme präparirten Bernstein, präparirte Austerschaalen und gereinigten Salpeter von iedem sechs Loth, vitriolisirten Weinstein drey Loth mit drey Quartieren Wasser. Vor der iedesmahligen Eingabe schüttelt man diesen Trank wohl durch einander.

N. 38.

℞. Vnguent. dialth. Libr. sem.
Ol. petr. Vnc. iv.
Camph. pulv. Vnc. ij.
M. D.

das heißt

Ein halbes Pfund Althäensalbe, acht Loth Steinöhl, und vier Loth gepulverten Kampfer untereinander gerührt.

N. 39.

N. 39.

℞. Conch. ppt. Vnc. ſem.
Limat. mart.
Rad. galang. ana Drachm. ij.
F. pulv. D. doſ. vj.

das iſt

Ein Loth präparirte Auſterſchaalen, ein halbes Loth Stahlfeil und eben ſoviel gepulverte Galgantwurzel untereinander gerieben, und ſechs ſolcher Portionen verfertiget.

N. 40.

℞. Aloes hepat. Vnc. j.
Pulv. zingib. Drachm. j.
M. D.

das iſt

Zwey Loth Leberaloe mit einem Quentchen zerſtoſſenem Ingwer vermiſcht.

N. 41.

℞. Extract. abſinth. Vnc. j.
Pulv. rad. Galang. Vnc. ſem.
Aqu. font. M. ij.
M. D. S. Täglich zwey Mahl ein halbes Quartier davon einzugeben, und vorher wohl umzuſchütteln.

das iſt

Zwey Loth Wermuthextract in zwey Quartieren Waſſer aufgelößt und ein Loth gepulverte Galgantwurzel hinzu gethan.

zween Theile, Habermehl einen Theil oder soviel als zum Zusammenkneten erforderlich ist. Nachdem man dieses mit fliessendem Wasser zu einem Teige zusammengeknetet hat, so macht man Kugeln daraus, so groß als Wallnüsse.

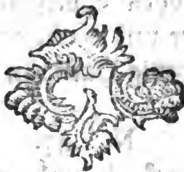
N. 48.

℞. Pulv. rad. gentian. Vnc. iv.
Zingib. Vnc. j.
M. c. mell. q. s. F. Elect.

das heißt

Acht Loth gepulverte Enzianwurzel und zwey Loth Ingwer mit Honig soviel als genug ist zur Lattwerge gemacht.

Ende der Vorschriften.



Inhalt

Inhalt.

Rappe

Die

Register

Register.

Feibeln

Steins



XX VI. 55

